Band 50 — 6. Mai 1926 — Heft 2/3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Sigm. Freud zum 70. Geburtstag

I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XII. Band 6. Mai 1926 Heft 2/3

SIGM. FREUD
ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

Zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds

Über Freud als Forscher und Schöpfer, über seine Bedeutung für die Erkenntnis des Seelenlebens, über seinen Einfluß auf das wissenschaftliche Denken überhaupt — über diese Dinge hier zu schreiben, verbieten der Anlaß und der Ort. Der Anlaß — weil man einen weltbewegenden Menschen nicht feiert, wie einen pflichttreuen Beamten oder Angestellten, in dessen Leben nur die Kalenderzahlen wesentliche Marksteine sind, während Freud uns durch seine noch im Flusse befindliche, ja fast gesteigerte Produktivität bewiesen hat, daß wir uns an keiner Grenzscheide seines Wirkens befinden. Der Ort, weil in diesen Blättern jede Zeile von der Größe seines Werkes spricht, so daß eine besondere Hervorhebung eher eine Abschwächung als eine Erhöhung bedeuten würde.

Statt dessen sei mir vergönnt, dem Gefühl nachzugeben, daß die Persönlichkeit Freuds für mich mit dem wesentlichen, ja fast dem einzig bedeutsamen Teil meiner eigenen Entwicklung unlösbar verknüpft ist. Ich glaube davon im Namen seiner ersten, ihm am nächsten stehenden Schüler ohne ungebührliche Betonung des Persönlichen sprechen zu dürfen, denn viele, und gewiß nicht die schlechtesten unserer Zeitgenossen, haben den Abglanz eines solchen Erlebnisses aus den Werken Freuds geschöpft, das uns ein seltenes Glück in den Schoß warf.

Freilich weiß ich kaum, wo ich beginnen soll. Soll ich von der Arbeitskraft und Unermüdlichkeit erzählen, die ganz abgesehen von dem Werte, auch der Menge nach durch Jahrzehnte hindurch die Arbeit dreier Menschen — des Analytikers, des wissenschaftlichen Schöpfers und des Organisators — vereinigte? Oder von den vielseitigen Interessen, die neben seinem eigenen riesigen Arbeitsgebiet noch Archäologie, Kulturgeschichte, Naturwissenschaften, bildende Kunst und Literatur umfaßten? Oder von der Urbanität und dem Takt, mit dem er dem Geringsten freundlich entgegenkam und die Überheblichkeit des Mächtigsten ruhig, aber schonungslos unterdrückte? Von dem unvergleichlich feinen Humor seiner Unter-

haltung oder dem im wahrsten Sinne vornehmen Ton, der in seiner Umgebung herrschte?

Ich glaube, das alles sind Eigenschaften, die auch anderen bedeutenden Menschen zukommen, und ich möchte doch gern eine Andeutung der Eigenart geben, die mir so deutlich vor Augen steht. Was mir zuerst an ihm auffiel, war, daß er, der doch sicherlich fühlt, daß er *„not in the roll of common men"* gehört, eine durchaus ungezwungene Bescheidenheit zeigt. Alles, was um ihn herum von seinen Schülern geleistet wurde, fördernd und freudig anerkennend, war er immer bemüht, sein Werk als etwas hinzustellen, was gewissermaßen nur zufällig mit seinen persönlichen Eigenschaften verknüpft sei. Dieser Unempfindlichkeit gegen Schmeichelei und persönliches Lob entsprach seine Unbeeinflußbarkeit durch fremdes Urteil, das sich auf äußere Autorität, auf Tradition, Gefühlsgründe oder Pathos stützte. Seine Linie war der äußerste Bekennermut ohne die mindeste Bekennerpose. Aus der inneren Tapferkeit, die ihn befähigte, den verschleierten Bildern, an denen durch Jahrtausende die Seelenforscher scheu vorübergeschlichen waren, ins Angesicht zu sehen, kam ihm die Ruhe, die alle Entrüstung und Zurückweisung durch die zeitgenössische Wissenschaft als Selbstverständlichkeit, nur mit einem spöttischen Lächeln entgegennahm. Unerbittlich gegen jene, die, durch die harte Last seiner Wahrheit zu früh ermüdet, sich ihrer durch irgendeinen Kunstgriff wieder zu entledigen suchten, war er sonst überall voller Nachsicht gegen fremde Unzulänglichkeiten. Obgleich er seinem Werke zuliebe die geheimsten Seiten seines Charakters der Öffentlichkeit preisgeben mußte, ist es ihm doch gelungen, hinter seinem Werk zu verschwinden und persönlich seinem Ruhm auszuweichen. Der tiefsten Leidenschaftlichkeit fähig, aber im Kleinsten wie im Größten beherrscht; ein „guter Hasser", wo er der Gemeinheit und Lüge gegenüberstand, aber einer, dem das *„pro summa fide summus amor"* tief ins Herz geschrieben war — so haben wir ihn erfahren. Um das alles und vieles andere, was hier ungesagt bleiben mußte, zusammenzufassen: So einzigartig, eine Weltenwende in den Geisteswissenschaften bedeutend sein Werk uns erscheint, wir waren stets dessen sicher, daß der Mann nicht kleiner ist als sein Werk.

Hanns Sachs

Zur Naturphilosophie

Von

Paul Schilder

Dr. med. et phil., Professor an der Universität Wien

I

Naturphilosophie teilt zunächst die Annahme des naiven Realismus, daß eine Welt der Dinge wirklich sei, sie zweifelt nicht an der Existenz des Wahrgenommenen. Aber schon der naive Realismus sieht sich genötigt, zwischen Sein und Schein zu unterscheiden und das Vorgespiegelte von dem Wirklichen zu trennen. Hiebei ergibt sich bald, daß die Ergebnisse des Tastsinnes eine besondere Verläßlichkeit zu haben scheinen, während Auge und Ohr trügerisch in die Irre führen, wobei wir den Ausdruck Tastsinn in einem sehr weiten Sinne nehmen, der Bewegung und Bewegungswahrnehmung in sich faßt. In diesem Sinne spricht Locke von primären und sekundären Qualitäten der Materie. Die Physik hat es in ihrer älteren Fassung mit den primären Qualitäten der Materie zu tun, mit Druck und Stoß, mit Masse, Kraft und Energie. Optisches, Gehörtes, Gerochenes und Geschmecktes wird seiner besonderen Qualität beraubt und erscheint als Bewegung von Masseteilchen, Atomen. Solcher Verzicht auf eine Fülle von Qualitäten muß jedoch einen psychologischen Sinn haben. Es ist ein Verzicht auf die späteren Differenzierungen in der phylogenetischen Entwicklung. Aus dem allgemeinen Oberflächen-Sinnesorgan differenzieren sich allmählich die spezifischen Sinnesorgane. Es wäre sinnlos, ein Sinnesorgan irgendwelcher Art anzunehmen, welches nicht irgendwie in ein Tun einmündete. Wahrnehmung und Handlung sind einander gesetzmäßig zugeordnet. Eine Wahrnehmung ist stets auch eine Antwort, ist ein aktives Geschehen. Das Hautsinnesorgan, Abkömmling des Ektoplasma, steht zur Handlung, zum Tun

in besonders inniger Beziehung. Die Atomistik ist in diesem Sinne Regression, Aufhebung von Differenzierungen und Rückkehr zu einem phylogenetisch älteren Zustand, daher das Gefühl des Ruhens und der Sicherheit, wenn wir das Weltbild auf das Mechanische, auf die Tastqualitäten reduziert haben und damit zu primitiveren Quellen des Handelns zurückgekehrt sind. Vom Standpunkte des Erkennens aus haben, was Kant besonders klar formuliert hat, die primären Qualitäten vor den sekundären Qualitäten nichts voraus.

II

Jedes Wahrnehmen und jedes Erleben ist dreigliedrig. Es setzt voraus ein Ich, welches sich einem Gegenstande zukehrt und einen Körper, an welchem diese Zuwendung ihre Resonanz findet, die Empfindung. Wir haben also in der Wahrnehmung zu unterscheiden, das wahrgenommene Objekt, das Ich und die Empfindung (den Körper). Wir haben sinngemäß hinzuzufügen, daß auf jede Wahrnehmung sofort eine Reaktion erfolgt. Wahrgenommen werden aber immer nur Situationen, und Reaktionen sind immer nur Handlungen, welche auf eine bestimmte Situation zielen; ja sogar in Vorstellungen und in Gedanken beziehen wir uns immer nur auf wirkliche und mögliche Situationen und wirkliche und mögliche Handlungen. Die Empfindung und auch das Gefühl sind die körperliche Seite dieser Ich-Gegenstandsbeziehung. Daraus folgt, daß die Welt nicht Resultat einer Projektion von Empfindungen sein kann, vielmehr ist die hier gegebene Gliederung Voraussetzung einer jeden Projektion. Die Projektion kann demnach den Besitzstand von Körper und Welt entscheidend abändern, sie schafft aber nicht die Unterscheidung zwischen Körper und Welt. Wenn ich also im vorangehenden darauf hingewiesen habe, daß das atomistische Weltbild ein auf den Tastsinn reduziertes Weltbild sei, so soll das nicht bedeuten, daß dieses Weltbild durch Projektion von Tastempfindungen entstanden sei, sondern es soll nur jener Anteil des Körperlichen bezeichnet werden, welcher bei einem solchen Weltbild empfindungsmäßig mitschwingt.

III

Im Zentrum des atomistischen Weltbildes stehen die Begriffe Masse, Kraft, Energie. Der Begriff der Masse wird aus sehr alltäglichen Erfahrungen gewonnen. Um Gegenstände gleichen Aussehens zu bewegen, ist bald eine größere, bald eine geringere Kraft notwendig. Die Kraftanstrengung erkennen wir

aber durch den Kraftsinn. Wird der Gegenstand geteilt, so setzt jedes der Teilstücke einen geringeren Widerstand entgegen als das Ganze. Diesen Widerstand bezeichnen wir als Trägheit. Wenn wir einen Körper bewegen, so heißt das, daß wir ihm eine Beschleunigung erteilen. Wir können aber die Masse eines Körpers auch dadurch bestimmen, daß wir den Körper der Schwere entgegen heben. Letzten Endes beruht also der Begriff der Masse auf Sinneseindrücken.

Friedländer[1] hat gezeigt, daß die Objektivierung von Druck- und Kraftempfindungen begründet ist in der Richtung der Aufmerksamkeit auf den visuell wahrgenommenen oder vorgestellten Gegenstand, und in der Tatsache, daß bereits eine gehäufte Zahl gleichartiger Wahrnehmungen vorhergegangen ist. Beide Bedingungen besagen aber nichts anderes, als daß der Eindruck der Masse dann entstehen kann, wenn wir eine Handlung an einem Körper vorgenommen haben oder vorzunehmen beabsichtigen.

Es ist aber eine der grundlegenden, wenn auch selten formulierten Erkenntnisse der Psychoanalyse, daß das Individuum nicht handle, weil es diese oder jene Empfindung habe, sondern daß es sich plan- und sinngemäß auf eine Situation einstellt, — um in der Sprache der Phänomenologen zu reden, — auf einen Gegenstand zielt. Die lebendige Situation des Ödipus-Komplexes ist z. B. eine solche Handlung gebietende Situation.

Der Begriff der Masse hat nach diesen Ausführungen nur Sinn im engen Zusammenhang mit einem triebhaften, willensmäßigen Interesse an Gegenständen.

Nach Newton ist der Bewegungszustand einer Masse m durch die Größen m und v (letztere ist die Geschwindigkeit) vollständig bestimmt. Jede Veranderung von v weist auf das Vorhandensein einer äußeren Kraft hin, und wir können die Größe dieser Veränderung zum Maßstab der Kraftintensität benützen. Jene Kraft gilt als die größere, welche der gleichen Masse die größere Beschleunigung oder der größeren Masse die gleiche Beschleunigung erteilt. Aus diesen wenigen Bemerkungen geht bereits hervor, daß der Kraftbegriff auf den gleichen Sinnesdaten basiert, wie der Begriff der Masse: Kraftsinn und Druckempfindung. Man wird jedoch nicht fehlgehen, wenn man sich zu der Annahme entschließt, daß neben der Wahrnehmung und Empfindung auch das Erlebnis des „Ich will" von Bedeutung sei, oder mit anderen Worten, daß der Kraftbegriff psychologisch die Tat zur Voraussetzung habe.

1) Die Wahrnehmung der Schwere. Zeitschrift für Psychologie, Band 83, 1920.

In den physikalischen Erörterungen spielt der Begriff der Energie eine außerordentlich große Rolle, er bedeutet das Äquivalent der von einer Kraft in einer bestimmten Zeit geleisteten Arbeit, bestehe diese in einer räumlichen Verschiebung der Massen oder in einer Veränderung des Aggregatzustandes. Sie kann z. B. als mechanische Arbeit gemessen, durch das Produkt $K \cdot s$ (Kraft mal Weg), zum Teil als lebendige Kraft $\frac{mv^2}{2}$ in Erscheinung treten. Bekanntlich kann kinetische Energie in potentielle umgewandelt werden und mechanische in Wärmeenergie oder in elektrische Energie, die wir uns wiederum durch den Ablauf gewisser chemischer Reaktionen verschaffen können. Die Physik nimmt eine Wesenseinheit der Energieformen an.

Man sieht, auch die Begriffe der Kraft und Energie verweisen lediglich auf Sinneseindrücke, welche dem taktilen und kinästhetischen Gebiete angehören, und ein physikalisches Weltbild, welches sich auf die Begriffe Kraft, Masse und Energie stützt, verzichtet auf viele Differenzierungen, hält aber grundsätzlich an dem Grundschema fest, daß es Handlungen gebe, welche an Gegenständen durchgeführt werden. Man hat wiederholt gesagt, der Kraftbegriff entstünde aus der Projektion eigener Willensergebnisse in die unbelebte Natur. Aber könnte nicht das Willenserlebnis in uns der Krafterfassung außer uns ebenso zugeordnet sein, wie die Empfindung der Wahrnehmung zugeordnet ist? Oder mit anderen Worten, wir haben nicht das Recht, die Möglichkeit abzulehnen, daß es ein unmittelbares Wahrnehmen eines Lebendig-Bewegten außer uns gebe.

Während das mechanisch-physikalische Weltbild einen Rest von Differenzierungen im sinnlichen Material, mit dem es schaltet, festhält, wird dieser Rest in der neueren Entwicklung der Physik noch weiter eingeschränkt. Die Elektrizität gewinnt in ihr eine immer größere Bedeutung. Es ist schwer, die sinnliche Basis anzugeben, auf welche sich die Lehre von der Elektrizität stützt. Bemerkenswert, daß sehr Wesentliches an der Bewegung des Froschschenkels entdeckt wurde. Man wird nicht fehlgehen, wenn man vage, primitive allgemeine Empfindungen als die bedeutsame sinnliche Grundlage der Elektrizitätslehre ansieht. Man wird nicht fehlgehen, wenn man vom psychologischen Gesichtspunkt aus ein Weltbild, welches die Elektronen in sein Zentrum stellt, als besonders primitiv ansieht.

IV

Hier setzt auch eine für den Naturphilosophen besonders bemerkenswerte Bewegung in der Physik ein. Sie ist nämlich daran, die Masse auf Energie zu reduzieren; alle Masse sei im Grunde nur scheinbare Masse. So zeigen

z. B. die Kathodenstrahlen, welche aus negativ geladenen Elektronen bestehen, eine Änderung der Masse je nach ihrer Geschwindigkeit. Beim Zerfall radioaktiver Substanzen erscheinen negative Elektronen, bestimmte Mengen elektrischer Energie. Einsteinsche Rechnungen führen zu der Annahme, daß die träge Masse eines Körpersystems geradezu als Maß für seine Energie angesehen werden kann. Hier verschwimmt also Kraft und Masse zugunsten eines vagen Wirkenden. Fügen wir hinzu, daß in dem Verschwimmen des Subjekts und Objekts, wie wir es bei narzißtischen Zuständen zu sehen gewohnt sind, eine ähnliche Haltung zutage tritt. Wir können ihr keine bindende erkenntnistheoretische Bedeutung zuschreiben, denn wir haben gezeigt, daß in jedem Erleben die Dreigliederung Welt, Körper, Subjekt, wenigstens in allgemeinen Umrissen, gegeben ist. Ein Wille ohne einen Gegenstand, auf den er sich richtet, eine Handlung ohne Objekt, auf welches sie zielt und an welchem sie die Handlung vornimmt, sind schlechthin sinnlos. Ein solches Weltbild, welches die Masse eliminiert und an Stelle dieser die Energie setzt, mag vielleicht narzißtisch befriedigen, kann aber eben deswegen nicht auf volle Gültigkeit Anspruch erheben. Vermerken wir, daß nach Preuß die Irokesen mit dem Ausdruck *„orenda“* die dem Dinge innewohnende Zauberkraft kennzeichnen; diese Zauberkraft kann aber auch zu einer Verwandlung der Objekte führen. Ein Mensch als ganzer Körper kann sich z. B. leibhaftig in einen Werwolf verwandeln, während seine zentrale zauberische Substanz nicht zu bestehen aufhört oder auch nur geschmälert wird. Wir könnten in abgekürzter Weise die Energie der Physik und die zauberische Substanz und die Zauberkraft der Primitiven einander gleichsetzen. Damit soll zunächst nur die Befriedigung erklärt werden, welche uns ein derartiges Weltbild, das so trostlos zu sein scheint, zu geben imstande ist. Wir werden aber auch zu den Gedanken getrieben, daß sich die Triebbedürfnisse des Menschen in seinen Weltanschauungen immer wieder durchsetzen. Freilich, welche ungeheuere Bereicherung bringt die Physik gegenüber den Anschauungen Primitiver! Aber sollte nicht der dunkle Drang doch irgendwie auch Erkenntnisse vermitteln können? Haben wir das Recht, anzunehmen, daß ein so mächtiger Teil der Triebhaftigkeit, wie er uns im Narzißmus entgegentritt, erkenntnistheoretisch lediglich Belangloses liefere? Sollte es nicht doch Zauberkräfte, d. h. ein Wollen in der Natur geben? Und sieht hier der Primitive nicht richtiger als der in der physikalischen Weltanschauung Befangene, welcher entgegen den psychologischen Quellen seiner Begriffe in der Energie etwas nicht Willensmäßiges sieht?

V

Hier muß zunächst zwischen der auf physikalischen Ergebnissen beruhenden Weltanschauung und der Physik als Wissenschaft unterschieden werden. Der Physiker ist natürlich nicht gehalten, aus den Formulierungen, welche er in seiner wissenschaftlichen oder praktischen Fälligkeit anwendet, eine Weltanschauung zu machen. Bekanntlich hat Newton aus seinen physikalischen Ergebnissen keine weltanschaulichen Folgerungen gezogen; für viele Physiker ist die Physik lediglich eine Sammlung von Formeln, von Gleichungen, welche der Beherrschung der Wirklichkeit und der Lenkung der Tätigkeit dienen. Die Gleichungen der Physik hätten dann über die Feststellung von Handlungsmöglichkeiten hinaus keine weitere Bedeutung. Naturwissenschaftliches Denken wäre so Instrument des Handelns und nicht Instrument des Erkennens. Für eine derartige Physik werden die Begriffe Kraft und Masse ebenso bedeutungslos, wie etwa das Zeit- und Raumerlebnis in den Einsteinschen Formeln nicht mehr zu finden ist. Die Physik ist zum härtesten Tatsachensinn zurückgekehrt, sie hat jeglichen Anschauungswert verloren. Ihre Atommodelle sind, wie jüngst noch Bohr betont hat, nicht mehr mit den gewöhnlichen Mitteln der Anschaulichkeit zu fassen. Bemerkenswert, daß auch in dieser Entwicklung die Rückkehr zu primitiven Erlebnisformen die Vorbedingung für das hochdifferenzierte Handeln zu sein scheint.

Aber wird denn wirklich unser Handeln auch nur in wesentlichen Punkten durch die physikalische Erkenntnis bestimmt? Ist es nicht die Fülle der Qualitäten, die wir wahrnehmen, die unser Tun, unser Handeln erwecken? Das Farbig-Lebendige der Welt, all das, was reizt und lockt, das Sexualobjekt, wirkt nicht als physikalisch faßbarer Körper, sondern als qualitätenreiches Objekt des Triebes. Man muß sich darüber klar sein, daß das in physikalischen Formeln Faßbare den unwesentlichen technisch-maschinellen Teil unseres Handelns darstellt, nicht aber zu den Problemen des lebendigen Strebens hinführt, welche durch die von Freud geschaffene Psychoanalyse durchleuchtet werden. Wir veranschlagen den Erkenntniswert der Physik also gering, ohne uns darüber zu täuschen, welche narzißtische Befriedigung physikalische Weltanschauungen geben können. Die Psychoanalyse erscheint also hier als ein Mittel, die Psychologie der Physik besser zu verstehen.

VI

Fügen wir zur Begründung unserer Annahme von dem geringen Erkenntniswert der Physik noch folgende Erwägung hinzu: wäre das gesamte Weltgeschehen in mathematisch-physikalische Gleichungen eingefangen, wäre im Sinne der Laplaceschen Intelligenz alles vorausberechenbar geworden, niemals könnte ein solches Wissen von der physikalischen Seite her das Belebte vom Unbelebten unterscheiden, niemals würde das Zeiterleben auftauchen, niemals die Farbe, ja so paradox es klingt, niemals das Erlebnis des Tastens, niemals, um es mit einem Worte zu sagen, das Psychische, niemals das fließende Zeiterleben; niemals das Ding in seinen Qualitäten; physikalische Betrachtungsweisen sind der Welt und ihren Qualitäten nicht gewachsen. Immer wieder kommen wir zu jener jenseits aller Physik stehenden Grundformel zurück, daß sich ein Ich der Welt im Denken, Handeln und Fühlen zuwendet, einer Welt, welche sich in Objekten und Situationen entfaltet. Hier befindet sich die Analyse im Einklang mit der phänomenologischen Betrachtungsweise, welche ja gleichfalls die Beziehung Ich-Akt-Gegenstand in das Zentrum stellt. Sehr im Gegensatz zu jenen assoziationspsychologischen Anschauungen, welche das Handeln von Empfindungen abhängig machen.

VII

Die Physik kennt im Grunde keine Objekte. Sie verzichtet in ihrer heutigen Form auf die Annahme einer *actio in distans*. Sie kennt keine Fernwirkungen, sie kennt nur Feldwirkungen. Aber darüber hinaus: weder Atome noch Elektrone können jemals Objekte des Handelns werden. Der Objektbegriff ist sinnlos ohne die Gegenüberstellung eines Subjektes oder von Subjekten, welche die Physik nicht kennen kann. Aber wir können auf die Gliederung der Welt nicht verzichten. Ich und Gegenstand stehen einander gegenüber. Wir können die Struktur des Gegenstandes nur begreifen, wenn wir das Ich zu begreifen suchen, welches in den vielfältigen Erlebnissen doch eine Persönlichkeit bleibt. Auch das Objekt ist nur sinnvoll, wenn es in der Fülle der Abschattungen immer wieder das eine bleibt. Wir könnten nicht handeln, wäre das Objekt sich nicht selber gleich, gälte nicht der logische Satz $a = a$. Wir wissen, daß der logische Satz $a = a$ niemals voll realisiert sein kann. Es gibt keinen Gegenstand, der sich im wirklichen Sinne selbst gleich wäre. Aber wir brauchen Ein-

heiten des Handelns. Wir könnten weder denken noch handeln, gingen wir nicht von der Voraussetzung der Einheit der Objekte aus, ihrer Selbstgleichheit. Auch hier ist die Struktur des Ich und die der Objekte parallellaufend, der Einheit in der Vielfältigkeit beim Subjekt entspricht die Einheit in der Vielfältigkeit beim Objekt, welche ihren strengen Ausdruck in dem Identitätssatze der Logik findet. Nur scheinbar ist die Geltung des Identitätssatzes in jenen Fällen archaischen Denkens Schizophrener und Primitiver gemindert, in denen etwa ein Mann nicht nur als er selbst, sondern auch als sein Vater und auch als Tier angesprochen wird. Gerade in derartigen Fällen wird eine einheitliche „Substanz" gemeint, welche in verschiedenen Formen erscheint. Es handelt sich um Teilansichten desselben Gegenstandes. Freilich kann auch der für den Beobachter gleiche Gegenstand bald als er selbst, bald als ein anderer erscheinen, doch handelt es sich dann für den Erlebenden um zwei Gegenstände, welche wiederum jeder sich selber gleich sind. Das Objekt ist also spiegelbildlich die gleiche Einheit, wie das Subjekt, und die Psychoanalyse tut recht daran, wenn sie unter Objekten zunächst Liebesobjekte, beseelte Menschen meint. Auch hier reicht sie viel über die Enge physikalischer Betrachtungsweisen hinaus. Handeln wir denn nicht immer gegen beseelte Wesen? Ist es belanglos, daß das Kind und der Primitive in der Welt nur immer wieder wollende und handelnde Potenzen sieht? So scheint die Psychoanalyse imstande zu sein, zwar nicht — wie gelegentlich gemeint wurde — logische Sätze umzustoßen, wohl aber ihren psychologischen Gehalt erkennen zu lassen.

VIII

Der Psychoanalytiker wird sich immer wieder die Frage vorlegen, inwieweit philosophisches Denken und ein Versuch der Klärung zentraler Fragen nicht narzißtische Selbstüberschätzung sei. Er wird auf diese Frage verwiesen vor allem durch die Tatsache, daß die weltumspannenden Theorien in der Schizophrenie so häufig, ja man wäre fast versucht zu sagen in der Regel, das Krankheitsbild beherrschen. Jede Zuwendung zu den großen Problemen entfernt uns und entfremdet uns von der Wirklichkeit des Tages. So fiele der Vorwurf der Abkehr vor der wahren Realität, von der Physik auf den physikalischen Laien zurück, der diese Zeilen geschrieben hat. Man hüte sich jedoch zu meinen, daß ein Erkennen, dessen psychologische Triebfedern erkennbar werden, auf Geltungswert keinen Anspruch habe. Jede Erkenntnis muß uns auf psychologischem Wege zufließen. Wir können

nur triebhaft strebend erkennen. Und sollte denn die so mächtige Fülle der Regungen, welche wir unter dem Namen des Narzißmus zusammenfassen, nicht berechtigt sein, ihren Platz im Ganzen des Denkens und Anerkennung ihrer Teilbedeutung zu verlangen? Aber sollte es nicht für das Erkennen wesentlich sein, daß es neben der qualitätslosen Einheit auch die Objekte in ihrer reicheren Entfaltung berücksichtigt? Eine mit Farben, Düften, Gerüchen, Tönen geschmückte Welt anzuerkennen, ist Anerkennung einer höheren Stufe der Triebentwicklung. Warum sollten wir in der Weltanschauung auf das verzichten, was die Werte des Lebens ausmacht? Nur jene Weltanschauung kann Anspruch auf Geltung erheben, welche auf der Gesamtheit der architektonisch gegliederten Triebhaftigkeit beruht.

Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse

(Von Kant zu Freud)

Von

Oskar Pfister

Dr. phil., Pfarrer in Zürich

I

Der zeitgeschichtliche Ausgangspunkt

Noch niemals in der Weltgeschichte kam der Wille zur Einigung in der politisch, sozial und religiös jämmerlich zerrissenen Menschheit so wuchtig zum Ausdruck, wie in der Gegenwart. Die durch den Weltkrieg mißhandelten Völker wollen sich nicht einfach sammeln, wie eine zersprengte Herde oder Flotte, sondern suchen neue Bande ersprießlicher Gemeinschaft, neue Grundlagen des Völkerrechtes und vor allem der Völkergerechtigkeit. Die historisch gewordenen organischen Zusammenhänge sollen von ihren Widersprüchen und Rückständigkeiten gereinigt und durch eine planmäßige Organisation des Menschheitslebens ausgebaut werden. Voran gingen (noch vor dem Weltkrieg) die protestantischen Kirchen, die mit der katholischen Christenheit zusammen eine religiös-ethische Grundlage dieser Menschheitseinigung schaffen wollten. Die große Kirchenkonferenz von Stockholm im Sommer 1925 vertrat, da Rom seine Beteiligung ablehnte, mit den Abgeordneten von über dreihundert Millionen Griechisch-Orthodoxen und Protestanten den weitaus größeren Teil der Christenheit. Die politischen Einigungsbestrebungen kristallisierten sich im Völkerbund und im Ständigen Internationalen Gerichtshof.

Das Ideal einer höheren menschlichen Gemeinschaft leuchtet seit Jahrtausenden über unserem Geschlechte, aber nur als lieblicher Sternenglanz.

Es strahlte aus der großen Seele Echnatons, es erfüllte die Prophetie eines Jesaja, es fand seinen tiefsten und erhabensten Ausdruck in Jesu Reichgotteshoffnung. Augustinus in seiner „Civitas Dei“, Herder in seinen philosophischen Ideen zur Geschichte der Menschheit, Schleiermacher mit seinem Gedanken der „Annäherung an einen allgemeinen Staatenbund, der die gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Staaten ordnen sollte“,[1] beschenken uns mit individuellen Ausgestaltungen jener Gemeinschaftsidee, die sich wie ein lebensstarkes Rhizom durch die Geschichte der Jahrhunderte zieht.

Die ungeheuere Lebensnot der jüngsten Vergangenheit hat dem Wunschtraum Wirklichkeit zu verleihen begonnen. Allein, werden die zarten Pflanzen, die in frostigen Frühjahrstagen dem Erdreich anvertraut wurden, dem Eishauch des alten, bösen Geistes des Völkeregoismus widerstehen können? Werden der Völkerbund und sein geistiges Gegenstück, die ethisch-religiösen Einheitsbestrebungen, die Kinderkrankheiten überwinden und zu jener titanischen Kraft heranwachsen, die der Machtgier und dem Grimm der Großmächte Ketten anlegt und die wilden Bestien gezähmt vor den Wagen des friedlich siegenden Rechtes spannt?

Wir verzichten auf den Mantel des Propheten und nehmen uns nicht heraus, auf dem gefährlichen Luftschiff des Wunschdenkens in weite Zukunft vorauszufliegen. Dagegen halten wir es für angemessen, auf die Bedingungen hinzuweisen, die erfüllt sein müssen, damit dem Ideal der menschlichen Gemeinschaft im universellen Sinne die Verwirklichung erblühen könne. Und diese Überlegungen führen uns auf Sigmund Freud. Vorerst aber wenden wir uns einem anderen Großen zu.

II

Immanuel Kant

Von den großen Philosophen hat keiner so inbrünstig den Jakobskampf um die Einigung der Menschheit geführt, wie Kant. Deshalb stellen wir seine Gedankengänge voraus. In seinem kurzen Aufsatz „Idee zur allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ breitet er folgende Gedanken aus: Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln. Am Menschen sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der

1) Schleiermacher: Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Braun und Bauer, Bd. III, 565 f.

Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. Dies geschieht lediglich durch menschliche Vernunft, die sich vom Instinkt frei hält, mit Hilfe des Antagonismus zwischen seinem Hang zur Geselligkeit und dem entgegengesetzten, sich zu vereinzelnen. Letzterer äußert sich darin, daß er alle bloß nach seinem Sinne richten will und daher Widerstand von ihnen erwartet; hieraus entspringen Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Die Kultur besteht eigentlich in dem gesellschaftlichen Wert des Menschen. „Da werden alle Talente nach und nach entwickelt, der Geschmack gebildet und selbst durch fortgesetzte Aufklärung der Anfang zur Gründung einer Denkart gemacht, welche die grobe Naturanlage zur sittlichen Unterscheidung mit der Zeit in bestimmte praktische Prinzipien und so eine pathologisch-abgedrungene Zusammenstimmung zu einer Gesellschaft endlich in ein moralisches Ganze verwandeln kann." Und ein solches ist deshalb nötig, weil nur in ihm jener fruchtbare Streit zwischen geselligem und ungeselligem Streben allen Einzelnen bestmöglich gewährt wird. Die Freiheit des Einzelnen muß dabei äußeren Gesetzen unterstellt werden, die eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung zum Ausdruck bringen. „In diesen Zustand des Zwanges einzutreten, zwingt den sonst für ungebundene Freiheit so sehr eingenommenen Menschen die Not." Wilde Freiheit wäre unerträglich. Wie die Bäume im Wald eben dadurch, daß sie einander Luft und Sonne zu nehmen suchen, einander nötigen, beides über sich zu suchen und dadurch einen schönen geraden Wuchs bekommen, so drängen die Menschen einander zu Kultur, Kunst und schönster gesellschaftlicher Ordnung.

Die Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist aber nur möglich bei einem gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnis. Die Natur treibt durch die Kriege, ihre Vorbereitung durch Rüstungen und ihre quälenden Folgen die Völker an, „aus dem gesetzlosen Zustand der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten, wo jeder, auch der kleinste Staat seine Sicherheit und Rechte nicht von eigener Macht, oder eigener rechtlicher Beurteilung, sondern allein von diesem großen Völkerbunde *(Foedus Amphictyonum)*, von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen der vereinigten Willen erwarten könnte".

Ob man diese höhere Ordnung vom Zufall, vom spontanen Gang der Natur oder überhaupt nicht erwarte, hängt davon ab, ob es vernünftig sei, Zweckmäßigkeit der Natur in ihren Teilen, aber Zwecklosigkeit in ihrem Ganzen anzunehmen. So lange die Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden und so die langsame

Bemühung der inneren Bildung und Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, kommen wir nur zur Zivilisation, nicht aber zur Kultur; denn diese schließt Moralität ein.

Die Geschichte der Menschengattung kann als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur angesehen werden, eine innerlich, daher auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu erhalten, da sie nur in ihr alle Anlagen der Menschheit entwickeln kann. Diese Auffassung ist kein schwärmerischer Chiliasmus; sie wird durch sehr nüchterne Überlegungen gestützt. „Der Krieg wird selbst allmählich nicht allein ein im Ausgang von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast (einer neuen Erfindung) fühlt, deren Tilgung unabsehbar wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem durch sein Gewerbe so sehr verketteten Weltteil auf alle Staaten tut, so merklich, daß sich diese, durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten und so alles von weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat . . ., und dieses gibt Hoffnung, daß nach manchen Revolutionen der Umbildung endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand als der Schoß, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zustande kommen werde."

Am Schlusse des geistvollen Aufsatzes betont Kant, daß er mit seiner Idee einer Weltgeschichte nicht etwa eine empirisch abgefaßte Historie verdrängen wolle. Der Macht der Erfahrungstatsachen huldigt der Philosoph schon durch den wuchtigen Satz, der als geharnischter Flügelmann in der Front des Essays schreitet: „Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag: so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, ebensowohl als jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt."

Dieser Satz möge den Ausgangspunkt unserer Kritik bilden. Wir verneigen uns vor dem Seherblick des großen Königsbergers. Ohne Zweifel ist er seinem Jahrhundert weit vorausgeeilt. Er verbindet philosophische und erfahrungswissenschaftliche Einsichten. Metaphysik und Ethik reichen einander die Hände zur Konzeption einer umfassenden Teleologie. Beiden zugleich entstammen die Sätze, daß alle Naturanlagen eines Geschöpfes sich zweckmäßig auswickeln sollen, und daß die Geschichte auf eine auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung abgezweckt sei. Psychologie,

also eine erfahrungswissenschaftliche Betrachtung, enthält die erwähnten Thesen: Die Natur will, daß der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, durch instinktfreie Vernunft selbst hervorbringe; dabei waltet der Antagonismus zwischen Extra- und Introversion (viele Analytiker wissen nicht, daß diese Unterscheidung schon in Kants Psychologie vorherrscht); durch fortgesetzte Aufklärung wird die Grundlage zu einer Erhebung des präkulturellen Denkens geschaffen; bevor wir zu einer moralischen Struktur der Menschheit gelangt sind, leben wir in einem pathologischen Zustand. Das schöne Gleichnis von den Bäumen, die durch gegenseitige Hemmung das Aufwärtsstreben bewirken, schildert die Sublimierung. Erweiterungspolitik ermöglicht nur Zivilisation, nicht aber Kultur. Auf Psychologie gestützt ist endlich auch das prophetische Urteil, die Völker werden durch die schlimmen Wirkungen des Krieges zur Bildung von Schiedsgerichten übergehen bewogen werden und einen Völkerbund schaffen.

Die Kritik wird sich vor allem den psychologischen Ansichten Kants in den Weg stellen. Ist der Dualismus zwischen Instinkt und Vernunft haltbar, oder liegen in den Instinkten Säkularerinnerungen, die selbst Vernunfttätigkeit einschließen? Kann Aufklärung im Sinne Kants, als Darbietung theoretischer Kenntnisse, jenen „pathologischen“ Zustand überwinden, der in der Völkerzerklüftung vorliegt? Waren nicht schon längst die Wirkungen des Krieges häufig so verheerend, daß die Vernunft zu Schiedsgerichten übergegangen wäre, wenn sie auf diesem Lebensgebiet den Ausschlag gäbe? Die schönsten Verträge, die großartigsten rechtlichen Einrichtungen, die herrlichsten Menschheitsideale werden erfahrungsgemäß in die Luft gewirbelt, wenn Fortuna nach einer anderen Richtung lockt, oder wenn der Sturm der Völkerleidenschaft ausbricht.[1]

Kant läßt uns den Parnassus schauen; aber der von ihm zur Besteigung angegebene Pfad verliert sich in trügerische Schrofen und grifflose Felsmauern, die nimmermehr zum Ziele führen.

---

1) Spinoza sagt in seiner „Theologisch-politischen Abhandlung“: „Niemand schließt einen Vertrag und braucht denselben zu halten, als in Hoffnung eines Gutes oder in Sorge eines Übels. Fällt diese Grundlage fort, so fällt auch der Vertrag fort, wie die Erfahrung lehrt. Denn wenn auch mehrere Staaten übereinkommen, einander nicht zu verletzen, so suchen sie doch nach Möglichkeit das Anwachsen der Macht des anderen zu hindern und trauen den Worten nicht, wenn der Zweck und Nutzen des Vertrages für beide nicht klar ersichtlich ist . . . Nimmt man dabei auf Frömmigkeit und Religion Rücksicht, so sieht man überdem, daß kein Inhaber der Staatsgewalt zum Schaden des Staates das Versprechen halten darf, ohne ein Verbrechen zu begehen“ (Spinoza, Werke, II, 217 [Kirchmann]).

III

Freuds Beiträge zur Psychologie der Zerklüftung

Freud ist weder Metaphysiker, noch Ethiker, noch Prophet. Sein Reich sind die gegebenen Tatsachen und ihre wissenschaftliche Bearbeitung, soweit sie zur Erfüllung seiner ärztlichen Aufgabe und zur Abklärung seiner empirischen Begriffswelt erforderlich ist. Mehr als Positivist will er als Psychoanalytiker und Gelehrter nicht sein. Wer ihm menschlich nähertreten durfte, weiß, daß ihm Kants Einigungsbestrebungen aus der Seele gesprochen sind. Daß er während des ganzen Weltkrieges in der von ihm herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" Angehörige der Zentralmächte und ihrer politischen Feinde als Redakteure und ständige Mitarbeiter zeichnen ließ, läßt tief in seine Denkweise schauen. Die von ihm vertretene wissenschaftliche Richtung bewahrte dank seiner Führung jene über allen Chauvinismus hoch erhabene Haltung, die allein dem Wesen wahrer Wissenschaft entspricht, und braucht sich nicht zu schämen, daß ihr wissenschaftliches Organ in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung innerhalb der Weltliteratur einnahm. Ganz im Geiste Kants klagt Freud über den Krieg: „Es will uns scheinen, als hätte noch niemals ein Ereignis soviel kostbares Gemeingut der Menschheit zerstört, so viele der klarsten Intelligenzen verwirrt, so gründlich das Hohe erniedrigt."[1] Der Sehnsucht nach Aufhören des Krieges gibt er beredten Ausdruck. Er erinnert daran, daß in jeder führenden Nation „hohe sittliche Normen für den Einzelnen aufgestellt worden waren, nach denen er seine Lebensführung einzurichten habe, wenn er an der Kulturgemeinschaft teilnehmen wollte", daß aber die Kulturstaaten untereinander diese Normen nicht respektierten. Er bespricht die Enttäuschung über die Mißachtung des Völkerrechtes im großen Kriege, über die gesteigerte Verlogenheit und Machtgier, „die Lockerung aller sittlichen Beziehungen zwischen den Großindividuen der Menschheit".

Allein nun tritt Freud durchaus nur als Psychologe an das Problem des Krieges heran. Genauer könnte man sagen: Er legt das Fundament zu einer Psychopathologie der Sozietät. Ihm ist der Krieg Atavismus und Regression (Rückbildung). Dem unzulänglichen Rationalismus Kants, der alles Heil von der Aufklärung erwartet, stellt er den Voluntarismus entgegen,

1) Freud: Zeitgemäßes über Krieg und Tod. Imago IV (1915), S. 1. (Gesammelte Schriften, Bd. X.)

der den Intellekt nur als Instrument des Willens gelten läßt, so daß auch der Scharfsinnigste sich plötzlich einsichtslos wie ein Schwachsinniger benimmt, sobald die verlangte Einsicht bei ihm auf einen Gefühlswiderstand stößt. Die Großindividuen (Staaten und Völker) schieben Interessen vor, indem sie Krieg erklären; in Wirklichkeit gehen sie darauf aus, ihre Leidenschaften auszuwirken. In jedem Einzelnen steckt ebenso wie im Menschen der Urzeit ein Stück Feindseligkeit oder sogar Mordlust, das selbst in den innigsten Liebesbeziehungen nachwirkt.

Diese knappen Andeutungen enthalten Ideen, deren Tragweite noch nicht abzusehen ist. Die Psychoanalyse dringt in den Bereich des Großindividuums ein. Erst damit wird eine biologische Psychologie der verschiedenen menschlichen Gemeinschaften (Völker, Klassen, Kirchen, wissenschaftlichen Schulen usw.) möglich.

IV

Freud als Hygieniker der menschlichen Einigungsbestrebungen

Die verdientesten Förderer der Menschheit wollen niemals Ziel sein. Sie führen über sich selbst hinaus. Sie entdecken wie Moses ein gelobtes Land und blicken leuchtenden Auges hinein; aber wenn sie es auch nicht selbst betreten, so rechnen sie zu den preiswürdigsten Entschädigungen für ausgestandene Mühsal die Gewißheit, daß andere jenes Kanaan einnehmen werden.

Auch für das erhabene Problem der Menschheitseinigung will Freud nur einen Anfang psychoanalytischer Untersuchung darstellen. Er steckt ein paar Wegpfähle auf; seinen Nachfolgern überläßt er es, den von ihm begonnenen Weg auszubauen. Dem Einzelnen ist kaum vergönnt, mehr als ein Stück dieser Völkerstraße zu verwirklichen. Vollends in der vorliegenden Skizze sind nur ein paar dürftige Andeutungen möglich.

Die Psychoanalyse, auf die Großindividuen angewandt, vermittelt uns in erster Linie eine tiefere Wesensschau in die Tatsachen menschlicher Zerklüftung und Gemeinschaft. Wir haben eine Soziologie, die sich mehr mit den materiellen Erscheinungen befaßt, aber allerdings auch die psychologischen Determinanten mitberücksichtigt.[1] Was wir aber mindestens ebenso

1) Siehe meine Schrift „Der seelische Aufbau des klassischen Kapitalismus und des Geldgeistes." Bircher, Bern.

notwendig hätten, wäre eine Biologie des Zusammenlebens, eine Sozialbiologie und Kulturbiologie, wobei der Nachdruck auf die geistigen Ursächlichkeiten zu liegen kommen müßte. Ohne Tiefenpsychologie war ein solches Unternehmen undurchführbar. Freud hat freie Bahn gebrochen.

Die Analyse verschafft uns den erforderlichen Einblick in die Struktur der menschlichen Zerwürfnisse und Spaltungen. Sie lehrt uns im Gegensatz zur Oberflächenpsychologie das Irrationale und Alogische dieser Prozesse verstehen und überwindet damit den seichten Rationalismus, an dem die bisherigen Versuche zerschellen mußten. Aber diese irrationalen und alogischen Machtfaktoren stellen sich nicht als etwas Magisches und Mirakulöses heraus, wie es naive theologische Supranaturalisten so gerne haben möchten, um ihren Wünschen ein wohlgehegtes Feld zu erschließen: vielmehr erkennt die Analyse, um es möglichst scharf zu formulieren, das Rationale im angeblich rein Irrationalen, das Irrationale im vermeintlich rein Rationalen. Die Verdrängungs- und Manifestationstheorie löst das Rätsel in einer wundervoll klaren und durchsichtigen Weise.

Ebenso gewährt Freuds Forschung Einblicke in den Zwangscharakter so vieler menschlicher Spannungen, die sich der Einigung widersetzen. Das Wort „Zwang" gilt dabei nicht im üblichen Sinne, nach welchem dem Subjekte eine unwiderstehliche innere Macht gegenübersteht. Von solchen „Obsessionen" unterscheide ich die „Insessionen", die nach genau denselben Gesetzen zustande kommen, nur daß der Widerstand des Subjektes gänzlich überwunden ist, so daß der Schein der freien Willensentscheidung entsteht. Solche Insessionen, die die Menschen auseinanderreißen, wirken oft nach Art einer posthypnotischen Suggestion, in welcher der Fremdursprung der abgenötigten Handlung vergessen ist.

Damit ist bereits der unterschwellige Regierungsbezirk angedeutet, als dessen Vollzug die menschlichen Absperrungen und Feindseligkeiten sich für die tiefenbiologische Betrachtung ergeben. Um ihn wissenschaftlich erfassen zu können, muß eine kausale Untersuchung einsetzen, die wiederum erst seit Freud möglich ist.

Bei dieser entwicklungsgeschichtlichen Arbeit erkundigt sich der Analytiker nach den Wurzeln der menschlichen Zersplitterung und gelangt dabei zu einem ungeheuer verwickelten Netz. Als besonders wichtig findet er immer und immer wieder die Ödipus-Bindung, den Narzißmus, Sadismus und Masochismus, ferner eine Unmasse von sekundären Determinanten, wie Kastrationsdrohung und andere sexuelle Traumen, lieblose Behandlung, Kränkungen des Selbstgefühls hinsichtlich des körperlichen, geistigen oder

sozialen Wertes, Beeinträchtigungen des Strebens nach freien Entwicklungen usw.

Eine analytisch belehrte Biologie der Großindividuen hätte sodann die genetischen Prozesse mit ihren Kausalverhältnissen ausfindig zu machen. Sie müßte zu diesem Zwecke gleichzeitig geistes- und naturwissenschaftlich orientiert sein. Sie hätte die Entwicklung der menschlichen Sozietätsformen aufzudecken, und da ihr an der Feststellung der Ursächlichkeiten besonders viel liegt, müßte sie den Gesetzen des menschlichen Zusammen- und Auseinandergehens sorgfältigste Aufmerksamkeit schenken. Außer den spezifischen allgemeinen Formen, die bei diesen Prozessen hervortreten, müßte sie den im gesamten übrigen Geistesleben zutage tretenden Gesetzen nachgehen, der Verdrängung, Fixation, Introversion, Regression (der ontogenetischen und phylogenetischen) usw. Sie hätte sich zu befassen mit den Gesetzen der Symbolisation, der Affektverpflanzung, der Reaktionsbildung u. dgl. Sie hätte Umschau zu halten nach dem latenten Sinn der Zerklüftung, nach der Bekämpfung des Vaters und der Gleichsetzung mit ihm und unzähligen anderen konstanten Formen, in denen die menschliche Dissoziation sich vollzieht.

Auf Grund dieser Wesensschau wird es erst möglich, die Heilung von Haß, Feindseligkeit, kalter Ablehnung, verständnisloser Einstellung unter den verschiedensten politischen, sozialen, religiösen und anderen Großindividuen planmäßig ins Auge zu fassen. Eine Sozialhygiene betritt den Plan. Es ist im höchsten Maße bemerkenswert, wie dilettantisch und naiv bis auf den heutigen Tag die Völkerbeziehungen behandelt wurden. Mit unvernünftigen, ja beinahe verbrecherischen Methoden betrieb man die Völkerlenkung, schleppte die Blüte der Männerwelt vor die Schlachtbank, vernichtete die kräftigsten Stützen des Volkswohles, unterband die wichtigsten Blutadern eines gesunden Menschheitslebens, also auch Gemeinschaftslebens und beging Verrat an den zentralen Interessen, indem man mit jämmerlichem Krämergeist die oberflächlichen Kleininteressen förderte. Im Leben der Einzelnen gewährt man dem Arzt ein gewichtiges Wort: Der Sportsmann, der Fabrikdirektor, der Lohnarbeiter lassen sich von ihm beraten, wenn das Leben auf dem Spiele steht. Für die Beurteilung der großindividuellen Lebensinteressen aber fehlte der Arzt. Jeder Staatsmann ließ sich von seinen Kalkulationen leiten, und die völkerhygienischen Rücksichten blieben außer acht. Angesichts solchen Wahnsinns darf man sich über die Greuel des Weltkrieges und die Torheiten des sogenannten Weltfriedens nicht wundern.

Freud zeigt uns die hygienischen Grundsätze der Völkergemeinschaft. Er lehrt uns die allein wirksame Behandlung jener dissoziativen Störungen des menschlichen Gemeinschaftslebens, die schon Kant als krankhaft erkannte. Er lehrt uns, daß wir allen Ernstes auch die großindividuellen Neurosen, als welche wir Krieg, fanatischen Haß, Unterdrückung u. dgl. sehr oft (nicht immer) betrachten müssen, nach psychoanalytischen Prinzipien behandeln müssen. Er hilft so zur Überwindung der pathogenen Tiefenmächte und zur Reintegration der Liebe. Was Aufklärung und überlieferte Diplomatenkunst aus leicht verständlichen Gründen nicht erzielen konnten, das rückt nun dank der analytisch vertieften Sozialhygiene im weitesten Sinne in den Bereich des Ausführbaren.

Und so entfacht Freud die zündende Fackel, die den erhabenen Geistern des Friedens und der Liebe ihren segensreichen Einzug in die Großindividuen der Menschheit erleichtern wird.

Kann das Unbewußte erzogen werden?

Vortrag, gehalten in der „Montessori Society" in London am 31. Dezember 1925

Von

M. D. Eder

London

An euch, ihr Lehrer, ergeht der Ruf, die Menschheit zu retten. Der gegliederte Teil der Menschen fühlt sich gerade in der heutigen Zeit besonders elend und traurig und wendet sich, nachdem er sein Heil auf verschiedene Weise gesucht hat, an euch, in der Hoffnung, daß ihr einen Weg aus dem Sumpf finden werdet. Das erscheint auf den ersten Blick als eine vernünftige Hoffnung, denn selbst wenn ihr mit Le Play darin übereinstimmt, daß mit jeder neuen Generation eine Horde von kleinen Wilden in die Welt einbricht, fällt ja euch Lehrern die Aufgabe zu, diese Wilden zu zivilisieren; und da der Ruf nach mehr und immer mehr Erziehung allgemein ist, muß man wohl annehmen, daß wir recht zufrieden mit der Art sind, wie ihr eure Aufgabe erfüllt — nur würden wir wünschen, daß ihr eine noch höhere Stufe erreicht.

„Was taugt ein Mensch ohne Unterweisung?" fragt Mr. Hiob Huß in „The Undying Fire" von H. G. Wells. „Er wird geboren wie das Vieh, unersättliche Selbstsucht, Gier, die nicht locker läßt, ein Etwas, bestehend aus Gelüst und Angst. Er sieht alles nur in Beziehung zu sich selbst. Sogar seine Liebe ist ein Geschäft; und seine äußerste Anstrengung ist nichtig, denn er muß ja doch sterben. Und wir Lehrer allein sind es, die ihn aus dieser Selbstbefangenheit emporheben können — wir Lehrer. Und so entgeht er durch uns und nur durch uns dem Tode und der Nichtigkeit. Ein ungelehrter Mensch ist ein vereinsamtes Wesen, so verlassen in seinem Zielen und seinem Schicksal wie nur irgendein Tier. Der unterrichtete Mensch aber ist dem engen Gefängnis seines Selbst entronnen zur Teilnahme an einem nichtsterblichen

Leben, das begann, wir wissen nicht wann, und das sich ausbreitet bis über die Weite der Gestirne."

Aber da Erziehung doch nicht ausschließlich eine Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts ist, mag wohl die Frage am Platze sein: Gibt es eine Rechtfertigung und welche dafür, daß wir die Erfüllung so ausschweifender Hoffnungen von der Erziehung erwarten. Dabei wollen wir für einen Augenblick annehmen, daß das vollendeteste System, das man sich nur wünschen kann, sagen wir das der Montessori, allgemeine Anwendung fände.

Wenn der unterrichtete Mensch sich wirklich so unendlich hoch über das ausschließliche Interesse am eigenen Selbst emporheben würde, wenn er wirklich ein um so viel edleres, so viel lebendigeres Leben führt, dann brauchte ich keine Fragen zu stellen, keiner Angst für die Zukunft Ausdruck zu geben. Denn sicherlich besitzt auch die dümmste und unwissendste Person in diesem Raum, ich selbst, mehr Wissen, als der Wissendste des Altertums hatte, ebenso wie unsere Urenkel einen größeren Vorrat an Wissen haben werden, als irgendeiner von uns hier beanspruchen kann. Aber so angenehm und erfreulich es auch sein mag, über die wachsenden Quellen des Wissens nachzudenken, die heute überall sprudeln, obgleich ich mich rühmen kann, mehr zu wissen, als Platon wußte, so lehrten uns doch die Weltgeschichte und Weltliteratur, daß größeres Wissen nicht gleichbedeutend ist mit größerer Weisheit. Wir bleiben noch immer, wie Shaw sagt, die kecken, launenhaften Affen, die wir in der Dämmerzeit der Geschichte waren; betroffen sehen wir, wie bei den Helden und in den Heldenzeiten der Vergangenheit ebenso wie heute, Kämpfe, Zweifel, Streben nach einem besseren Zustand auf dieser Erde, nach Frieden unter den Menschen, nach dem Ende des Hasses und der Erbittertheit ebenso zwischen den Individuen wie zwischen den Völkern hart neben Unterdrückung, Gier und Grausamkeit erscheinen, und zwar nicht nur in ein und derselben Geschichtsepoche, nicht nur in verschiedenen Lebensperioden desselben Individuums, sondern fast in ein und demselben Augenblick. Ja noch mehr, jene Anthropologen, die sich in den letzten Jahren der Erforschung der Psyche solcher Völker widmeten, die eine Kultur haben, aber eine von der unsern verschiedene, eine Erziehung, aber kein solches System des Unterrichts, wie Hiob Huß es erträumt, finden die genauesten Parallelen zwischen den grundlegenden Ideen und Affekten der Wilden und unseren eigenen. Das Unbewußte ist überall gleich und ich glaube, wir können die Hypothese aufstellen, daß es gleich geblieben ist, seitdem die Menschen Menschen sind.

Nur als Stütze unseres Gedächtnisses will ich im Umriß Freuds Ansicht über die Eigenart des Unbewußten wiedergeben: Das Unbewußte besteht aus Triebvertretungen, die Wunschimpulse sind. Im Unbewußten gibt es kein Nein, keine Unsicherheit; entgegengesetzte Wünsche existieren nebeneinander, ohne einander auszulöschen; es herrscht die äußerste Beweglichkeit, so daß durch Verschiebung und Verdichtung eine Vorstellung vollkommen verdeckt werden kann; das Unbewußte ist zeitlos, d. h. seine Prozesse unterliegen keinerlei Veränderungen durch die Zeit; die Prozesse des Unbewußten haben nichts mit der Wirklichkeit zu tun, sie sind dem Lustprinzip unterworfen, d. h. sie ersetzen äußere Wirklichkeit durch psychische.

Ich habe bei meinem heutigen Vortrag diese Auffassung als gebilligt angenommen, da ich weiß, daß Ihre Vereinigung schon andere Vorträge über das Unbewußte angehört hat; es wäre zu lästig, wenn wir bei jeder Auseinandersetzung erst einen gemeinsamen Ausgangspunkt suchen müßten. Ich bemühe mich, von einem streng wissenschaftlichen Standpunkt aus zu sprechen, d. h. in die Kette von Geschehnissen kein äußeres Moment sich einschieben zu lassen. Es ist der Standpunkt, den der gewöhnliche Mensch im täglichen Leben einnimmt. Wenn Sie den Wasserhahn drehen und kein Wasser herauskommt, so werden Sie nach dem Installateur senden; Sie werden nicht bei Sekten Hilfe suchen und nicht so handeln, als glaubten Sie an die Einwirkung eines bösen Geistes.

Nehmen wir als bewiesen an, daß das Unbewußte durch die ganze Menschheitsgeschichte unverändert blieb, wie können wir dann die Veränderungen in den menschlichen Verhältnissen erklären, Veränderungen, die ich gerne als Fortschritt ansehen will. Wir müssen auch daran denken, daß die meisten dieser bedeutsamen Wandlungen relativ jung sind; ist doch die wunderbarste aller Kulturänderungen, der Ackerbau, keine siebentausend Jahre, zählt also vielleicht weniger Generationen als dieser Raum Menschen.

Vor allem ist die Annahme unrichtig, daß eine Moral — ich spreche vom menschlichen Standpunkt aus — den Tieren unbekannt ist. Sonderbarer erscheint es, daß gewisse menschliche Charakterzüge, z. B. Grausamkeit ohne Nutzen als Zweck, nicht zum Wesen der anderen Tiere gehören, während das, was uns als ein Beispiel von Liebe und Güte erscheint, sich durch das ganze Tierreich findet. Auf den großen Steppen von Südamerika war ich oft Zeuge folgender Szene: Dutzende von Geiern schweben über einem sterbenden Kalb, das die Mutter, bereit zu einem Verteidigungskampf,

bewachte; sie verscheucht jeden Vogel, der scheinbar herankommen will; keiner wagt es, ihrem sterbenden Jungen zu nahe zu kommen. Damit Sie Ihre Sympathie bei diesem Beispiel von Elterninstinkt nicht übermannt, will ich hinzufügen, daß sich die Geier in dem Moment, in dem das Kalb tot ist, auf die Leiche stürzen, während die Mutter ruhig wieder zu grasen beginnt. In Wahrheit ist das Verhalten der Kuh so vernünftig, wie es das einer menschlichen Mutter unter ähnlichen Umständen wäre; für die Betätigung des Mutterinstinktes besteht hier kein Anlaß, da die Geier nichts Lebendes anrühren; sie fressen nur Aas und töten ihre Beute nicht.

Die Kuh zeigt sich hier ebenso unvernünftig wie die Mutter aus Steiermark, die ihr Kind vor den Gefahren des Zahnens dadurch schützt, daß sie einer lebendigen Maus den Kopf abbeißt und ihn an einem Seidenfaden um den Hals des Kindes hängt.

Wenn wir nun die Antwort auf die Frage finden können, warum die Mütter in London diesen Brauch nicht üben, dann dürften wir auf dem Wege sein, auch die Frage zu beantworten, die den Titel dieses Vortrages bildet.

Wir können ruhig annehmen, daß die steirischen Mütter mit ihren Schutzmitteln dieselben Resultate erzielt haben, wie andere ohne diese. Zweifellos hat sich das Zahnen des Kindes unter Begleitung des Mauskopfes recht häufig ohne jede Schwierigkeit vollzogen, während das Kind in anderen Fällen, ungeachtet der Opferung der armen Maus, ziemlich viel zu leiden hatte. Ich erinnere mich noch aus der Zeit des Beginnes meiner medizinischen Laufbahn, daß der Arzt damals oft Einschnitte in das Zahnfleisch des Kindes machte. In Südamerika wieder wurde, wie ich erfuhr, das Zahnfleisch mit dem Manna eingerieben. Heute wissen alle, die beruflich mit zahnenden Kindern zu tun haben, daß keine große Gefahr damit verbunden ist und daß weder eine Maus noch das Zahnfleisch des Kindes dabei geopfert werden muß.

Der lächerliche und vielleicht auch abstoßende Brauch in Steiermark hat aber doch eine Bedeutung. Eine vollständige Erklärung kann ich Ihnen nicht geben, weil ich keine weiß; ich kenne die Geschichte dieses Ritus nicht und auf alle Fälle würde uns das zu weit von unserem Thema abführen. Aber zugrunde liegt, wie bei vielen ähnlichen Zeremonien, eine gewisse feindliche Einstellung gegen das Kind. Die steirische Mutter empfindet wie andere Mütter große Freude und großen Stolz darüber, ein Kind zu haben, es ist der Gegenstand unendlicher Liebe, Hingebung, Sorgfalt. Aber es ist auch eine Hemmung für die Befriedigung der egoistischen mütterlichen

Neigungen; das Kind stört die Nachtruhe u. s. w. In anderen Gemeinschaften fanden solche feindliche Gefühle ihren Ausdruck in der Tötung des Kindes; in Steiermark in der Opferung einer Maus und in unserem duldsamen London vielleicht einfach in dem Ausruf der Bonne: „Hol' der Kuckuck das Kind!"

Wir entdecken also, daß das unbewußte Feindschaftsgefühl gegen das Kind geblieben ist; nur seine Äußerungen sind einer unaufhörlichen Wandlung unterworfen — von der Tötung des Kindes bis zu einem Ausruf der Ungeduld; — alles vollzieht sich in den meisten Fällen unbewußt und findet unter Umständen keinen direkteren Ausdruck als den der Unzufriedenheit der Mutter mit der Art, wie die Bonne dem Kind das Häubchen aufgesetzt hat — also in einer Verschiebung des ursprünglichen Affektes.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob der Affekt in unserem zivilisierten Gemeinschaftsleben eben so stark ist wie unter Wilden oder wie er bei den Menschen der Urzeit war. Ich bin außerstande, diese Frage zu beantworten, denn wir haben unglücklicherweise keinen verläßlichen Maßstab für Gefühle. Aber meine Beobachtungen legen mir die Vermutung nahe, daß im ganzen die mütterlichen Gefühle, zärtliche wie feindliche, unter den Wilden ebenso ausgeprägt sind wie unter hochkultivierten Völkern. In einem Kannibalenstamm in Südamerika, bei dem ich mich eine Zeitlang aufhielt, entsprach die liebevolle Hingabe dieser menschenfressenden Mütter und Väter für ihre Kinder durchaus den Forderungen irgendeines englischen belehrenden Buches über Mutterschaft.

Im übrigen können wir von der Frage der Stärke, die allerdings für das einzelne Individuum wie für jede besondere Rasse ungeheure Wichtigkeit besitzt, die nach der Art dieses Gefühls trennen. Nachdem ich die ursprüngliche Einheit dieser primitiven Impulse durch die ganze Geschichte vertreten habe, muß ich zunächst ihr weiteres Schicksal skizzieren, soweit mit den Wandlungen, denen sie unterworfen waren, die Erziehung etwas zu tun hat. Unter normalen Umständen besteht der erzieherisch wichtigste Prozeß in dem Ersatz des ursprünglichen Objekts durch ein anderes, das dem sozialen Leben des Individuums besser angepaßt ist. In vielen Fällen ist die Umwandlung des Objekts begleitet von einer Einschränkung oder Aufhebung des ursprünglichen Zieles. Ist die Umwandlung in zufriedenstellender Weise durchgeführt, dann muß das ursprüngliche Ziel die Fähigkeit verlieren, den Impuls in Tätigkeit zu setzen. Auf solchen erfolgreichen Umwandlungen beruht die Zivilisation; die Erziehung kann unmittelbar verhältnismäßig wenig dazu tun, die Wandlungen selbst hervorzubringen, aber sie kann sie auf verschiedenste Art beeinflussen.

Die erste ist zwar negativ, aber von grundlegender Bedeutung für das Wachstum des Individuums. Sie hat zur Voraussetzung die Erkenntnis, daß die Erziehung zur Kultur bei der Geburt beginnt und daß die ersten sechs Lebensjahre ausschlaggebend sind; sie wird daher alle psychologischen Hemmungen für die geistige Entwicklung beseitigen und Bedingungen für die freie Entwicklung des Kindes zu sichern trachten. Solche Bedingungen anerkennt ja auch die Montessori-Gesellschaft als wünschenswert, wenn auch erst in einem späteren Stadium.

Neue Erkenntnisse in der Psychologie des Unbewußten ermöglichen uns ein besseres Verständnis der Rolle, die der Lehrer bei diesem Prozeß spielen kann. Neben dem Ich, das aus triebhaften Wünschen besteht, wächst im Kinde ein anderes Ich, das sich zunächst nach jenen Menschen formt, die in unmittelbare gefühlsbetonte Berührung mit dem Kind kommen, im Normalfall also nach den Eltern. In diesem Identifizierungsprozeß nimmt das Kind die Eigenheiten des einen oder anderen Elternteiles an; unter gewöhnlichen Verhältnissen identifiziert sich der Knabe mit dem Vater, das Mädchen mit der Mutter. Es handelt sich dabei nicht, daran müssen wir festhalten, um eine bewußte Nachahmung, sondern um ein Streben, die erwachsene Person zu sein, ein Streben, von dem das Kind selbst nichts weiß. Diesem zweiten Ich, diesem Über-Ich, wie Freud es genannt hat, verdanken wir das Erwachen des Gewissens. Nun kann aber, wie ich schon gesagt habe, das Objekt eines instinktiven Impulses wechseln. Wenn das Kind in das schulpflichtige Alter kommt, wird statt der Eltern der Lehrer zum Objekt der Identifizierungsbestrebungen. Solch eine Identifizierung kann vollständig oder nur teilweise stattfinden, aber von diesem Prozeß hauptsächlich wird der Erfolg des Lehrers abhängen, d. h. ob er seine Schüler instand setzen kann, ihre primitiven Impulse in Einklang mit der Kultur ihrer Generation zu bringen.

Wenn meine Skizzierung der Methoden zur Zähmung der unbewußten Impulse richtig ist, so werden Sie wohl zu der Ansicht kommen, daß die Erziehung zwar die ganze schwere Aufgabe auf sich nehmen muß, jede Generation aus „kleinen Wilden" — vom Standpunkt des Erwachsenen aus, denn von psychologischen aus muß man sagen, daß das Kind amoralisch ist und nur zu bald ein Gewissen und sogar eine Supermoralität entwickelt — zu Menschen mit den hohen ethischen Forderungen meiner Zuhörer zu machen, daß aber ihre Aussichten recht ungünstig sind. Tatsächlich gibt ein österreichischer Pädagog (Dr. Bernfeld) seinem letzten Buch über Erziehung den Titel „Sisyphos", weil der Erziehungsprozeß für jede Generation von Anfang

an wiederholt werden muß. Nun gut, wenn das der Fall ist, brauchen wir darüber nicht mehr Tränen zu vergießen als über die Tatsache, daß jedes Individuum sein Leben als Parasit beginnt, daß es erst nach einer Reihe von mißglückten Versuchen aufrecht stehen lernt, daß es seine Milchzähne nur bekommt, um sie wieder zu verlieren, wenn die zweiten durchbrechen. Ohne den Satz vom Sündenfall zu unterschreiben, kann man doch an der Voraussetzung festhalten, daß vom Standpunkte der Erwachsenen aus die Natur des Menschen böse ist oder doch ihre engen Grenzen hat und daß er seine bemerkenswerten Leistungen nur kraft heroischer Zucht vollbringen konnte; und jede Erziehung trägt diesen Charakter.

Bevor ich mich mit anderen Möglichkeiten befasse, muß ich kurz die Verhältnisse ins Auge fassen, die die Möglichkeit einer Erziehung in menschlichen Angelegenheiten gebracht haben mögen. Die Instrumente, durch welche der Mensch instand gesetzt wurde, sein Wissen von Generation zu Generation zu erweitern, sind die Sprache und ihre Tochter, die Schrift. Prof. Elliot Smith bemerkt: „Im Augenblick, wo man es mit menschlichen Wesen zu tun hatte, die dank der Erwerbung der Sprache einander Mitteilungen zukommen lassen und die Früchte ihrer Erkenntnis kommenden Generationen übermitteln können, hat sich ein neuer Zustand der Dinge herausgebildet, für den wir nirgends anders eine genaue Parallele finden." Die in mündlicher und schriftlicher Tradition übermittelten Früchte der Erfahrung sind, wie Sie aus der Natur der Sachlage erkennen, nur von einem gewissen Alter an für das Kind verwertbar. Sie können keineswegs die Neigungen ändern, die es bei der Geburt auf die Welt mitbringt.

Nun, da wir das Instrument kennen, gibt es irgendeine wissenschaftliche Erklärung dafür, wie es zur Kulturentwicklung kam? Soweit ich die Dinge überblicke, läßt es sich nicht bestreiten, daß die Menschheit insgesamt eine Tendenz zur Änderung zeigt (nennen wir es Fortschritt); dieselbe Erscheinung sehen wir auch täglich rings um uns im organischen Leben und die Physiker haben uns gelehrt, sie auch in der anorganischen Welt zu finden.

Soweit es uns Menschen betrifft, können wir uns wohl vorstellen, daß unter dem Druck des Daseinskampfes das Gebäude der Zivilisation durch Opfer in bezug auf die Art der Befriedigung primitiver Impulse errichtet wurde und daß er immer von neuem geschaffen werden muß, denn der Reihe nach wird jedes einzelne Individuum, wenn es am Gemeinschaftsleben Anteil gewinnt, gezwungen, um des Gemeinwohles willen das Opfer seiner instinktiven Wünsche zu wiederholen. Diese Auffassung macht die Annahme von ererbten Dispositionen, und von der Übermittlung von er-

worbenen Eigenschaften überflüssig. Das Ineinanderwirken von Geistigem und Physischem, das hiehergehören würde, ist ein zu weitläufiges Thema, um es hier zu berühren. Ich will nur betonen, daß „geistig“ und „physisch“ nicht als Ausdrücke für verschiedene Wirkungskreise gebraucht werden dürfen. Es sind nur zwei verschiedene Arten, die „an sich“ nicht bekannten Vorgänge zu erfassen.

Meine bisherige Antwort auf die Frage, ob irgendein Erziehungsprozeß eine Wandlung des innersten Wesens hervorbringen kann, war also so weit negativ, wurde aber modifiziert durch meinen Versuch zu zeigen, daß Änderungen in den Objekten und Zielen unserer primitiven Impulse erreicht werden können, um sie mit den Erfordernissen unserer Kultur besser in Einklang zu bringen. Das ist keine wirkliche Änderung, zeigt aber die äußeren Merkmale einer solchen. Der Unterschied ist nur, daß wir immer wachsam sein müssen. Es besteht für uns immer die Möglichkeit des Zurückgleitens — manche werden es wünschenswert nennen — in eine leichtere und weniger anstrengende Art von Gemeinschaftsleben.

Gibt es irgendwelche Verhältnisse, die die Erziehungsaufgabe weniger schwierig machen könnten? Ein Resultat der Psychoanalyse, das man wohl nicht voraussehen konnte, ist der Nachweis, daß Neigungen, Charakterzüge, die bisher der Erbanlage zugeschrieben wurden, in Wirklichkeit auf die Einwirkungen des Miliens zurückzuführen sind; genauer gesagt, daß die ersten Lebensjahre den Charakter und das Schicksal des Individuums bestimmen können; daß viele Züge, die man als ererbt ansah, in Wirklichkeit durch den psychologischen Prozeß der Identifikation erworben wurden. Damit soll natürlich die Erblichkeit nicht bestritten werden, aber wir sehen, daß die Bedeutung der Milieus stark unterschätzt wurde, sowohl von den Sozialreformern, die alles Gewicht auf die Naturanlage legten, als auch von denen, die die Ernährungsfunktionen als das einzig Wichtige erklärten.

Im ganzen und großen können wir sagen, daß jedes Kind in Europa erzogen wird, um dem herrschenden religiösen, sozialen und ökonomischen Regime angepaßt zu werden. Es macht sehr wenig aus, ob man es mit den Kindern der Armen oder der Reichen zu tun hat, ob mit dem Sohn der Rebellen oder der Konservativen, des Prinzen, Aristokraten oder Bauern. Es ist ein Freihandelssystem, wo man auf dem Markt für den letzten Preis alle seine Güter verkaufen kann; Muskelkraft oder Frechheit, Bier oder Gehirn. Ich will nicht andere Systeme in Betracht ziehen, ich will nur versichern, daß sie möglich wären und daß die Wirkung einer solchen Veränderung der Umwelt auf das Kind unermeßlich wäre. Einige unserer

Schriftsteller, z. B. Morris in „News from Nowhere“ und Hudson in „The Crystal Age“ haben es gewagt, die möglichen Veränderungen auszumalen. Keine dieser Utopien braucht wahr zu sein; wahr aber ist, daß die psychologische Veränderung ungeheuer und die Sisyphusarbeit des Lebens vielleicht wesentlich leichter wäre.

Wandlungen dieser Art hängen mit größeren und geringeren Veränderungen in der Umgebung des Individuums zusammen. Vom sozialen Standpunkt aus beruht jede Verbesserung für Individuum und Gesellschaft auf der Erziehung, selbst wenn wir, als Hypothese, annehmen wollten, daß mit dem Verschwinden der Hindernisse, Verbote und Hemmungen, Wachstum und Anpassung leichter vor sich gingen. Letztere ergibt sich im allgemeinen aus der Möglichkeit, das Über-Ich und das Ich in besseren Einklang miteinander zu bringen und so die intra-psychischen Konflikte zu verringern.

Wir müssen nun noch die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß das Unbewußte selbst sich ändert. Die Grenzen meines Themas verbieten es mir glücklicherweise, mich lange bei Methoden aufzuhalten, die heute gleichsam in der Luft liegen, wie Zuchtwahl oder angewandte Eugenik. Ich will mich auf das psychologische Gebiet beschränken und untersuchen, ob die Änderungen, die sich unter dem Druck der äußeren Verhältnisse vollziehen, jemals eine so untrennbare Verbindung mit unserem geistigen Wesen eingehen, daß sie zu einem festen Bestandteil unserer Psyche werden; und ob die Schwierigkeiten der Anpassung an einen vorgeschrittenen sozialen Zustand von innen überwunden werden, so wie der Säugling die Abhängigkeit von der Mutter dadurch überwindet, daß er Zähne bekommt, oder wie Hand, Auge und Mund des Kindes sich zu gegenseitiger Übereinstimmung entwickeln.

Wenn wir einen Rückblick auf die wirre Menschheitsgeschichte werfen, so müssen wir, da uns nur dürftige Reste erhalten sind, einen großen Teil der frühen Geschichte uns von unserer Phantasie ausmalen lassen. Wir begreifen, daß gewisse Entdeckungen — und über die größten haben wir keine Nachrichten — den Gesichtskreis des Menschen von Grund aus verändert haben müssen. Zu den wichtigsten dieser Errungenschaften müssen wir den Ackerbau und die Zähmung der Tiere rechnen. Die Sprache, aus der ich die ganze Beziehungsmöglichkeit als etwas dem Menschen Eigentümliches herzuleiten wagte, stellt ein wesentliches Charakteristikum dar und eine Gattung von Lebewesen, die diese Möglichkeit, sich untereinander zu verständigen, nicht besitzt, wäre, auch wenn sie in

jeder anderen Hinsicht den Menschen gliche, ihnen nicht zuzurechnen. Ackerbau bedeutet, daß der Mensch, um sein Leben zu fristen, nicht länger auf das Sammeln der zufällig wachsenden Früchte oder Beeren angewiesen ist, sondern die Zauberkraft besitzt, aus einem vieles zu machen; es kann also von nun ab mit ein paar Samen, die den Hunger eines Menschen für ein paar Tage stillen würden, der Unterhalt eines ganzen Stammes beschafft werden. Diese Tiere, die der Mensch in einer Zeit zähmte, aus der keine Nachrichten stammen, sind die einzigen, deren Zähmung ihm je gelungen ist.

Diese grundlegenden Errungenschaften müssen, sollte man glauben, die aggressiven Impulse des Ich verändert und die ersten erfolgreichen Versuche zu einer höheren Organisation als der der Horde begründet haben.

Wenn Sie mir nun gestatten wollen, meine Phantasie spielen zu lassen, so möchte ich nur für einen Moment die Möglichkeiten ausmalen, die sich infolge der Entdeckung des Unbewußten eröffnen. Ich beschäftige mich hier nicht mit den metaphysischen Spekulationen so vieler großer Philosophen von Spinoza bis E. v. Hartmann, sondern mit der genauen Kenntnis der Wirkung des Unbewußten in uns allen, die wir der Psychoanalyse verdanken. Ihr Resultat wird ganz verschieden sein von dem Wissen, welches über die äußere Welt gesammelt wird, gleichgültig ob von der Physik oder von der Physiologie, Wissenschaften die sich täglich leicht beherrschbare Vorstellungskreise unterwerfen. Diese Art der Psychologie handelt von den treibenden Kräften unseres geistigen Seins; sie entdeckt die geheimen Quellen unseres Strebens, unseres Tuns und unseres Versagens. Sie erforscht ein Geheimnis, dessen Enthüllung der Mensch tatsächlich mit all seinen Kräften zu verhüten trachtete. Wir finden, nicht daß wir alle Sünder sind, aber ganz genau, in welcher Art wir sündigen; wir finden, daß wir Zeitgenossen der nackten Wilden vergangener Jahrtausende sind. Wie bei so vielen schlimmen Nachrichten, die wir uns mitzuteilen fürchten, finden wir, daß wir diese Eröffnungen leichter ertragen können als wir dachten. Nun ist es, denke ich, offenbar, daß nur wenige Menschen — wenige der geistig kranken — die Psychoanalyse brauchen werden, um ganz zu gesunden; daß vielleicht nur wenige, die Wißbegierde und Mut in hohem Grad besitzen, sich entschließen werden, diese Wissenschaft gründlich zu studieren, auf die einzige Art, in der heute Wissenschaften studiert werden müssen, nicht aus Büchern, sondern im Laboratorium. Trotzdem bin ich so kühn zu glauben, daß das Verständnis des Unbewußten sich verbreiten und einen Teil des geistigen Rüstzeugs der Menschen überhaupt bilden wird. Das Unbewußte

ist zeitlos und ich will ihm folgen, indem ich für meine Prophezeiung keine zeitliche Grenze angebe. Wenn einmal einige der dynamischen Faktoren des Unbewußten, die der libidinösen Strömungen, des unbewußten Egoismus, des unbewußten Schuldgefühls — denn der Mensch verbirgt sonderbarerweise auch vieles von seiner Moral vor sich selbst — nicht mehr eine Sache des erlernten Wissens, sondern des Wirklichkeitserfassens sind, dann wird, denke ich, das Unbewußte über die Erziehbarkeit hinausgewachsen sein, wenigstens teilweise, aber es wird dann von selbst in die Kanäle strömen, die die Männer und Frauen der Zukunft für die wünschenswertesten halten. Durch Wissenschaft Meister der Außenwelt, Meister ihrer selbst, wenn in ihnen für die mächtigen Kräfte der Liebe das Verständnis erwacht ist, gewachsen dem Hasse auf seinen uns verkrüppelnden Wegen und seiner Schwester, der Angst, die bisher verkleidet sich einschleicht, dann wird des Sehers Gesicht sich erfüllen, wir werden unsere Schwerter in Pflugscharen verwandeln, ohne solch ein künstliches Gebilde wie es z. B. der Völkerbund ist, aber nie, ohne die Hilfe eines Werkes, wie es das Montessorische ist.

Experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonflikts

(Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre)

Von

R. Brun

Privatdozent an der Universität Zürich

I

Wenn wir versuchen wollten, das imposante Lebenswerk Sigm. Freuds vom Standpunkte des Biologen mit zwei Worten zu charakterisieren, so könnten wir wohl kaum eine zutreffendere Aussage darüber machen, als die, daß es von Anfang an von einer eminent biologischen Einstellung des Forschers getragen und befruchtet war. Zu einer Zeit, da die alte „Schulpsychologie" die Psyche fast gänzlich in eine seelenlose Mechanik von Sinnes-„Erlebnissen" aufgelöst hatte (indem sie fortgesetzt das Instrument der Seele — den cerebrospinalen Wahrnehmungs- und Reaktionsapparat — mit dieser selbst verwechselte), entdeckte Freud die primäre Triebbedingtheit alles seelischen Geschehens und schuf so die erste auch praktisch — am Krankenbett — brauchbare, weil von biologischen Gesichtspunkten getragene Psychologie. Trotzdem — oder besser, gerade weil diese neue Psychologie zunächst rein praktischen Zwecken — der Heilung seelenkranker Menschen diente und daher fern von voreiliger Spekulation auf jahrzehntelanger mühevoller und streng induktiver Detailforschung aufgebaut war, konnte Freud auf diesem sicheren Fundament schließlich jenes stolze, in sich geschlossene und, fast möchte man sagen, weltumfassende wissenschaftliche Lehrgebäude errichten, das die Psychoanalyse in ihrer heutigen Gestalt darstellt.

Ein wesentliches Merkmal der psychoanalytischen Lehre wurde von jeher darin erblickt, daß sie, im Gegensatz zur alten Bewußtseinspsycho-

logie, in erster Linie eine Triebpsychologie sei. In der Tat kennzeichnet nichts so sehr die biologische Grundeinstellung Freuds, als die Tatsache, daß dieser tiefe Denker von seiner allgemeinen Neurosenlehre, die ja zunächst auf einer Unsumme rein klinischer Einzelergebnisse aufgebaut war, schließlich mit einer Folgerichtigkeit ohnegleichen zu einer allgemeinen Trieblehre gelangte. Damit war zum erstenmal der Anschluß der Psychologie an die allgemeine Biologie gewonnen und die Grundlage einer biologischen Psychologie geschaffen.

Ihren Ausgangspunkt nahmen diese metapsychologischen (*sive* psychobiologischen) Studien Freuds bekanntlich von der Einsicht, daß die Neurose letzten Endes auf einem Triebkonflikt beruhe, nämlich auf einer Kollision zwischen phylo- und ontogenetisch alten Urtrieben — wir wollen sie im folgenden biologisch unpräjudizierlich als „Primordialtriebe" bezeichnen — und phylo- beziehungsweise ontogenetisch jüngeren, entfernten Abkömmlingen jener — die wir daher füglich als „Sekundärtriebe" bezeichnen können. Die Symptome der Neurose erkannte Freud als die Äußerungen, Manifestationen dieses Triebkonflikts, und zwar letzten Endes als das Ergebnis eines mißlungenen Kompromisses zwischen den beiden miteinander in Konflikt geratenen, unvereinbaren („inkompatiblen") Triebansprüchen.

Zu den Primordialtrieben rechne ich die primitiven Stufen des Selbsterhaltungstriebes („Ich-Triebes" von Freud) und die Sexualtriebe. Sie vertreten die Augenblicksinteressen des Individuums, d. h sie sind im Prinzip stets auf sofortige Befriedigung in der Gegenwart gerichtet. (Bezüglich der Sexualtriebe mag diese Aussage auf den ersten Blick befremden, da doch der Sexualtrieb in engsten Zusammenhang mit der Fortpflanzung, also mit einer überindividuellen Funktion, nämlich mit der Erhaltung der Art bis in die fernste Zukunft, gebracht wird. Allein die wissenschaftliche Biologie kennt keine „Zwecke", — der Zweckbegriff ist vielmehr eine reine Fiktion des menschlichen Denkens, und in der Tat lehrt schon eine flüchtige Untersuchung der verschiedenen sexuellen Partialtriebe, daß die Mehrzahl derselben keineswegs die Fortpflanzung zum Ziel hat: Ihr unmittelbares Ziel ist vielmehr, wie Freud zuerst nachdrücklich hervorgehoben hat, kein anderes als die Lustbefriedigung an einer erogenen Zone). — Im Gegensatz zu den Primordialtrieben vertreten die Sekundärtriebe die Zukunftsinteressen des Ich und der sozialen Gemeinschaft: Es handelt sich da um hochkomplexe Synthesen (Triebverschränkungen) zwischen Abkömmlingen der Ich- und der Sexualtriebe (unter mannigfachen sekundären Affekt- und Objektverschiebungen), die, phylo- und ontogenetisch jungen Datums, nur bei sozial organisierten Lebewesen vorkommen und daher auch als „Sozialtriebe" bezeichnet worden sind. Ihre Objektrepräsentanzen sind (beim Menschen) vorwiegend mnemische,

d. h. nicht — oder nicht mehr — notwendig als sinnliche Erregungskomplexe gegeben: die kulturellen, sozialen, ethischen und religiösen Anforderungen des „Ich-Ideals" von Freud. Ihre Gefühlsrepräsentanz im Kollisionsfalle mit den Primordialtrieben ist das Gewissen, daher v. Monakow (17)[1] das Gewissen meines Erachtens biologisch zutreffend, wenn auch wohl noch nicht erschöpfend definiert als eben die Instanz, die im Kollisionsfalle „die Interessen der Zukunft des Individuums und der Rasse", also die Interessen der Sekundärtriebe vertrete. (Erschöpfend ist diese Definition meines Erachtens deshalb nicht, weil sie die Pathologie des Gewissens, wie wir sie beispielsweise bei der Zwangsneurose beobachten, nicht berücksichtigt.)

Für den der Neurose zugrunde liegenden Triebkonflikt kommen seitens der Primordialtriebe fast ausschließlich sexuelle Strebungen, vor allem solche, die der sogenannten prägenitalen Sexualorganisation von Freud angehören, in Betracht. Der Grund dieses Verhaltens, an dem bekanntlich die Gegner der Psychoanalyse immer wieder Anstoß nehmen, ist unschwer zu verstehen: Zu neurotischen Symptombildungen kann es bekanntlich nur dann kommen, wenn die Repräsentanz der einen der beiden in Kollision geratenen Triebregungen verdrängt wurde. Der dem verdrängten Trieb zugehörige Energiebetrag muß dann entweder in anderer, inadäquater Form, z. B. in Form von Angst, seine Abfuhr erzwingen, oder sich an eine ihm ursprünglich fremde Objektrepräsentanz heften (Verschiebungsersatz, respektive Konversion; — letzterer Fall tritt dann ein, wenn ein Kompromiß mit der verdrängenden Triebinstanz zustande kam). Die Ansprüche der primitiven Selbsterhaltungstriebe verhalten sich nun aber gegen die Verdrängung schon wegen ihrer Dringlichkeit meist refraktär: sie sind lebensnotwendig und müssen daher stets in absehbarer Zeit befriedigt werden. Aus dem gleichen Grunde sind sie aber auch einer Affektverschiebung oder einer Konversion auf die Dauer nicht zugänglich: man kann z. B. den Hunger mit dem besten Willen nicht symbolisch befriedigen oder, wenn man in Lebensgefahr schwebt, sich hinsetzen und etwa als Ersatz für die unmögliche Rettung zu Mittag speisen!

Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier auch die biologischen Grundlagen oder besser: Voraussetzungen des neurotischen Triebkonflikts noch ganz kurz zu erörtern. Ich bediene mich dabei der neutralen biologischen Terminologie von Semon (18) und verweise im übrigen auf eine meiner früheren Arbeiten (6), in welcher ich die betreffenden Verhältnisse ausführlicher dargelegt habe.

Der Laie denkt sich gewöhnlich, der Neugeborene sei gewissermaßen ein unbeschriebenes Blatt und stellt sich vor, daß dieses leere Blatt erst durch die nach und nach herbeiströmenden individuellen Erlebnisse allmählich beschrieben werde. In Wirklichkeit sind jedoch im Zentralnervensystem jedes Geschöpfes auch die Erfahrungen seiner Ahnen in Gestalt primärer Instinkt- oder Triebdispositionen als fester, angeborener Erbbesitz niedergelegt. Diese

1) Die eingeklammerten Zahlen hinter den Autornamen beziehen sich auf die Nummern des Literaturverzeichnisses am Schlusse dieser Arbeit.

hereditären Engrammkomplexe der Urinstinkte, wie Hunger, Durst, Schutz, Verteidigung, Sexualerregung usw. kommen vorgängig jeder spezifischen Sinneserfahrung durch allgemeine Veränderungen der inneren energetischen Situation, in erster Linie durch innersekretorische (Hormon-) Reize zur Auslösung (Ekphorie). Die dergestalt aktivierte hereditär-mnemische (Instinkt-) Erregung bezeichnen wir als Trieb, sein subjektives Korrelat nach v. Monakow als Urgefühl. Der Trieb ist also zunächst objektlos; doch setzt die betreffende hereditär-mnemische Erregung nun ihrerseits sofort den cerebrospinalen Orientierungsapparat in Betrieb, d. h. der im Zustande der Trieberregung befindliche Organismus sucht nun erst in der Außenwelt Reizkomplexe (Objektrepräsentanzen Freud) auf, die geeignet sind, den Trieb zu befriedigen — ein Vorgang, den ich als „primäre Reizsuche" bezeichnet habe. Bei niederen Tieren, wie beispielsweise noch bei den meisten Insekten, ist in der Regel auch die Objektrepräsentanz des Triebes, das sogenannte Triebobjekt, noch im Erbgedächtnis als hereditärer Engrammkomplex vertreten — daher die Starrheit der meisten Instinkte dieser Organismen, ihre festgefügte Reaktionsstruktur. Indessen hat die neuere Forschung gezeigt, daß selbst schon bei den Insekten die Verknüpfung zwischen Trieb und Objekt keineswegs eine so feste ist, wie man sich dies früher vorstellte, und vollends trifft dies, wie Freud richtig betonte, für die höheren Tiere und gar für den Menschen zu, indem hier je nach Umständen die mannigfachsten Affektverschiebungen beziehungsweise Übertragungen auf biologisch inadäquate Objekte experimentell erzielbar sind (cf. auch Hattingberg (16).

War nun die Reizsuche erfolgreich, entspricht die in der Außenwelt angetroffene (äußere) energetische Situation der in der Erbmneme niedergelegten hereditär-mnemischen Situation (oder anders gesagt: entspricht der durch das Realobjekt erzeugte aktuelle Erregungskomplex dem hereditären Engrammkomplex der Urrepräsentanz des Triebes), so werden die betreffenden Sinnesobjekte sofort mit einer positiven, lustbetonten Gefühlsqualität ausgestattet; es entsteht ein heftiges, hinneigendes Begehren nach diesen für den Instinkt wertvollen Objekten. („Klisis", v. Monakow); — im anderen Falle wird das Objekt von Anbeginn mit einem negativen Gefühlston qualifiziert, die Situation wird unlustbetont („Ekklisis", v. Monakow). Mit anderen Worten, die positive oder negative Gefühlszensur, die wir allen Objekten unserer Erfahrungswelt beilegen, stammt ursprünglich nicht von außen, sondern liegt in unseren primären, hereditären Triebdispositionen begründet; sie hängt davon ab, ob die jeweilige äußere energetische Situation mit der jeweiligen hereditär-mnemischen Instinkterregung „homophon" zusammenklingt oder nicht, also vom Erregungsdifferential zwischen der hereditär-mnemischen und der aktuellen (Sinnes-) Erregung.

Alle dergestalt bereits *in statu nascendi*, d. h. schon bei der Engraphie (Reizaufnahme) mit bestimmten Gefühlswerten beladenen Erlebniskomplexe treten nun bei jeder Wiederkehr einer der früheren ähnlichen Situation ihrerseits wieder in Homophonie, beziehungsweise Dysphonie mit der aktuellen energetischen Situation einerseits, der diesmal gerade vorherrschenden „Trieb-

lage" (also der aktuellen inneren energetischen Situation) anderseits, und erzeugen so sekundäre, psychische, d. h. bereits mit einer Erfahrungskomponente ausgestattete Gefühle, die ich — im Gegensatz zu den Urgefühlen — als Affekte bezeichne. Affekte sind somit Gefühle, die schon an eine Objektrepräsentanz gebunden sind. Wird ein Affekt nicht durch eine originäre Sinneserregung, sondern als rein mnemische Erregung ausgelöst, so bezeichne ich ihn als Emotion.

Auf diese Weise wird allmählich der gesamte Erfahrungsschatz in Form von immer höheren Gefühlsintegrationen affektiv gegliedert und nach den Interessen der angeborenen Triebdispositionen gesichtet. Und zwar ergibt sich aus dem oben Gesagten, daß diese affektive Gliederung unseres Erlebens keineswegs eine zufällige ist, sondern in einer durch das Erbgedächtnis weitgehend vorherbestimmten Richtung erfolgt, indem, wie wir sahen, die Art, wie wir primär von den Dingen affiziert werden, letzten Endes von den Triebdispositionen, die wir als Erbgut mit auf die Welt bringen, also von unserer angeborenen Triebkonstitution abhängt. So bleibt beispielsweise der Frosch von einem Flintenschuß vollkommen unbewegt, da dieses Ereignis nicht in „seinen biologischen Bereich" fällt, in seiner Triebkonstitution nicht vorgesehen ist, während er auf das leise Quaken des Weibchens sofort sehr lebhaft reagiert, sofern er dasselbe während der Brunstzeit wahrnimmt. Dieses Geräusch bedeutet eben für seine Instinkte einen biologisch sehr wichtigen Reiz!

Wir sehen also, daß die Instinkte fortgesetzt eine weitgehende elektive Wirkung auf die Welt der Erfahrung — und letzten Endes sogar auf die Erkenntnis — ausüben: diejenigen Erlebnisse, die in der Richtung unserer angeborenen Triebdispositionen liegen, deren Verwirklichung ermöglichen, werden von der Reizsuche gegenüber den negativen oder indifferenten nach dem Lustprinzip (Freud) bevorzugt und, indem sich die Orientierung mehr oder weniger einseitig ihnen zuwendet, immer wieder von neuem aufgesucht und weiter ausgebaut.

Nach dem Gesagten läßt sich nun leicht ermessen, daß und warum wesentliche Anomalien der angeborenen Triebkonstitution (die den Kern dessen bilden, was wir als „erbliche Dispositionen" zur Neurose bezeichnen), für das spätere Schicksal der damit Behafteten unter Umständen von weittragender Bedeutung werden können. Solche Anomalien können beispielsweise darin bestehen, daß einzelne Komponenten der Triebkonstitution, einzelne Partialtriebe, wie wir mit Freud sagen, primär in abnormer Stärke angelegt sind. Und zwar wird diese konstitutionelle Verstärkung, nach einem für die Vererbung derartiger Konstitutionsanomalien allgemein gültigen Gesetz, in erster Linie die onto- und phylogenetisch alten, atavistischen, d. h. einer früheren Periode der Menschheitsentwicklung angehörigen Urtriebe betreffen — also vor allem die frühinfantilen Partialtriebe. Physiologisch wird sich die konstitutionelle Verstärkung eines solchen Partialtriebes als gesteigerte Erregbarkeit der betreffenden erogenen Zone äußern. Die nächste Folge einer solchen primär gesteigerten Erregbarkeit einer bestimmten erogenen Zone wird dann die sein, daß das Kind die von dieser Zone ausgehenden Lustreize bei der

Reizsuche vor allen anderen bevorzugen, sie von vornherein mit einer besonders starken Gefühlsvalenz ausstatten wird. Infolge dieser primären Überwertung werden sich dann entsprechend intensive, abnorm fest in urtümlichen Gefühlen des Kindes verankerte psychische Fixierungen an den betreffenden Partialtrieb ausbilden — Affektfixierungen, von denen dann das Kind später nur sehr schwer wieder loskommen kann, an denen es, auf Kosten des späteren kulturellen Neuerwerbes der Sekundärtriebe, mit zäher Energie festhalten wird, weit über die Entwicklungsphase hinaus, in der die betreffenden Partialtriebe ihre „berechtigte" und natürliche (physiologische) Rolle zu spielen berufen sind. Infolge dieser Fixierungen wird es dann auch bei jeder späteren Versagung, sei sie äußerer oder innerer Natur (d. h. durch Objektverlust oder durch Gegenstrebungen der Sekundärtriebe bedingt) die Neigung haben, wieder zu den betreffenden Fixierungspunkten zurückzukehren (Regression).

Damit es aber zu solchen dauernden Fixierungen der Libido an frühinfantile Triebregungen kommen kann, sind in der Regel noch entsprechende individuelle Erlebnisse notwendig, welche die schlummernde Disposition wecken, dieselbe gleichsam mit einem positiven Inhalt, d. h. mit entsprechenden Objektrepräsentanzen erfüllen, und so die Libido des Kindes immer mehr in die betreffende Richtung hineindrängen. Je intensiver aber die angeborene Verstärkung der Triebkonstitution ist, um so geringfügiger und seltener brauchen die betreffenden Erlebnisse zu sein, um entsprechende Fixierungen zu erzeugen, und umgekehrt. Denn die traumatische Wirkung eines Erlebnisses ist ja, wie wir gesehen haben, nur ein Spezialfall der affektiven Elektion, welche die angeborene Triebkonstitution fortgesetzt auf die Welt der Erfahrungen ausübt. Mit anderen Worten: Die angeborene und die erworbene Disposition zur Neurose bilden, wie Freud treffend sagt, eine sogenannte „Ergänzungsreihe": Denjenigen Individuen, welche die betreffenden „Traumen", die ja jedes Kind irgend einmal erlebt, schadlos ertrugen, fehlte eben das primäre Entgegenkommen der angeborenen Triebkonstitution. So erleben wir im Grunde nur das wirklich, was unsere Triebkonstitution erleben will.

Im Verlaufe seiner Untersuchungen über das Wesen, die Entstehungsbedingungen, den Ablauf und die entfernten Folgen des neurotischen Triebkonfliktes führte nun Freud (11—14) zwei weitere biologische Gesichtspunkte in die Betrachtung psychischer Vorgänge ein, die sich in der Folge als äußerst fruchtbar und für den weiteren Ausbau einer biologisch begründeten Trieblehre von der größten prinzipiellen Bedeutung erwiesen: den dynamischen und ökonomischen Gesichtspunkt. (Ein dritter Gesichtspunkt, der topische, fällt für die Biologie außer Betracht, weil er speziell die Frage der menschlichen introspektiven Psychologie betrifft, innerhalb welcher psychischen Systeme: *Ubw*, *Vbw*, *Bw* ein Vorgang sich abspielt.) Der dynamische Gesichtspunkt läuft im Grunde auf nichts geringeres als auf ein psychisches Energiegesetz hinaus: er besagt nämlich im

wesentlichen, daß, wenn eine bestimmte Triebregung infolge ihrer Unvereinbarkeit mit den Anforderungen der Sekundärtriebe eine Verdrängung ihrer Repräsentanz erleidet, der ihr zukommende Energie- (Libido-) betrag in unvermindertem Umfang erhalten bleibt, daß, mit anderen Worten, die einer Triebregung zugehörige Erregungsgröße durch die äußeren Schicksale ihrer Repräsentanz nicht berührt wird, sondern unter allen Umständen konstant bleibt: Sie wird, da ihr der Weg zur ursprünglichen Repräsentanz gesperrt ist, sich entweder momentan in ein qualitativ anders beschaffenes Urgefühl — am häufigsten in Angst — umsetzen müssen und dann in dieser Form zur direkten Abfuhr gelangen (in diesem Falle ist die Angst objektlos oder „frei flottierend"), oder sie wird sich, falls ihr Anspruch weniger dringlich ist, an ein anderes Objekt binden können, das nunmehr zu ihrer sekundären Repräsentanz wird (Verschiebungsersatz): immer aber wird ihre absolute Erregungsgröße quantitativ voll erhalten bleiben. (Eine quantitative Änderung der Libido kann nur auf physiologischem, hormonalem Weg erfolgen). — Demgegenüber verfolgt der ökonomische Gesichtspunkt „die speziellen Schicksale der Erregungsgrößen der verdrängten Triebregungen", oder, kurz gesagt: die „Triebschicksale" in der Verdrängung.

II

Falls nun die soeben in gedrängter Kürze skizzierten Anschauungen Freuds über Wesen, Dynamik und Ökonomie des neurotischen Triebkonfliktes richtig sind, d. h. wenn sie mehr als geistreiche „metapsychologische" Spekulationen bedeuten, so müßten sie sich, theoretisch gesprochen, auch in allen sonstigen Fällen, wo immer wir in der Biologie einen Triebkonflikt beobachten, bestätigen — gleichgültig, ob es sich nun um menschliche Wesen oder um Tiere handle, selbst um solche Tiere, deren physische und psychische Organisation von der unsrigen in so hohem Maße abweicht, wie dies beispielsweise bei den Insekten der Fall ist. Denn diese Gesichtspunkte, wenn auch Freud sie zunächst nur auf die Verhältnisse bei der Neurose angewandt hat, betreffen so allgemeine und grundlegende Probleme des Trieblebens überhaupt, daß sie nicht wohl nur für die menschliche Triebpsychologie Geltung haben könnten, sondern im Falle ihrer Richtigkeit Anspruch auf biologische Allgemeingültigkeit erheben dürften. Es wäre daher ungemein reizvoll, wenn wir in der Lage wären, diese Gesichtspunkte an einem biologischen Material im engeren Sinne, d. h. in der Tierpsychologie — und womöglich experimentell! — nachzu-

prüfen. Einer solchen Möglichkeit scheint aber zunächst der Umstand im Wege zu stehen, daß Neurosen, an welchen ja die Gesetze des Triebkonfliktes bisher fast ausschließlich studiert wurden, bei Tieren nicht vorkommen, oder, wo etwas Ähnliches vorzuliegen scheint, die betreffenden Manifestationen derart undurchsichtig sind, daß die bloße objektive Beobachtung des Verhaltens hier zu nichts führen kann. Der Grund liegt offenbar darin, daß die Verdrängung, die ja die notwendige Voraussetzung der neurotischen Symptombildung ist, beim Tier nicht nachweisbar ist. Allein bei näherer Überlegung fällt diese Schwierigkeit einer biologischen Nachprüfung der psychoanalytischen Trieblehre so ziemlich, wenn auch nicht restlos, dahin, indem wir uns nämlich sagen dürfen, daß ja die Neurose nur ein (pathologischer) Spezialfall der verschiedenen möglichen Ausgänge eines Triebkonfliktes ist; die triebbiologischen Gesichtspunkte Freuds sind aber so allgemeiner Natur, daß sie, wie eben betont wurde, nicht nur den neurotischen Triebkonflikt umfassen, sondern jeden möglichen Triebkonflikt überhaupt. Wenn schon wir somit bei Tieren allerdings keine Neurosen sehen, so können wir doch auch bei ihnen gelegentlich schon spontane Triebkonflikte beobachten; ja, gerade bei verhältnismäßig niederen Tieren, wie Insekten, haben wir es sogar jederzeit in der Hand, Triebkonflikte direkt experimentell herbeizuführen und ihre Folgen auf Grund der beobachteten Änderungen des Verhaltens (*„Behavior“*) aufs genaueste zu analysieren. Ich selbst habe mich seit Jahren insbesondere mit der experimentellen Erforschung der Psychobiologie der Ameisen befaßt, deren Methodik ja in der Hauptsache geradezu darauf beruht, die normalen Instinkte der Tiere in Konfliktsituationen zu bringen, um so das Maximum an Plastizität (Anpassungsfähigkeit), deren sie allenfalls fähig sind, aus ihnen herauszuholen. Es braucht auch kaum gesagt zu werden, daß die Ameisen für unsere Zwecke besonders günstige Versuchs- beziehungsweise Vergleichsobjekte sind, weil sie als soziale Tiere besonders mannigfaltige und hochentwickelte Instinkte besitzen, Instinkte, die zudem zahlreiche Analogien mit den Verhältnissen des menschlichen Trieblebens erkennen lassen. Insbesondere ist es hier ein leichtes, auf experimentellem Wege Kollisionen zwischen den Selbsterhaltungs- und den Sozialtrieben, sowie zwischen verschiedenen phylogenetischen Stufen der letzteren unter sich, zu erzeugen. Die Beweiskraft der Beobachtungen, die ich im folgenden — neben anderen biologischen uns physiologischen Parallelen — in erster Linie heranziehen werde, wird jedenfalls dadurch nicht gemindert, da ich zur Zeit ihrer Ausführung (1907—1913) ihre Tragweite für die Auf-

klärung allgemeiner biologischer Gesetzmäßigkeiten des Trieblebens noch nicht erkannte, dieselben vielmehr lediglich zum Zwecke der Erforschung gewisser spezieller Verhältnisse der Ameisenbiologie vornahm, und daß mir damals die Psychoanalyse noch so gut wie unbekannt war.

*

Doch lassen wir nun die Tatsachen sprechen und fragen wir uns zunächst:

A) Welche Triebe bleiben im Kollisionsfalle im allgemeinen manifest, siegreich, und welche werden rezessiv, „verdrängt"? — Darüber geben folgende Beispiele Auskunft:

1) Kollision zwischen Freßtrieb und sozialem Kampftrieb (also zwischen einer primitiven Stufe des Selbsterhaltungstriebes und einer primitiven Stufe der sozialen Triebreihe): Forel (9) versuchte einmal, eine spontan zwischen zwei Staaten der Waldameise *(Formica rufa)* entbrannte Schlacht dadurch zu unterbrechen, daß er den vom Nest auf den Kampfplatz eilenden Hilfstruppen der einen Partei große Tropfen Honig auf ihren Weg träufelte. Die Ameisen sind bekanntlich ungemein auf Honig erpicht. In diesem Falle aber hielten sich die meisten Ameisen, die unterwegs auf die Süßigkeit stießen, überhaupt nicht, oder kaum einige Sekunden beim Honig auf, indem sie höchstens flüchtig daran nippten, um dann sogleich weiter zu eilen und sich in das Kampfgetümmel zu stürzen! — Der Nahrungstrieb der Tierchen wurde somit durch den für die Zukunft des Gemeinwesens momentan wichtigeren sozialen Trieb fast vollständig unterdrückt.

2) Kollision zwischen Kampftrieb und Brutpflegetrieb, also zwischen einer primitiveren, phylogenetisch älteren und einer phylogenetisch jüngeren Äußerungsform der sozialen Instinkte: Ich (2—5) und mein Bruder Edgar Brun (1) konnten in zahlreichen Experimenten immer wieder übereinstimmend folgendes feststellen: Wenn man neben einem Nest von *Formica rufa* einen Sack voll Ameisen der gleichen Art, aber fremder Staatsangehörigkeit, ausleert, so entbrennt sofort ein erbitterter Kampf, der in der Regel mit der völligen Vernichtung der einen Partei endet. Gibt man aber den Neuankömmlingen eine reichliche „Mitgift" an Brut (Larven oder Puppen) mit, so ist der Kampf von vornherein schwächer und endet schließlich in der Mehrzahl der Fälle — oft schon nach fünfzehn bis dreißig Minuten — mit einer Allianz zwischen den beiden Parteien, da die meisten Ameisen, anstatt zu kämpfen, sich eifrig damit beschäftigen, die Brut in Sicherheit zu bringen. Ausnahmslos wird dieser günstige Ausgang dann beobachtet, wenn beide Parteien in Säcken an einen dritten Ort transportiert und daselbst nebeneinander ausgeleert werden, — ja, wenn die beiden Stämme zusammen in den gleichen Sack gesteckt wurden, so kann man (unter den obigen Bedingungen, d. h. bei Anwesenheit zahlreicher Brut) sogar ohne weiteres Allianzen zwischen verschiedenen Arten erzeugen, die sich sonst in der Natur stets mit tödlichem Haß bekämpfen!

Wir ersehen aus diesen Beispielen, die sich beliebig vermehren ließen, daß in solchen Kollisionsfällen zunächst nichts von einem Kompromiß zwischen den beiden inkompatiblen Trieben zu bemerken ist, daß vielmehr der eine der beiden miteinander in Konflikt geratenen Triebe den anderen restlos zu unterdrücken (zu hemmen) scheint, und zwar scheint in der Regel der phylo- und ontogenetisch ältere (Primordial-) Trieb gegenüber dem phylogenetisch jüngeren, die Zukunftsinteressen der Art, beziehungsweise der sozialen Gemeinschaft vertretenden Sekundärtrieb zu unterliegen. Wir können diese Regel geradezu als das „Gesetz des Primats der phylogenetisch jüngeren Triebe" bezeichnen, da sie sich ganz allgemein, d. h. durchwegs in der Biologie, zu bestätigen scheint:

So berichtet Greppin (15), daß bei den sonst so scheuen Vögeln der Sicherungstrieb, also eine Funktion des primitiven Selbsterhaltungstriebes, während der Brunst und ganz besonders während der Bebrütungszeit regelmäßig eine beträchtliche Abschwächung erleidet. Genau das nämliche beobachten wir auch bei den Säugetieren, bis zum Menschen hinauf, wo ja ebenfalls häufig genug um die Befriedigung des mächtig drängenden Sexualtriebes oder um die Rettung der Jungen vor Gefahren, oder — beim Menschen — um ein soziales Ideal bis zur Selbstaufopferung gekämpft wird.

Die Ergebnisse der Biologie stehen somit in bestem Einklang mit der allgemeinen Erfahrung der Psychoanalyse, nach welcher auch beim neurotischen Triebkonflikt es regelmäßig die primordialen sexuellen Triebregungen sind, welche gegenüber den Anforderungen der kulturellen Sekundärtriebe zunächst unterliegen und der Verdrängung verfallen.

Die Ursache dieses Verhaltens ist uns vorläufig noch gänzlich dunkel, — ja, dasselbe könnte biologisch auf den ersten Blick geradezu paradox erscheinen, indem ja die phylogenetisch alten Urtriebe im Erbgedächtnis viel fester eingeschliffen sind und daher *a priori* eher zu erwarten wäre, daß sie im Kollisionsfalle den Sieg über die labileren sekundären Triebdispositionen davontragen würden. Der Hinweis auf die höhere biologische Zweckmäßigkeit der Sekundärtriebe im Interesse der Erhaltung von Rasse und Gemeinschaft muß jedenfalls als biologisches Erklärungsprinzip ausscheiden, da die Setzung von Zwecken niemals eine kausale Erklärung, sondern lediglich eine *petitio principii* ist. Wenn ich hier eine vage Vermutung äußern darf, so wäre es die, daß die phylo- und ontogenetisch jüngeren Triebe im Kollisionsfalle mit Primordialtrieben in der Regel deshalb obsiegen, weil sie infolge ihrer reichlicheren Verknüpfung mit rezenten, d. h. embiontisch erworbenen Engrammen eine gesteigerte Vividität bei der Ekphorie erlangt haben.

Ein ähnliches Verhalten sehen wir übrigens schon bei der Kollision inkompatibler Reflexe: So wird bekanntlich der phylo- und ontogenetisch alte spinale Babinski-Reflex normalerweise, d. h. bei intaktem Großhirn, regelmäßig durch den kortikalen Plantarreflex gehemmt.

Sherrington (19), der geniale englische Physiologe, hat die Vorgänge bei der Kollision unvereinbarer (inkompatibler) Reflexe in erschöpfender Weise experimentell studiert. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind meines Erachtens auch für das Verständnis der entsprechenden Vorgänge im Triebleben von der größten Wichtigkeit, — finden wir doch bei niederen Tieren noch alle Übergänge von den komplizierten Serienreflexen des Rückenmarks bis zu den Instinkthandlungen, die ja, soweit es sich dabei um bis ins einzelne im Erbgedächtnis fixierte Realisationsmechanismen handelt, zwanglos als eine Serie von ineinander greifenden Kettenreflexen aufgefaßt werden können. Die Versuche Sherringtons beziehen sich auf die Verhältnisse beim sogenannten „Rückenmarkstier", d. h. bei einem Tier (Hund oder Katze), dem das obere Dorsalmark durchtrennt worden ist. Dann zeigen die kaudal von der Verletzungsstelle gelegenen Körperabschnitte lediglich noch die Eigenreflexe des Rückenmarks, das, vom Großhirneinfluß befreit, nunmehr autonom geworden ist (spinale Automatie). Sherrington fand nun, daß von den zahlreichen, oft sehr komplizierten Reflexautomatismen, die ein derart autonomes Rückenmark zeigt, die einen sich bei gleichzeitiger Auslösung (durch entsprechende Reizung der bezüglichen reflexogenen Zonen) gegenseitig nicht stören, sondern im Gegenteil sich summieren oder miteinander alliieren; andere dagegen sind miteinander unvereinbar und schließen sich gegenseitig aus. Und zwar ist das letztere immer dann der Fall, wenn die beiden Reflexe bei ihrer Realisation auf die gleiche motorische Endbahn angewiesen sind. Es kommt dann zwischen den beiden inkompatiblen Reflexen zu einem Wettstreit *(„competition")* um die Benutzung der gemeinsamen Bahn, und zwar siegt in diesem Wettstreit in der Regel (d. h. bei mittlerer Reizstärke) der Reflex, der die Gesamtinteressen des Organismus vertritt, also eine höhere Integrationsstufe repräsentiert, und daher (bei intakter Verbindung zwischen Hirn und Rückenmark) stärker affektbetont erscheint, über denjenigen Reflex, der einer niedrigeren Integrationsstufe entspricht, indem er etwa lediglich nur der lokalen Befriedigung einer reflexogenen Zone dient und demgemäß vom Standpunkte des Gesamtorganismus betrachtet, einer geringeren Affektspannung entsprechen würde. Es sind daher vor allem die nociceptiven, d. h. der Flucht vor einem Schmerz, vor einer Schädigung des Gesamtorganismus dienenden Reflexe, die sich bei Kollision mit relativ „harmloseren" Reflexen als „präpotent" erweisen und die letzteren hemmen. Ein Beispiel: Beim „Rückenmarkshund" läßt sich durch Krauen oder Kitzeln einer sattelförmigen Zone des Rumpfes mühelos der sogenannte Kratzreflex von Goltz auslösen, d. h. es erfolgen die bekannten raschen rhythmischen klonischen Flexionszuckungen des gleichseitigen Hinterbeines zur Beseitigung des Juckreizes. Lädiert man nun, während der Kratzreflex im vollen Gange ist, die betreffende Hinterpfote durch einen

kräftigen Nadelstich, so erfolgt alsbald eine Hemmung des Kratzreflexes und es tritt an seiner Stelle der Fluchtreflex des Beines in Erscheinung, d. h. eine maximale tonische Flexion des Hinterbeines. Dieser „nociceptive" Flexionsreflex erweist sich somit im Kollisionsfalle gegenüber dem weniger dringlichen Kratzreflex (der der libidinösen Befriedigung einer erogenen Zone vergleichbar wäre) in der Regel als präpotent. Ebenso wird der Kratzreflex sofort gehemmt, wenn am anderen Bein der Streckreflex ausgelöst wird (weil derselbe, infolge spinaler Induktion, im kratzenden Bein automatisch den antagonistischen, tonischen Flexionsreflex bedingt).

Erreicht dagegen der an sich weniger dringliche Kratzreflex durch Applikation maximaler Reize eine besonders starke Erregungsintensität, so kann er umgekehrt den vorgängig zur Auslösung gebrachten kontralateralen Streckreflex und selbst den hochnociceptiven Flexionsreflex hemmen, d. h. die Erregung der betreffenden reflexogenen Zone erreicht in diesem Falle eine derartige Dringlichkeit, daß sie sich auch durch Reflexe höherer Integrationsstufe nicht mehr unterdrücken läßt, sondern siegreich durchdringt. Besonders deutlich wird dies beim sexuellen Umklammerungsreflex des durch Sexualhormone erotisierten Rückenmarks des männlichen Frosches (während der Brunstzeit), der eine so hohe „spinale Potenz" besitzt, daß er sich selbst durch sehr schädliche interkurrente Reize nicht hemmen läßt. Wir können hier bereits zwanglos von einem Rückenmarksinstinkt sprechen.

Wir ersehen hieraus, daß die phylo- und ontogenetisch jüngeren Reflex- und Triebformen ihr Primat über die primordialen Triebe (respektive Reflexe) mit Zuverlässigkeit nur solange aufrecht zu erhalten vermögen, als die letzteren nicht besonders dringlich zur Auslösung gelangen: ist nämlich letzteres der Fall, befindet sich der Organismus beispielsweise in unmittelbarer Lebensgefahr, so unterliegen auch beim Menschen die Sekundärtriebe nicht selten, kommen jedenfalls unvergleichlich schwerer gegen den mächtig drängenden Anspruch des bedrohten Primordialtriebes auf. Ein typisches Beispiel dieses Verhaltens aus der menschlichen Psychologie ist die Massenpanik bei einem Theaterbrand oder einer anderen Katastrophe, wobei es ja ebenfalls zu einem vollständigen Abbau der Gesittung kommt. Ebenso bleibt, um wieder auf die Reflexologie zurückzukommen, der Sexualinstinkt des Froschrückenmarkes gegenüber den Schmerzinstinkten (die in diesem Falle die Gesamtinteressen des Rückenmarkes und nicht nur diejenigen eines einzelnen Segmentes desselben, vertreten) siegreich. Wir finden dieses Verhalten wiederum in völliger Übereinstimmung mit den Ergebnissen der psychoanalytischen Trieblehre, welche zeigt, daß ein sexueller Triebanspruch, wenn er besonders dringlich und seine Erregung daher übermächtig angewachsen ist, sich gleichfalls durch die kulturellen Sekundärtriebe nicht mehr ohne weiteres abweisen läßt, ja, unter diesen Umständen

sich selbst gegen nociceptive Erregungen der Ich-Triebe siegreich erweist. Seine Befriedigung wird dann, in Mißachtung jeder Gefahr, unter allen Umständen erstrebt, oder, falls dies — beispielsweise infolge Krankheit oder körperlicher Schwäche — nicht möglich ist, tritt Konversion der Erregung in Angst ein. Daher die so häufige Auslösung der Angstneurose in der Rekonvaleszenz nach schwerer Krankheit (Freud, 10). Ebenso weigert sich die Libido bei besonderer Dringlichkeit, unter dem Einflusse der Verdrängung sich einer anderen Repräsentanz, einem Verschiebungsersatz zuzuwenden, sondern setzt sich in solchen Fällen gleichfalls unmittelbar in freie (objektlose) Angst um.

Zur Regel wird dagegen das „Primat der Primordialtriebe" wohl nur bei schwerem, pathologischem Abbau der „Hierarchie" des Trieblebens, wie z. B. bei der progressiven Paralyse oder bei der Katatonie, wo bekanntlich nicht selten direkte, d. h. unverhüllte und komplette Regressionen der gesamten Persönlichkeit bis in die Säuglingszeit stattfinden.

B) Gehen wir nun zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonfliktes über, wie sie sich am biologischen und physiologischen Material (in der Reflexologie) äußert, und stellen wir zunächst die dynamische Frage: Wo bleibt die Energie (Erregungsmenge) des gehemmten, unterdrückten (verdrängten) Reflexes oder Triebes? Verschwindet sie, oder läßt sich der Nachweis erbringen, daß sie trotz der Hemmung ihrer Abfuhr persistiert? Auch auf diese Frage geben schon die eben erwähnten Experimente Sherringtons über das Verhalten inkompatibler Reflexe eindeutige Auskunft:

Wir haben gesehen, daß beim Rückenmarkshund der Kratzreflex in der Regel durch den einige Sekunden später ausgelösten, biologisch hochwertigeren Fluchtreflex gehemmt wird. Diese Hemmung dauert an, bis der Fluchtreflex abgelaufen ist; dann aber erscheint der Kratzreflex spontan wieder in Gestalt einer Nachentladung („*After-Discharge*"), in welcher die gehemmte Erregung, so weit sie noch nicht erledigt wurde, hinsichtlich Dauer und Amplitude quantitativ restlos wieder erscheint und zur Abfuhr gelangt.[1] Die Erregung des gehemmten Reflexes erlischt somit nicht, sondern bleibt in unverminderter Stärke erhalten, d. h. sie überdauert die Hemmung und wirkt sich einfach später aus. In Analogie zum Geschehen bei der Kollision inkompatibler Triebregungen würden wir dieses dynamische Gesetz etwa

1) Neuerdings hat Minkowski (20) dieses Experiment bei einer Katze mit dem gleichen Ergebnisse wiederholt.

so umschreiben können, daß wir sagen, der vorübergehend gehemmte Trieb habe keineswegs auf seine Befriedigung verzichtet, sondern sie lediglich — unter dem Drucke der Not — auf eine gelegenere Zeit vertagt und hole sie nach, sobald die Umstände dies erlauben. Diese Lösung dürfte unter primitiven Lebensbedingungen, beispielsweise bei niederen Tieren, die normale Erledigung jeder spontan in Erscheinung tretenden Triebkollision sein.

Diese Lösung ist gewissermaßen physiologisch vorgebildet durch den normalen zyklischen Rhythmus des Auftretens und des Ablaufes der verschiedenen Instinkterregungen: Bei Organismen mit primitiverem „biologischen Bereich" werden ja die verschiedenen Instinktformen in einer durch die „Gesamthorme" der Art (v. Monakow, 17), durch das erblich fixierte latente „Lebensprogramm" genau vorgezeichneten Reihenfolge, also sukzessiv ekphoriert, so daß sie sich unter normalen Bedingungen bei der Realisation gegenseitig nicht stören. Der ganze Lebenslauf solcher Geschöpfe erscheint mehr oder weniger als eine fortlaufende Kette aneinandergekoppelter komplizierter Serienreflexe (Instinkthandlungen), also streng erblich determiniert. Dabei treten manche Instinkte nur einmal im Leben des Individuums auf, um nach ihrer Abwicklung wieder für immer in die Latenz der Erbmneme unterzutauchen; andere wieder, wie der Nahrungstrieb, wiederholen sich periodisch-zyklisch, eventuell mit anderen periodisch auftretenden Instinkterregungen in mehr oder weniger regelmäßiger Folge alternierend. Noch andere endlich, wie der Selbsterhaltungstrieb in seiner primitivsten Form, begleiten das Individuum als mehr oder minder stabile latente Dauererregung sein ganzes Leben lang oder erscheinen wenigstens immer in Bereitschaft, gleichsam auf Pikett gestellt.

Erst auf höherer Organisationsstufe und namentlich mit zunehmender Erweiterung des biologischen Bereiches, wie sie insbesondere durch das Eingreifen des Individualgedächtnisses (der embiontischen, erworbenen Mneme) ermöglicht wird, kann es sich dann immer häufiger ereignen, daß gelegentlich zwei miteinander unvereinbare Triebregungen gleichzeitig zur Auslösung gelangen (infolge simultaner Ekphorie ihrer durch die Individualmneme gewonnenen sekundären Objektrepräsentanzen) und somit in eine Interessenkollision geraten. Ebenso wird dieser Fall eintreten, wenn zur Zeit, wo eine Instinkt- oder Trieberregung *B* einsetzt, die hereditär-mnemische (hormonale) oder individuell-mnemische (dem Erinnerungsbild des durch die Reizsuche gewonnenen Triebobjektes entsprechende) Erregung des Triebreizes *A* noch nicht abgeklungen ist. Dann wird derjenige Trieb, welcher nach der Ausdrucksweise Sherringtons „minderpotent" ist, genötigt sein, auf kürzere oder längere Frist im Hemmungszustande zu verharren.

C) Stellen wir nun, nach dem Vorgehen Freuds, auch vom Standpunkte des Biologen und Physiologen die zweite, ökonomische Frage, die Frage nämlich nach den Schicksalen solcher dauernd gehemmter (rezessiver) Triebregungen. Auch hier wollen wir zunächst von den

einfachsten Verhältnissen, nämlich wiederum vom Falle der Kollision inkompatibler Reflexe, ausgehen. Durchgeht man nun die zahlreichen, sorgfältigen Versuchsprotokolle Sherringtons mit Rücksicht auf diese Frage, so kann man ohne weiteres feststellen, daß auch das Gesetz der Ökonomie, wie es Freud von den äußerst verwickelten Verhältnissen beim neurotischen Triebkonflikt abgeleitet hat, schon durch die experimentelle Physiologie in vollem Umfange bestätigt wird.

Bei dem eingangs geschilderten Experiment hatte Sherrington den Kitzelreiz des Kratzreflexes bald nach dem Einsetzen des interferierenden nociceptiven Reizes, welcher den hemmenden Flexions- oder kontralateralen Extensionsreflex auslöste, ausfallen lassen. Die Folge war, wie wir sahen, die nachträgliche Entladung *(After-Discharge)* desjenigen Erregungsquantums des Kratzreflexes, das im Momente der Hemmung noch nicht zur Abfuhr gelangt war. Bei den meisten übrigen Experimenten ließ Sherrington jedoch den adäquaten Reiz des Kratzreflexes auch während und nach der Zeit seiner Hemmung durch den nociceptiven Reflex fortwirken. Bei dieser Versuchsanordnung, die also durchaus den dynamischen Verhältnissen beim neurotischen Triebkonflikt entspricht, wäre somit zu erwarten, daß es zu einer Stauung der fortgesetzt weiter erzeugten Erregung des gehemmten Reflexes komme, einer Stauung, die sich entweder schon während der Hemmung oder nach ihrem Aufhören irgendwie manifestieren müßte. Das ist auch tatsächlich der Fall! Ich zitiere aus den betreffenden Versuchsprotokollen Sherringtons wörtlich:

Versuch 53 A, S. 191. „Kratzreflex durch einen kurzdauernden Flexionsreflex unterbrochen. Der Kratzreflex kehrt nach der Unterbrechung mit vermehrter Intensität wieder."

Versuch 52, S. 189. „Die Verdrängung des Streckreflexes durch den Kratzreflex. Der Kratzreflex, nach einer beträchtlichen Latenzzeit, verdrängt *(displaces)* den Streckreflex. Der gekreuzte Streckreflex erscheint nachher nur in modifizierter und unvollkommener Form wieder (von mit gesperrt), obwohl sein Stimulus unverändert während annähernd sieben Sekunden nach dem Aufhören des Reizes für den Kratzreflex fortgesetzt wurde."

Hier haben wir somit den bemerkenswerten Fall, daß die verdrängende Instanz die vorübergehend verdrängte auch qualitativ verändert hat — eine merkwürdige physiologische Parallele für das, was wir bei der Verdrängung menschlicher Triebregungen beobachten: Wiederkehr des Verdrängten nur in modifizierter, z. B. symbolischer Form.

Versuch 59, S. 210. „Taktschlagreflex, gehemmt durch Reizung des Schwanzes. Die Hemmung ist, nach Aufhören des hemmenden Reizes, von einer vermehrten Amplitude und deutlicher Beschleunigung der pendelnden Beinbewegung gefolgt."

Versuch 60, S. 211. (Kontrollversuch): „Unterbrechung des Taktschlagreflexes lediglich durch Aufhebung des auslösenden Reizes (also nicht, wie im Versuch 59, durch einen zweiten interferierenden, inkompatiblen Reflex):

Sobald das Bein wieder hängen gelassen wird, beginnt der Reflex aufs neue, aber ohne stärkere Amplitude wie im vorhergehenden Versuch." (Weil eben diesmal keine Energiestauung stattgefunden hatte.)

Sherrington beschreibt ferner auch „kompensatorische Reflexe"; dieselben treten dann ein, „wenn der Reflex eine Rückkehr zu einem Zustande von Reflexgleichgewicht ist, welches durch einen interkurrenten Reflex gestört worden war; der Kompensationsreflex stellt den Antagonisten dieses interkurrenten Reflexes dar".

Beispiel: Wenn bei bestehender Mittelhirn- (Streck-) Starre der Extremitäten an einem Bein durch intensive Reizung der Flexionsreflex ausgelöst wurde, so erfolgt nachher eine „aktive Rückkehr zu der früheren Stellung, indem nun die Streckstellung des betreffenden Beines ausgesprochener ist, als sie es vor dem interkurrenten Flexionsreflex war. Der störende Reiz rief somit nicht nur den Flexionsreflex hervor, sondern außerdem auch noch einen sekundären, antagonistischen Reflex" (von mir gesperrt).

Ich meine, wir dürfen in dieser Kompensation bereits die einfachste physiologische Grundlage dessen erblicken, was uns auf höchster Stufe, bei der Neurose, als sogenannte Reaktionsbildung entgegentritt: Ebenso, wie der störende Flexionsreflex einen antagonistischen Kompensationsreflex zur Folge hat, so sehen wir auch bei der Neurose, insbesondere bei der Zwangsneurose, das Auftauchen einer störenden, peinlichen sexuellen Regung alsbald von einer reaktiven Überbetonung der entgegengesetzten moralischen Regung auf dem Fuße gefolgt.

Gehen wir nun zur Untersuchung der ökonomischen Verhältnisse bei der Hemmung oder Unterdrückung von Triebregungen bei Tieren, besonders bei Insekten, über. Das einfachste Mittel, um bei einem Tier eine bereits zur Ekphorie gelangte und in der Realisation begriffene Instinkthandlung künstlich (experimentell) zu hemmen, besteht darin, daß man ihm denjenigen sinnlichen Reizkomplex (die Objektrepräsentanz des Triebes), an welchem sich die entsprechende Instinkthandlung betätigte, oder kurz gesagt, das betreffende Instinktobjekt plötzlich entzieht. Es entsteht dann eine Situation, welche derjenigen der Versagung (genauer: der äußeren Versagung) vollkommen homolog ist. Nehmen wir beispielsweise einer in der Koloniegründung begriffenen jungen Ameisenkönigin ihre soeben gelegten Eier weg, so beobachten wir regelmäßig, daß das Tier in eine hochgradige ängstliche Unruhe gerät: Es läuft rastlos im Brutkessel umher und sucht ganz offensichtlich das verloren gegangene Triebobjekt. Ich habe dieses Phänomen (im Gegensatz zu der primären Reizsuche, die nach der primären, zunächst noch objektlosen Ekphorie eines Instinktes durch Hormonreize entsteht), als „sekundäre Reizsuche" bezeichnet.

Typische Beispiele einer solchen sekundären Reizsuche sind auch die jedem Imker bekannte „Weiselunruhe" der Bienen, die regelmäßig dann auftritt, wenn der Stock der Königin verlustig gegangen ist, und die hochgradige Unruhe, in welche eine Arbeiterameise gerät, wenn wir sie längere Zeit in einem Behälter völlig von ihren Kameraden isolieren.

Diese typische, in allen ähnlichen Fällen auftretende ängstliche Unruhe nach Objektverlust während der Realisationsphase des Triebes stellt meines Erachtens ein vollkommenes Analogon des nervösen Angstanfalles dar, nur daß die neurotische Angst hauptsächlich durch innere Versagung ausgelöst wird.

Eine ganz ähnliche Angstentladung findet ja übrigens auch in Gestalt der sogenannten Realangst statt, wenn die Befriedigung der Selbsterhaltungstriebe — bei plötzlicher Lebensgefahr — in Frage gestellt ist. Der ganze, ungeheure latente Libidobetrag, welcher an das Ich gebunden ist, findet dann plötzlich keine Abfuhr mehr und entlädt sich ebenfalls in der inadäquaten Form eines akuten Angstanfalles. Und das nämliche sehen wir auch auf dem Gebiete der Sozialtriebe: So äußert sich ja auch die plötzliche Hemmung dringlicher sozialer und ethischer Triebansprüche (bei temporärem Durchbruch primitiver Instinkte) regelmäßig in Form einer eigentümlichen ängstlichen Erregung, die wir als Gewissensangst bezeichnen und die sich bezüglich ihrer seelischen (subjektiven) und körperlichen (objektiven) Symptome in nichts von der Real- und der Sexualangst unterscheidet. Es scheint somit, daß Angst als allgemeines Symptom jedesmal dann eintritt, wenn eine bereits in Realisation begriffene (also nicht mehr aufschiebbare) Trieberregung plötzlich in ihrem Ablauf abgebremst wird, indem sich dann die betreffende Triebenergie jedesmal in Angst umsetzt.

Die Ursache dieser allgemeinen Unruhe nach Objektverlust liegt auf der Hand: Der Objektentzug traf eben nur die äußeren Erregungsquellen des ekphorierten Instinktkomplexes; seine inneren Erregungsquellen aber, die Hormonreize und die mnemischen Erregungen (die hereditären sowohl als auch die individuellen Engramme, die während der im Gange gewesenen Realisation des Triebes bereits gewonnen wurden) wirken ja in unverminderter Stärke fort! So erklärt sich der allen Geschöpfen innewohnende unwiderstehliche, blinde Drang, eine einmal begonnene Instinkt-, beziehungsweise Triebhandlung unter allen Umständen bis zur Endlust der Befriedigung zu führen. Einmal zur Ekphorie gelangt, erheischt jeder Instinkt unbedingt Befriedigung.

Fehlt das adäquate Objekt eines zur Ekphorie gelangten Instinktes nun dauernd, so kann daher auch dann auf die Befriedigung desselben nicht ohneweiters verzichtet werden: Der Instinkt sucht sich trotz allen Hinder-

nissen unter allen Umständen durchzusetzen; doch gestaltet sich sein weiterer Ablauf nun mehr oder weniger abnorm, d. h. der Trieb wird in abnorme Bahnen abgelenkt. Von solchen Anomalien des Instinktablaufes nach dauerndem Entzug des normalen (adäquaten) Objektes können bei Insekten im wesentlichen folgende typische Formen beobachtet werden:

1) Im einfachsten Falle wird der auf Hindernisse gestoßene Ablauf einfach wieder von vorn angefangen, repetiert — ein Vorgang, den wir als „retrograden Instinktanachronismus" oder als Regression, d. h. als ein Zurückgreifen, einen Rückfall des Instinktes in eine bereits früher einmal durchlaufene Phase, beschreiben können. Und zwar scheint dieser Fall namentlich dann einzutreten, wenn das entzogene Instinktobjekt nicht primär in der Umwelt des Tieres gegeben war, sondern erst im Verlaufe der Realisation seiner verschiedenen sukzessiven Phasen, also durch die Betätigung des Instinktes selbst erzeugt worden war und daher durch die Wiederholung der gesamten Kette von Handlungen, die zu seiner Erwerbung führten, auch wiedergewonnen werden kann.

Beispiele: Eine Raupe, die aus ihrem Kokon herausgenommen wird, ist ohneweiters imstande, sich wieder ein neues Kokon zu spinnen, indem sie die ganze Kette der dazu erforderlichen komplizierten Reflexbewegungen in der nämlichen Reihenfolge repetiert. Ebenso ist eine Ameisenkönigin (Stammutter einer Kolonie), der man sämtliche Arbeiterinnen und die gesamte Brut weggenommen hat, nach Janet (7) unter Umständen imstande, den Staat aus eigener Kraft zu regenerieren, indem sie die bei der Koloniegründung einst aktiv ausgeübten Mutterinstinkte sukzessive in der damaligen Reihenfolge wieder ekphoriert. Sie wird also an ihren frisch gelegten Eiern die Brutpflege, die sie seit mehreren Jahren ihren Arbeiterinnen überlassen hatte, nun wieder selbst ausüben und sich so neue Arbeiterinnen heranziehen.

Die Versagung hat also in diesen Fällen einen Rückfall; eine Regression der Libido auf eine ontogenetisch frühere, bereits aufgegebene Phase der Instinktbetätigung bewirkt.

Ein weiterer Spezialfall der Instinktregression nach Objektentzug, der indessen im allgemeinen wohl nur bei verhältnismäßig niederen Tieren beobachtet wird, ist der Rückschlag in eine phylogenetisch ältere, obsolet gewordene Bahn; wir sprechen dann von einem Instinktatavismus.

So beginnen im Bienenstocke nach dem Ableben der Königin zahlreiche Bienen nach Ablauf der Weiselunruhe Drohnenzellen zu bauen und mit parthenogenetischen Eiern zu belegen: Sie werden, wie der Imker sagt, „drohnenblütig". Die Arbeitsbienen benehmen sich also in diesem Falle wie

ihre vorsozialen Ahnen, bei denen noch keine Differenzierung in Königin- und Arbeiterkaste stattgefunden hat, wo vielmehr noch jede weibliche Biene ein vollwertiges, geschlechtstüchtiges Weibchen war. — Andere Bienen des weisellos gewordenen Staates regredieren in ihren Instinkten auf eine noch primitivere vorsoziale Stufe, indem sie sich, wie ihre Urahnen, leidenschaftlich einer zügellosen Räuberei ergeben, d. h. anstatt Honig einzutragen und die noch vorhandene Brut zu pflegen, die Honigvorräte des eigenen oder fremder Stöcke plündern. Es findet hier somit eine komplette Regression des Instinktlebens auf eine asoziale Stufe statt, wobei die nunmehr betätigten Triebregungen überhaupt nicht mehr dem nämlichen Instinktkreis angehören. — Ähnliche Instinktatavismen nach Objektverlust sind uns auch vom Ameisenstaat bekannt.

Das Gemeinsame an diesen Fällen liegt darin, daß an Stelle des verunmöglichten Fortganges der aktuellen, normalen Instinktbetätigung ein Komplex ganz andersartiger Instinkthandlungen ekphoriert wird, der sich bei näherer Untersuchung als einem früheren Zeitalter der Stammesgeschichte des Tieres angehörig erweist. Mit anderen Worten: Die durch den Verlust des adäquaten Instinktobjektes in Frage gestellte normale Instinktbetätigung wird in diesen Fällen tatsächlich aufgegeben; doch geht der ihr zukommende Energiebetrag, die bezügliche mnemische Erregung auch hier keineswegs verloren, sondern wird auf einen anderen (dem nämlichen oder einem anderen Instinktkreis angehörenden) Komplex von Instinkthandlungen übertragen. In beiden Fällen — sowohl im einfacheren Falle der Regression auf eine ontogenetisch frühere Phase des Trieblebens als beim Instinktatavismus — haben wir es mit einer Ersatzleistung zu tun. Wir können somit ganz allgemein sagen: Eine in ihrem Ablauf durch Objektentzug (äußere Versagung) gehemmte Instinkterregung kann sich in Form einer Ersatzleistung durchsetzen (manifestieren), indem sie auf eine onto- oder phylogenetisch alte Bahn regrediert.

2) Ein seltenes Gegenstück zur Instinktregression ist der „anterograde oder antizipierende Instinktanachronismus“, wie ich die betreffenden Phänomene genannt habe. Von einem solchen dürfen wir in den selten beobachteten Fällen sprechen, wo nach Entzug des adäquaten Instinktobjektes die nicht realisierbare Phase des Instinktes einfach übersprungen und ohne Rücksicht auf das Endergebnis einfach die nächstfolgende Phase von Instinkthandlungen ekphoriert wird. Die Folge eines solchen Überspringens wird dann allerdings meist eine mehr oder minder hochgradige Verstümmelung des Instinktwerkes sein. Ein dahin gehörendes Beispiel beobachtete Fabre (8) bei der Mörtelbiene *(Chalicodoma)*. Diese nicht soziale Biene baut zierliche Einzelzellen, die sie nach erfolgter Füllung mit Nahrungsbrei mit einem Ei versieht, und sodann sorgfältig mit einem unmittelbar vor der Eiablage hergestellten Deckel verschließt. Fabre spielte nun einer solchen Mörtelbiene einmal

einen bösen Streich, indem er den unteren Teil einer soeben fertiggestellten und nur noch der Eiablage und der Bedeckelung harrenden Zelle zerstörte, so daß durch die breite Bresche aller Honigbrei auslief. Die mit dem fertigen Deckel ankommende Chalicodoma bemerkt den Schaden sofort und gerät in große Aufregung. Fabre erwartete nichts anderes, als daß die Biene den Schaden reparieren würde. Es geschah aber nichts dergleichen, vielmehr beruhigt sich das Tier endlich, klettert auf den oberen Rand der demolierten Zelle, senkt den Hinterleib in dieselbe ein, legt ihr Ei, das in die untergehaltene Hand Fabres fällt, und krönt sodann ihr, nun natürlich gänzlich nutzlos gewordenes Werk mit dem Deckel! — Aus der Psychopathologie des menschlichen Trieblebens ist ein ähnliches Beispiel nicht bekannt; solche anterograden Instinktanachronismen sind natürlich nur bei niederen Tieren mit gänzlich erstarrten Instinktautomatismen und Fehlen jeder Plastizität möglich.

3) Viel häufiger ist demgegenüber auch bei Insekten der Mechanismus, daß an die Stelle des fehlenden homophonen oder adäquaten Reizkomplexes (Instinktobjektes) ein mehr oder minder ähnliches Ersatzobjekt als Surrogat tritt. Wir sprechen dann von einer Ersatzbefriedigung. Im Gegensatz zu dem sub 1) erörterten Mechanismus der Ersatzleistung bleibt hier die Art und Weise der Triebbetätigung dieselbe; es findet lediglich eine Übertragung der Triebenergie auf ein anderes Objekt, ein Verschiebungsersatz, statt.

Beispiele: So adoptieren beispielsweise Ameisen nach dem Tode ihrer Stammutter nicht selten eine artfremde Königin als Ersatz. Es wurden ferner von mir und anderen wiederholt Fälle beschrieben, wo eine sklavenhaltende Ameisenart in Ermanglung ihrer normalen Sklaven Raubzüge gegen Nester einer ganz anderen Art unternahm. Ein sehr hübscher, von mir (5) beobachteter Fall eines solchen Verschiebungsersatzes ist ferner folgender: Ich hielt eine Königin der Ameisenart *Camponotus ligniperdus*, die im Begriffe war, eine neue Kolonie zu gründen, in einem künstlichen Brutkessel. Nach einigen Tagen nahm ich ihr ihre frisch gelegten Eier weg und beobachtete darauf jene hochgradige ängstliche Unruhe, die ich oben als „Reizsuche" beschrieben habe. Nach einigen Tagen gab ich dem Tier Puppen von *Lasius fuliginosus*, also einer ganz anderen, viel kleineren Art. Das Tier beruhigte sich sofort und pflegte nun diese heterogenen Wesen mehrere Tage lang, als ob es ihre eigenen Kinder wären, bis dieselben schließlich zugrunde gingen. — Neuerdings hat Wheeler (21) gezeigt, daß sich auch die phylogenetische Entwicklung gewisser komplizierter Instinkte bei manchen Insektengattungen zwanglos in eine Reihe von Phasen zerlegen läßt, die durch je eine Art der betreffenden Gattung vertreten sind, und die jeweilen dadurch charakterisiert sind, daß das ursprüngliche Instinktobjekt, von welchem die Entwicklung ihren Ausgang nahm, immer wieder durch ein neues Surrogat ersetzt wurde. Die Endphase der Entwicklung des betreffenden Gattungsinstinktes ist dann schließlich durch ein Objekt vertreten, das sich zum ursprünglichen

Instinktobjekt der Gattungsahnen ungefähr so verhält, wie die Urrepräsentanz einer menschlichen Sexualstrebung zu deren Symbol, an welchem der Neurotiker die betreffende Triebregung „befriedigt". Wir können hier somit geradezu von einem phylogenetischen Verschiebungsersatz sprechen.

Diese Fälle unterscheiden sich, ökonomisch gesprochen, in nichts von den bekannten Beispielen von Ersatzbefriedigung im menschlichen Triebleben, wo z. B. die alte Jungfer an Stelle der ihr versagt gebliebenen Kinder Katzen oder Schoßhündchen mit mütterlicher Liebe betreut. Besonders interessant ist dieser Mechanismus des Verschiebungsersatzes vom biologischen Standpunkte deshalb, weil er wie nichts anderes das gänzlich dysteleologische Walten der Natur beweist, denn es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Objektverschiebung im Grunde gänzlich zwecklos ist, da sie ja nur eine Scheinbefriedigung des Instinktes ermöglicht, der sein normales biologisches Ziel nicht erreicht.

4) Ein weiterer Spezialfall aus der Ökonomie des menschlichen Trieblebens, nämlich die direkte Abfuhr der gebremsten Libido in Form von Angst, läßt sich natürlich am biologischen Material nicht nachweisen, da wir ja die Tiere nicht fragen können, was in ihnen vorgeht. Doch habe ich oben bereits hervorgehoben, daß die eigentümliche ängstliche Unruhe der „sekundären Reizsuche", wie sie auch bei Insekten regelmäßig unmittelbar nach erfolgtem Objektverlust, also in der akuten Situation der äußeren Versagung auftritt, dynamisch gesprochen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem nervösen Angstanfall aufweist.

5) Bekanntlich kommt aber beim Menschen noch eine andere wesentlich zweckmäßigere Form von Übertragung der freien Energie dauernd gehemmter Triebregungen vor: Ist nämlich die Befriedigung des verdrängten Triebanspruches weniger dringlich, so kann die mnemische Erregung desselben sich nicht allein von ihrer ursprünglichen Objektbesetzung, sondern auch von ihrem spezifischen Ziele loslösen, ihren frei gewordenen Energiebetrag teilweise oder ganz an den unterdrückenden Trieb abgeben und so zur Verstärkung des letzteren beitragen. Es findet dann mit der Affektverschiebung zugleich auch ein Wechsel des Vorzeichens, also eine Affektkonversion statt.

Bekannte Beispiele dieses Vorganges sind die Triebumsetzungen der verdrängten Analerotik. Auch aus der Insektenbiologie ist ein ähnlicher Mechanismus bekannt: So kämpften jene Ameisen Forels, deren Nahrungstrieb durch den sozialen Kampftrieb eine völlige Hemmung erfahren hatte, mit verdoppelter Wut: Der Energiebetrag des gehemmten Nahrungstriebes hatte sich auf den Kampftrieb verschoben und zur Verstärkung desselben beige-

tragen. Eine Parallele dieses Vorganges haben wir ja sogar in der Reflexologie in Gestalt des Kompensationsreflexes von Sherrington (19) kennen gelernt; dieser Fall wäre etwa mit der unter dem Einfluß der verdrängenden Gegentriebe erfolgten Konversion ins Gegenteil zu vergleichen, welche die Libido der prägenitalen Partialtriebe regelmäßig erleidet. (Konversion der Libido in Scham, Ekel, Empörung u. dgl.)

Auf höchster kultureller Stufe findet zudem oft noch eine Kompromißbildung mit der verdrängenden Instanz statt, die es dem verdrängten Triebe ermöglicht, im Rahmen des verdrängten Gegentriebes seine auf diesen übergegangene Energie (Libido) in einer der ursprünglichen Befriedigungsart irgendwie symbolisch verwandten Form zu betätigen. Wir sprechen in diesem günstigsten und biologisch wertvollsten Falle von Sublimierung im engeren Sinne. Als biologische Parallele dieses Vorganges wäre etwa die Entstehung der Arbeiterkaste bei den sozialen Insekten zu erwähnen, die wir als das großartigste bis jetzt bekannte Beispiel einer phylogenetischen Triebsublimierung auffassen können, insofern als ja die Arbeiterkaste dauernd und vollständig auf jede direkte Sexualbefriedigung verzichtet und die dadurch frei gewordenen ungeheuren Libidobeträge restlos in den Dienst sozialer Sekundärtriebe gestellt hat.

*

Fassen wir zum Schlusse die Ergebnisse der vorstehenden Untersuchung mit wenigen Worten zusammen, so können wir sagen, daß die von Freud aus der Neurosenpsychologie gewonnenen metapsychologischen Gesichtspunkte von der Biologie auf der ganzen Linie bestätigt werden. Insbesondere kommt den von Freud in die Triebpsychologie eingeführten dynamischen und ökonomischen Prinzipien die Dignität allgemeinster biologischer Gesetze zu, die dem Triebkonflikt, wo immer und in welcher Form immer er beobachtet wird, eignen. Aber noch mehr: Die Analyse experimentell erzeugter Triebkonflikte beziehungsweise Triebhemmungen bei Tieren (— selbst bei Organismen, welche unserer physischen und psychischen Organisation so fern stehen wie die Insekten —), ja selbst die Untersuchung der Vorgänge bei der Kollision inkompatibler Reflexe, ergibt die überraschende Tatsache, daß auch die spezifischen, ökonomischen Triebschicksale, welche gehemmte respektive verdrängte Triebe nach Freud erfahren, sich am biologischen Materiale (mit alleiniger Ausnahme der Konversion) ebenfalls restlos nachweisen lassen: Konnten wir doch unter diesen Umständen selbst bei Insekten ohneweiters alle spezifischen Mechanismen der direkten Abfuhr gestauter Libido

(in Gestalt der ängstlichen Unruhe der Reizsuche), die Regression (als ontogenetische und phylogenetische Regression *sive* Atavismus), den Verschiebungsersatz (Ersatzbefriedigung), die Reaktionsbildung, ja selbst die Sublimierung wiederfinden.

Die metapsychologische Trieblehre von Freud verdient somit in vollem Umfange die Bezeichnung einer biologischen Psychologie *par excellence*, indem ihre Gesichtspunkte sich nicht nur für die menschliche Triebpsychologie, sondern für den feineren Ausbau der Biologie des Trieblebens überhaupt als äußerst fruchtbar, ja grundlegend erweisen. Es ist denn auch kein Zufall, sondern ein Zeichen der Zeit, daß neuerdings ein Biologe von Range W. M. Wheelers (21), einer der führenden Insektenforscher der Gegenwart, von sich aus zu dem nämlichen Ergebnis gekommen ist und der Psychoanalyse kürzlich dieses hohe Lob gesprochen hat.

Benützte Literatur

1) Brun, E.: Beobachtungen im Kemptaler Ameisengebiete. Biolog. Zentralbl. 1913. 33.
2) Brun, R.: Zur Biologie und Psychologie von Formica rufa. Biolog. Zentralbl. 1910. 30.
3) — Zur Koloniegründung der Ameisen. Biolog. Zentralbl. 1912. 32.
4) — Zur Psychologie der künstlichen Allianzkolonien bei den Ameisen. Ebenda.
5) — Über die Ursachen der künstlichen Allianzen bei den Ameisen. Journ. für Psychol. und Neurol. 1913. 20.
6) Das Instinktproblem im Lichte der modernen Biologie. Schw. Arch. f. Neurol. 1920. 6.
7) Janet, C.: Fondation d'une colonie par une fémelle isolée. Bull. Soc. Zool. France 1893.
8) Fabre, H.: Souvenirs enthomologiques. 1886. 2.
9) Forel, A.: Fourmis de la Suisse. Zürich 1874.
10) Freud, S.: Über die Berechtigung von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als Angstneurose abzutrennen. Sammlung Kleiner Schriften zur Neurosenlehre I, 1911. (Ges. Schriften, Bd. I.)
11) — Triebe und Triebschicksale. Sammlung Kleiner Schriften zur Neurosenlehre IV, 1918. (Ges. Schriften, Bd. V.)
12) — Die Verdrängung. Ebenda.
13) — Das Unbewußte. Ebenda.
14) — Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 2. Aufl. 1918. (Ges. Schriften, Bd. VII.)
15) Greppin, L.: Zur Kenntnis der geistigen Fähigkeiten unserer Vögel. Mitt. naturf. Ges. Solothurn III, 1906.

16) Hattingberg: Übertragung und Objektwahl. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VII, 1921.
17) v. Monakow, C.: Biologie und Psychiatrie. Schw. Arch. f. Neurol. IV, 1918 und 1919.
18) Semon, R.: Die Mneme. München 1904.
19) Sherrington, Ch.: The integrative Action of the nervous system. London 1911.
20) Minkowski, M.: Beitrag zur Physiologie des Rückenmarkes. Schw. Arch. f. Neurol. V, 1919.
21) Wheeler, W. M.: On instincts. The Journal of abnormal Psychol. 1920/21, XV.

Umrisse einer Bioanalyse der organischen Pathologie

Von

S. Pfeifer

Budapest

Das Wenige, was hier gegeben wird, ist nicht mehr als eine Arbeitshypothese oder vielmehr ein Arbeitsprogramm. Diese Umgrenzung soll gleichzeitig eine Entschuldigung sein für die vielen Mängel, die bei einer solchen ersten Annäherung auch bei besserer Ausrüstung als der mir zur Verfügung stehenden Kenntnis der Biologie unvermeidlich sind.

Der Wegweiser war auch hier Freud. Nicht nur in seinem ganzen Lebenswerk, das uns ein vorher ungeahntes Eindringen in das Wesen der seelischen Erkrankungen gestattete und den Wunsch nach einem ähnlichen Einblick in das Rätsel der organischen Erkrankungen noch intensiver empfinden ließ. Gleichzeitig wurde — bei aller Tendenz Freuds, die psychoanalytischen Ergebnisse behutsam auf das Gebiet der Psychoneurosen zu beschränken — die Hoffnung rege, daß die gewonnenen Einsichten einmal auch zum Verständnis der organischen Krankheiten beitragen werden, eine Erwartung, die in den Arbeiten von Ferenczi[1] neuerdings Unterstützung fand. Eine Bemerkung Freuds über die Regression in den Psychoneurosen rechnet schon andeutungsweise mit der Möglichkeit, daß die Regression, die er von jeher auch als etwas Physiologisches erfaßte,[2] auch für die Entstehung organischer Krankheiten von Bedeutung sein könnte.

Es würde verfehlt sein, mit der Erwartung an das Problem heranzutreten, daß wir das psychische Schema der Neurosenentstehung auf die

1) Versuch einer Genitaltheorie (Internat. Psychoanalytische Bibliothek XV) 1924.
2) Freud: Vorlesungen (Ges. Schriften, Bd. VII, S. 355).

organischen Erkrankungen geradewegs anwenden können. Im Gegenteil, wir werden es freundlich begrüßen, wenn wir an der Hand bestehender Analogien Stützpunkte für die weitere Forschung und Leitfaden zu einer bioanalytischen Orientierung gewinnen.

Ob eine Ähnlichkeit zwischen den Verursachungen der neurotischen und organischen Erkrankungen besteht, sei an einem Beispiele der letzteren gezeigt. Wir finden z. B. bei den Entzündungen, entsprechend der „Versagung" bei den Neurosen, eine Schädigung des Soma, verursacht durch Agentia, welche eine kontinuierliche Reihe bilden von der traumatischen Einwirkung bis zu den gewöhnlichen Reizen des alltäglichen Lebens, die unter Umständen ebenfalls traumatisch wirken.

Was dann folgt, ist als ein Kampf beschrieben worden, eine Beschreibung, die vieles für sich hat, ohne den Vorgang vollends zu erklären. Auch beim neurotischen Symptome wird vom Verdrängungskampf gesprochen, der in einfachen Fällen gegen die traumatische Einwirkung, meistens aber gegen die in Bewegung gesetzte fremdartige Libido losbricht. Metschnikoff ist ein charakteristischer Zug, meines Erachtens der am meisten charakteristische, dieses Kampfes bei der Entzündung nicht entgangen (wie z. B. Virchow, der in der Entzündung kaum mehr als eine Ernährungsstörung erblicken wollte), nämlich, daß dieser Kampf in seinen Hauptzügen ein archaischer ist. So finden wir in der organischen Erkrankung einen von der Neurosenbildung aus bekannten Zug wieder, den der Regression. Freud hat in einer Bemerkung in seinen „Vorlesungen" diese Bedeutung der Regression für die organische Pathologie vorausgeahnt und Ferenczi sie neuerdings („Versuch einer Genitaltheorie") in den Vordergrund gestellt. Wählen wir in den folgenden Erörterungen diesen Zug zum Leitfaden, um die organische Pathologie zu durchstreifen.

Die Tatsache des archaischen Rückschlages war den Pathologen auch unabhängig von der Psychoanalyse bei gewissen krankhaften Prozessen nicht entgangen. Bei den Tumoren behauptete die Theorie Cohnheims, daß die Geschwulstzellen aus embryonalen Zellen hervorgehen und den embryonalen Charakter auch in ihrem Wachstum und in ihrem Verhältnis zu den Körpergeweben behalten. Wir könnten Cohnheims Theorie damit ergänzen, daß wahrscheinlich keine verstreuten und embryonal gebliebenen Keime als Grundlagen der Blastombildung dienen, sondern daß eine Regression an der über den embryonalen Organisationsgrad entwickelten Zelle zufolge traumatisch wirkender äußerer Reize den Ausgangspunkt zu dem pathologischen Wachstum liefert. Dieses kann auch

auf einen Einwand gegen die Cohnheimsche Theorie entgegnet werden, daß nämlich Geschwulstbildungen oft aus der ununterbrochenen Reihenfolge gleichmäßig organisierter Gewebszellen sich entwickeln. Die Fähigkeit, zur Regression — allerdings in wechselndem Maße und unter entsprechenden Bedingungen — müssen wir allem Lebenden, somit auch der einzelnen Zelle zuschreiben, welche infolge ihrer Entwicklung und einer wachsenden Organisation entstanden ist. Unserer Auffassung scheint noch die Annahme E. Albrechts am nächsten zu stehen, daß in den Blastomzellen embryonale Eigenschaften erhalten geblieben sind. Direkt von einer Regression ist die Rede bei dem Biologen R. Hertwig, der von einer Rückkehr der Zellen vom organotypischen zum zytotypischen Wachstumsmodus spricht.[1] Diese Auffassung braucht auch durch die Entdeckung angeblich organisierter Krebserreger durch Gye und Barnard nicht geändert zu werden.

Erscheinungen des pathologischen Wachstums mit Regressionserscheinungen sind auch bei der Regeneration, Wundheilung, Metaplasie usw. aufzufinden und für die Pathologen längst bekannt. Bei einer Gruppe der Konstitutionskrankheiten, der Blutkrankheiten, haben P. Ehrlich und andere auf Grund morphologischer Untersuchungen behauptet, daß dabei Zellveränderungen in regressivem Sinne vorhanden sind. Für die Blutkrankheiten haben Ehrlich und Naegeli angenommen, daß die pathologischen Blutzellen die embryonalen Formen derselben sind, was meines Erachtens eine Regression in den blutbildenden Organen voraussetzen läßt. Zum Beispiel bei der myeloiden Leukämie treten derartige pathologischen Veränderungen auch in der Leber und der Milz auf, von denen die erstere nur im embryonalen Leben Blutzellen hervorbringt. Strümpell hält sie für eine Erkrankung, welche auf embryonale Abweichungen zurückzuführen ist, wir würden sie eine Regression blutbildender Organe in dem embryonalen Zustand nennen.

Ebenso werden Anzeichen einer Regression zum embryonalen Zustand bei den anderen Blutkrankheiten gefunden. So schreiben z. B. Erich Mayer und A. Heineke von der Anaemia perniciosa: „Sehr interessant ist, daß sich oft auch in anderen Organen (Leber, Milz, Lymphdrüsen) Zeichen einer erneuten blutbildenden Tätigkeit finden, also wiederum eine Rückkehr in embryonale Verhältnisse."[2] Sie finden auch bemerkenswert, daß die Blutkörperchen selbst in den Organen zugrunde gehen, wo

1) L. Aschoff: Pathologische Anatomie. I, S. 510; M. Borst: Echte Geschwülste.

2) Zitiert nach A. Strümpell: Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten. 1917.

sie gebildet werden. Dieser Umstand ist für uns um so mehr von Bedeutung, da er zeigt, daß der Organismus unter Umständen seine eigenen regredierten Zellen so wie sonst artfremde Eindringlinge behandelt, oder aber, was eigentlich dasselbe bedeutet, die Blutzellen kehren zu einer anderen, weniger spezifisch gefestigten Organisation zurück. Es ist anzunehmen, daß die Regression bei der Perniciosa auf dieses Stadium erfolgt. Dieser Umstand erlaubt uns zwei weitere wichtige Annahmen. Die eine ist eine historische und hat große Wahrscheinlichkeit für uns, daß nämlich am entwicklungsgeschichtlichen Anfange der Blutgewebsbildung die vom übrigen Körper abgetrennten und in die Saftkanäle geschwemmten Zellen in großer Zahl und systematisch vernichtet wurden oder zugrunde gegangen sind, bevor der heutige Symbiosenzustand sich festigte. Die andere ist eine theoretische Verallgemeinerung, daß, wenn die partielle Regression eine gewisse Tiefe überschritten hat, die regredierten Elemente von den nicht regredierten als feindliche Elemente, so wie artfremde bekämpft werden, aber auch umgekehrt, wie bei den bösartigen Geschwülsten gerade die regredierten Elemente die übrigen angreifen und vernichten. Eine gewisse Ähnlichkeit, wenn nicht Wesensgleichheit dieses Vorganges — Vernichtung der regredierten Formen und Kampf gegen die Regressionstendenzen — mit der „Verdrängung" Freuds ist unverkennbar.[1]

Ein dritter Gedankengang findet hier auch Anknüpfung. Wenn wir den Begriff der „Regression" in ihrem eigenen Sinn nehmen, so bedeutet es immer einen Zug zur Wiederherstellung älterer, durchgelaufener, aber verlassener oder überwundener Entwicklungsstadien. Das Ziel der erfolgten Regression ist also immer die Herstellung einmal wirklich dagewesener, existenzfähiger Lebensformen, welche aber heute im Gefüge eines weiterentwickelten und angepaßten Organismus, wie oben erwähnt wurde, zu lebensbedrohendem oder vernichtendem Konflikt führen.

1) Zur Illustrierung solcher Verdrängung, aber auch der Wendung des (Aggressions-, Todes-) Triebes gegen einen Teil des eigenen Ich könnte das Beispiel der Haemoglobinuria paroxysmalis dienen. Morphologische und chemische Kennzeichen für eine Regressionsspannung zwischen Körper und roten Blutkörperchen stehen noch aus, werden sich aber meines Erachtens einmal vielleicht finden lassen. Vergleiche die oben vermutete Feindlichkeit zwischen Körper und unfertigen, embryonalen Blutzellen bei der Perniziosa. Ähnliches siehe auch bei Verbrennungen.

Die Erfahrung lehrt uns, daß die oben erwähnten Bluterkrankungen mit Vorliebe bei Wende- (und damit Fixierungs-) Punkten der individuellen Entwicklung auftreten, so z. B. in der Pubertät, während der Schwangerschaft, ein Beweis mehr für ihren Regressionscharakter. (Allerdings auch dafür, daß die großen Belastungen, eventuell Versagungen der Libido sie auslösen können.)

Nach alledem steht die Forderung im Vordergrund, daß zum Verständnis des „Sinnes“ einer organischen Erkrankung außer dem Einblick in die auslösenden Momente[1] noch die Kenntnis des Regressionsgrades unerläßlich ist, bis zu welchem der Organismus in Gänze oder teilweise vor einem traumatisch wirkenden Agens ausweicht. Dieses regressive Ausweichen kann aber auch nach dem bisher Gesagten auf zwei Linien aufgefunden werden, auf der ontogenetischen und der phylogenetischen, die sich in einem Punkte treffen müssen. Allerdings werden wir uns besonders im Anfange begnügen, die eine oder die andere Art der Regression bestimmen zu können, in der Erwartung, daß die Vermehrung unseres biologischen und entwicklungsgeschichtlichen Wissens diese Ergänzung ermöglichen wird, und daß die Bestimmung des Fixierungspunktes uns auch den Sinn und die Tendenzen der Erkrankung unserem Verständnis näherbringen wird.

Die beiden Arten der Regression scheinen für die organischen Krankheiten nicht gleichwertig zu sein. Während bei den Neurosen zunächst die ontogenetischen Regressionen in die psychoanalytische Forschung einbezogen wurden, scheinen bei den organischen Krankheiten die phylogenetischen Regressionen in den Vordergrund zu treten. Ontogenetische Fixierungen scheinen zu dominieren in der Teratologie (unter den Mißbildungen); diese sind aber offensichtlich klare Entwicklungshemmungen, aber keine Folgen einer Regression. Darauf ist es zurückzuführen, daß diese auf uns nicht den Eindruck der Krankheit, sondern eben den einer Mißbildung machen. In den Begriff der Krankheit scheint eben die Regression hineinzugehören und für ihn ausschlaggebend zu sein.

Was ist aber der Sinn der organischen Regression? Nach unserer finalen Auffassung kann es nichts anderes sein, als ein Sich-Zurückziehen vor einem Trauma aus äußeren oder auch vielleicht aus inneren Ursachen auf eine Stufe der Organisation, auf welcher die Vorfahren des betreffenden Individuums noch unter ähnlichen traumatischen Einwirkungen sich behaupten konnten, — die Pathologie von heute war einmal wirklich Physiologie — oder aus welcher sie eben durch die heute pathogenen ähnlichen Traumata hinausgeschleudert wurden.[2]

So wenig aber die Entwicklungshemmung allein eine Krankheit ergibt, ebensowenig macht die Regression das Wesen der Krankheit aus. Krankheit entwickelt sich erst, wenn gegenüber den der Regression unterworfenen Teilen

1) Welche nach der Behauptung einiger auch von der psychischen Seite ausgehen und auch, von dort aus betrachtet, sinnvoll sein können.

2) Auch der biologische Sinn der Libidoregression kann kein anderer sein.

oder Systemen des Organismus von den höher organisierten, unveränderten Teilen her der Verdrängungskampf losbricht, welchen ich mir in erster Linie in Analogie mit den aus der Immunologie bekannten Abwehrreaktionen gegenüber parenteral eingeführten artfremden Körpern vorstelle.[1]

So sind wir wieder zum pathogenen Kampf und dessen Prototyp, zur Entzündung, zurückgekehrt. Eine gute Gelegenheit, um zu demonstrieren, mit welcher Überdeterminiertheit der Probleme bei einer Anwendung der Gesichtspunkte der biologischen Tendenzen auf die Pathologie zu rechnen sei. Ob hier nicht die Analogien mit den Neurosen weiterzuführen sind? Wie die Rolle der Regression bei den Entzündungen bestimmt werden kann, worin sie besteht, wie weit sie führt, was entspricht dabei der Scheidung von Ich und Libido, was ist die Rolle der Gewebsschädigung, eventuell der Bakterien, der Entzündungszellen usw.? Um auf sie, wenn auch nur teilweise, antworten zu können, müssen wir für die Darstellung einen etwas weiteren Rahmen wählen.

Von dem dualen Gesichtspunkte der Lebens- und der Todestriebe aus betrachtet, zeigt die akute Entzündung einen typischen Ablauf und einen Spezialfall der Triebentmischung. Die typische Folge der Gewebsalteration (Nekrose), die dadurch hervorgerufenen produktiven, d. i. exsudativ-proliferativen Veränderungen auf der Höhe der Entzündungserscheinungen, wieder gefolgt durch Rückbildungs- und Regenerationserscheinungen (Narbenbildung) sind die Grunderscheinungen der Entzündung, welche, wenigstens in Spuren, überall aufzufinden sind. Der Prozeß beginnt also mit der Wirkung des Todestriebes, worauf eine mächtige Fluxion von Vermehrungstendenzen folgt, deren libidinöser Charakter unschwer zu erkennen ist. Wenn man z. B. die Celsusschen Kardinalsymptome der Entzündung, den Rubor, Calor, Dolor und Tumor betrachtet, findet man sie wieder bei der Erektion und bei jeder Genitalisierung findet man auch die *Functio laesa*. Allerdings ist bei der Erektion der Schmerz durch die erotische Spannung vertreten, welche aber bei großer Intensität ebenfalls schmerzhaft wirken kann. Gestützt auf einige interessante psychoanalytische Funde habe ich Grund anzunehmen, daß die Entzündung nicht nur einer „Phallisation“, sondern auch einer Hysterisation

1) Selbstverständlich können auch andere Abwehrreaktionen zu Worte kommen. Entstehung von organischen Krankheitssymptomen durch Reaktionsbildung ist auch wohl denkbar etwa nach der Auffassung A. Adlers, der einseitig und deshalb auch falsch in der Überkompensierung der durch Entwicklungshemmungen gesetzten Minderwertigkeit der Organe den Grund sowohl der psychischen, wie der organischen Erkrankungen erblickt.

des Gewebes gleichkommt. Diese Phase der Entzündung ist das somatische Ebenbild der uns wohlbekannten Libidoanhäufungen (Erektion und Genitalisierung). Darauf folgt wieder eine Vermischungsphase beider Triebarten in der Regeneration zum normalen Leben oder eine Verdrängungsphase: Heilung mit Narbenbildung (partieller Gewebstod).[1] Auch andere Zeichen sprechen dafür, welche von Ferenczi früher schon betont wurden,[2] wie z. B., daß die Tiere ihre Wunden lecken, und wir haben auch in dem Verhalten der Mütter, die in starker Identifikation mit ihren Kindern die schmerzenden Stellen derselben mit Zärtlichkeiten und Küssen überhäufen, sowie in dem angenehmen Jucken der abheilenden Entzündungen eine gute Stütze für diese Auffassung.

Auf die Frage, welche Art der Libido in der entzündlichen Fluxion tätig ist, können wir vermuten, daß sie anfangs wohl eine narzißtische sein dürfte, ausgedrückt in den Erscheinungen der lokalen Turgeszenz, und erst später genitalen Charakter annähme, gekennzeichnet durch die Autotomietendenzen (Abstoßung, Jucken), eventuell durch die sadistischen Tendenzen vermittelt (Phagozytose).

Die Rolle der Regression in diesen Vorgängen ist schwer zu umgrenzen, doch sehr augenfällig. Wir begegneten ihr schon in der Metschnikoffschen Auffassung der Entzündung als eine Art Phagozytose. Sie zeigt allerdings die Regressionstendenzen der grundlegenden Veränderungen an, welchen die Entzündungszellen, nicht nur die amöboiden weißen Blutkörperchen, sondern auch die fixen Gewebszellen, unterworfen sind[3] und deren embryonaler Charakter von den Pathologen allgemein anerkannt wird. Ob die Leukozyten einen Regressionsprozeß erleiden, ist fraglich, da sie schon an und für sich regressive Elemente des Organismus darstellen und durch ihre Einwanderung gleichsam die Zusammensetzung der entzündlichen Gewebe in der Regressionsrichtung verändern. Sie vertreten jenes Stadium der Artentwicklung, in welchem dem pathologischen Entzündungsprozeß ähnliche Vorgänge, z. B. Aufnahme von Bakterien, Vernichtung derselben oder Teilung der Zelle

---

1) Eine Revue der instruktiveren und mit den neurotischen Symptomen mehr vergleichbaren chronischen Entzündungen muß für eine eingehendere Untersuchung aufgespart bleiben.

2) Ferenczi: Hysterie und Pathoneurosen, S. 13. 1919. „Über Pathoneurosen.“ Hysterische Materialisationsphänomene.

3) Letztere können wieder Beweglichkeit und eine große Vermehrungsfähigkeit erreichen. Man vergleiche noch die Loebschen Versuche mit den Seeigeleiern über die Kausalfolge: Schädigung — Vermehrung.

unter Einwirkung äußerer Reize, auch normalerweise vorkommen, also den Anfang des organischen Lebens (Protozoenstadium).

Eine andere Veränderung bei der Entzündung, welche als Systemregression gedeutet werden kann, ist die der Blutzirkulation. Die Blutgefäße geben ihre physiologische Rolle auf, die Blutzirkulation zu kanalisieren, werden gelähmt, oder jedenfalls maximal gefüllt, ihre Wandungen außerordentlich durchlässig, und so entsteht im entzündlichen Gewebe ein Ödem. All dies entspricht gleichfalls dem Zustand, bevor die Blutzirkulation sich ausbildete, also dem freien Saftergguß in die Gewebsspalten. Daß hierin eine Regression vorliegt zu blutgefäßlosen Organisationsformen, dafür scheint die Behauptung Metschnikoffs zu sprechen,[1] daß die seröse Entzündung späteren Ursprunges sei, als die rein zelluläre (leukozytäre) der niedrigeren Organismen. Bei den Avertebraten (meistens Wassertiere) zeige sich keine Spur eines serösen Exsudats, nicht einmal bei den Amphibien, erst ausnahmsweise bei deren Larven. Diese Erscheinung dürfte einem „thalassalen Regressionszug" nach Ferenczi entsprechen, zu dem Zwecke, den regredierten, zelligen Elementen ein entsprechendes Milieu zu verschaffen. (Vgl. die vorhin erwähnte Hysterisation des entzündeten Gewebes.)

Auch die Heilungs- und Regenerationsvorgänge bei der Entzündung enthalten, wie nach der vorausgegangenen Regression zu erwarten, viele Teilstadien der Embryogenese, welche auch in den pathologischen Lehrbüchern nachzuschlagen sind.

Entzündungserreger. Im Gegensatz zu der chemisch-physikalischen Forschung erhoffen wir tiefere Aufschlüsse über ihre Rolle in der Entzündung zu gewinnen, wenn wir das Verhalten lebender Organismen analysieren. — In der Hervorrufung der Entzündung fällt den Mikroorganismen eine charakteristische Rolle zu. Wenn wir davon den feinsten Resonator aller Lebenserscheinungen, das Unbewußte befragen, z. B. wenn wir die Gelegenheit haben, Leute mit entzündlichen lokalen, oder allgemeinen Erkrankungen in der Psychoanalyse zu haben, so können wir darauf gefaßt sein, daß fast regelmäßig Schwangerschaftsphantasien den Ablauf des entzündlichen Prozesses bei dem Kranken begleiten. Wenn wir diese Aufklärung vom Unbewußten annehmen, so können wir nicht umhin, in der Infektion eine Art — sozusagen mißlungener — Befruchtung zu erblicken, wie auch die Infektion selbst ein typisches Symbol für Befruchtung ist. Wir werden diese Spur hier nicht lange verfolgen, nur bemerken, daß die

1) Metschnikoff: „L'inflammation", S. 213.

auffallende Zellvermehrung[1] im Beginne und auch beim weiteren Verlauf einer Infektion für die obige Behauptung spricht.

Dem widerspricht auch nicht, daß auch aseptische Gewebsschädigungen ähnliche Erscheinungen hervorrufen können. Man vergleiche z. B. die Jacques Loebschen Züchtungsversuche mit unbefruchteten Seeigeleiern, welche durch irgendeine mäßige Schädigung zur Weiterentwicklung gebracht werden konnten. Das führt zu tiefgreifenden Problemen, auf welche vielleicht einmal gründlichere Untersuchungen über die Entmischungen der Todes- (Aggressions-) und Lebens- (Sexual-) Triebe größeres Licht werfen werden.

Hier müssen wir dieses Kapitel abbrechen und viele Fragen und Probleme auf spätere Behandlung verschieben. So die infektive Rolle der Bakterien, ihre morphologische Analyse, ihr Verhältnis zu den Lebens- und Todestrieben, ihre pathologischen Symbiosen bei den Infektionskrankheiten, die durch sie vertretenen Tendenzen, die historische Bedeutung dieser Symbiosen, den vermutlichen entwicklungs- oder artgeschichtlichen Zeitpunkt, wann sie für die einzelnen Gattungen pathogen wurden, und andere Probleme mehr, von welchen die meisten heute noch im Stadium der aufgeworfenen Fragen auf ihre Lösung warten. Diese führen schon in ein anderes Kapitel hinüber, in die Bioanalyse der speziellen Pathologie, die, aus Mangel an Raum, ein anderes Mal behandelt werden soll. Die bisherigen, mehr aphoristischen Bemerkungen wollen nur die Möglichkeit der bioanalytischen Behandlung der allgemeinen Pathologie demonstrieren.

*

Um die Vielfältigkeit der möglichen Wege bei der bioanalytischen Behandlung der speziellen Pathologie und besonders bei der Verfolgung des Regressionsmomentes als vielleicht des bedeutsamsten Teilproblems derselben zu zeigen, möchte ich noch auf eine morphologische Deutungsmöglichkeit hinweisen, welche im Falle der Brauchbarkeit für die organische Pathologie von eminenter Bedeutung werden kann. Das ist eben die rein morphologische Betrachtung der Organe als Wiederholungen von bestimmten Gestaltungstendenzen, welche vor Zeiten zur Entwicklung bestimmter Organisationen des Tierkörpers geführt haben. Anders ausgedrückt, wenn wir eine Anschauungsweise anwenden, welche zunächst von den Daten der Histologie und Embryogenie absieht und sich nur an die äußeren Formen der ein-

1) Es fehlt nicht an Beobachtungen, nach welchen Paramaccien, welche zu viele Bakterien verschlungen haben, sich zu teilen beginnen, um nach der Ansicht Metschnikoffs sich dadurch ihrer Reizwirkung zu entziehen.

zelnen Organe hält, so werden wir in diesen bekannte Formen primitiver Tierarten erkennen. Darin wurde ich bestätigt durch die Behauptung Abrahams, der im vorderen Abschnitt der Verdauungsröhre (bis einschließlich des Magens) die Organisationsformen und auch die Funktionsweise der Coelenteraten erblickte.[1]

Das ergänzt wohl die Annahme, daß im anderen Teil des Darmtraktes unverkennbar die Organisationsformen der Würmer erscheinen, gekennzeichnet in erster Linie durch die segmentarische Ordnung der Bewegungselemente, durch die typische Bewegung und nicht zuletzt durch die Form des Organs. (Die Reste des spezifischen Nervensystems wurden abgetrennt und mit dem späteren Rückenmark in Beziehung gebracht und sind in der Ganglienkette des Sympathikus anzutreffen.) Es wird uns nach dem Gesagten nicht wundern, wenn wir in den Funktionselementen des Darmes, in den Lieberkühnschen Krypten noch primitivere Organisationsformen, die der einfachsten Hohltiere, der Hydroidpolypen, erblicken wollen, mit der sackartigen Einhöhlung eines einschichtigen Endothels und den tentakelartigen Papillen. Allerdings ist aus der intrazellulären Verdauung der Hydroidpolypen eine extrazelluläre geworden, indem einige Zellen (Becherzellen) ihren Inhalt in Schleim verwandeln und in den Darm ergießen.[2] Bei pathologischen Prozessen (Darmkatarrh) tritt dieser Zug verstärkt in den Vordergrund und wird für die Krankheit geradezu charakteristisch.

Die Wurmorganisation des Darmes spielt in den verschiedensten pathologischen Fällen die regressive Basis des Prozesses. Aus der Fülle der Erscheinungen wollen wir nur zwei Krankheitsgruppen herausgreifen, eine aus der inneren Medizin, eine aus der Chirurgie.

Durch eine Gleichheit der Tendenzen und der Organisation wird es verständlich, daß der Darm der Lieblingsort des überwiegend größeren Teiles der unzähligen schmarotzenden Würmer geworden ist, unter welchen manche eine erstaunliche Anpassung zu dieser eigentümlichen Symbiose zeigen. Die Gleichheit der Tendenzen bei Wurm und Darm wird uns noch beschäftigen, z. B. die entwicklungsgeschichtlich neue Art der Vorwärts-

---

1) Abraham: „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido." — Dr. Federn macht mich auf eine Stelle bei Driesch: „Philosophie des Organischen", S. 284, aufmerksam, wo bereits diese Behauptung ausgedrückt wurde: „Die Ontogenie liefert uns ein Endding mit Organen. Können wir im Rahmen der Phylogenie etwas mit Organen vergleichen? Jede Spezies ist ein Organ, würde man sagen. Dann würde jedes Organ aus seinesgleichen im Wege der Phylogenie entstehen."

2) Die Verdauung außer dem Körper ist bei den Wirbellosen ein häufiger und noch bei den Cephalopoden ein typischer Vorgang.

bewegung, die damit verbundenen aggressiven Tendenzen, die Neigung in Spalten, in Höhlen hineinzudringen usw. (Daher auch die große Invasionsneigung der vielen anderen schmarotzenden Würmer.) Letztere spielt eine große Rolle bei manchen chirurgischen Erkrankungen, wie z. B. bei den verschiedenen Hernien, welche gar nicht so einfach mechanisch entstehen, wie die chirurgischen Lehrbücher es vorführen, also durch Änderungen in der Widerstandsfähigkeit der Bauchwand und durch den erhöhten Druck der Bauchpresse, sondern die Gedärme tragen durch die eigene Bewegung auch aktiv dazu bei, um in die präformierten Höhlen hineinzugelangen, sogar in die Brusthöhle, wie sie durch diese Bewegungen auch imstande sind, das Netz auf eine entzündete Stelle zu bringen. Die ähnliche Tendenz der Gedärme mag wohl bei den Darmprolapsen (bei Kindern häufig) und bei den Intussuszeptionen und Invaginationen eine Rolle spielen, wo der Darm gleichsam in sich selbst hineinkriechen kann.

Um auf das vorhin erwähnte Prinzip zurückzukommen, lassen wir auch einige der übrigen Organe eine Revue passieren, soweit sie sich dieser Betrachtungsweise unterwerfen, und auch dann, wenn sich die Folgen für die Pathologie vorläufig nicht überall klar zeichnen. Die einfachen Darmdrüsen haben wir nach ihrer Gestalt mit den Hohltieren in Beziehung gebracht (Hydroidpolypen), und die Wachstums- und Formverhältnisse auch der anderen Röhrendrüsen scheinen den Vermehrungsmodus dieser Tiere — die Vermehrung durch Knospenbildung — nachzuahmen. (Pathologische Auswirkung vielleicht bei der Bildung gewisser Papillomen.) Aus dem Ursprung dieser Drüsen aus röhrenartigen Bildungen folgt, daß sie ihre Entstehung einer teilweisen Regression von der Wurmgestalt zu der der Hydroidpolypen, mit Beibehaltung einiger Eigenschaften der ersteren, verdanken. So könnte man zwischen der Form des Herzens mit den Anfangsteilen der großen Arterien Beziehungen zu einer relativ hoch entwickelten Tierform, zu den Cephalopoden, entdecken, gestützt nicht nur auf die auffallende Ähnlichkeit der Gestalt (Beutelform, kopfarmartige Anordnung der großen Ader, Reizleitungssystem), sondern auch auf die rückstoßartige Bewegung, bei den Tieren des Körpers, beim Herzen der Flüssigkeit. Zu diesem letzteren Organisationstyp könnte man noch das Auge rechnen.

In den Aufbau der Adern spielt dann wieder die wurmartige Organisation hinein bis zu den Kapillaren, die wieder nach dem Sprossensystem gebaut sind (vgl. die Gefäßknospen bei der Wundheilung und in chronischen, entzündlichen Wucherungen). Bei gewissen Erkrankungen werden sie für das Blutserum durchlässig, dann stehen wir vor einer Regression vom System

der geschlossenen zu dem mit offener Saftzirkulation. (Der Schritt z. B. von den Weichtieren oder tieferen Würmern — Plattwürmern — zu den höheren Würmern.) Überhaupt ist das Blutgefäßsystem der hauptsächliche, oder vielleicht (ausgenommen solche durch Wachstum) der einzige Träger aller Tendenzen zur Turgeszenz geworden, solange diese nicht im Regressionsfalle, wie bei den Ödemen wieder auf die Gesamtheit des Körpers zurückgehen. Übrigens ist es von großer pathologischer Bedeutung, daß die „Genitalisierung" wahrscheinlich immer von vasomotorischen Veränderungen begleitet, eventuell durch sie besorgt wird, und was ebenfalls vielfach behauptet wurde und wohl als erwiesen betrachtet werden kann, daß Entzündungen auf genitalisierten Körperteilen viel leichter und fast regelmäßig entstehen. Man denke z. B. an den Fluor Albus der Onanisten, der keineswegs nur auf die mechanische Reizung zurückzuführen sei, an viele Ekzeme usw.

Ich wäre geneigt, in den eigentümlichen, sinusartigen Erweiterungen der Kapillarvenen der Milz ebenfalls eine Annäherung zu der Weichtierorganisation mit ihrer freien Saftzirkulation zu erblicken. Ob dabei die große äußere Ähnlichkeit der Milz mit manchen Muscheltieren ein reiner Zufall ist, das können wir vorläufig dahingestellt lassen. Übrigens kommen milzartige Gebilde erst von den Mollusken angefangen im Tierreich vor.

Hier ist es Zeit einem Vorwurf zu begegnen, der diesen Aufstellungen schon lange gedroht hat. Wir sprachen oben von Gestaltsanalogien der Organe mit tierischen Organismen, welche nicht alle im Wege der Entwicklung unseres Körpers liegen, wie z. B. von der Cephalopodenähnlichkeit beim Herzen, um nur die schreiendste zu erwähnen. Die wird noch unterstrichen, wenn wir wissen, daß das Vertebratenherz während der Embryogenie durch Zusammenlegen und Verschmelzen einer rohrförmigen Ader gebildet wird. Wir müssen dann annehmen, daß unausgenützte Entwicklungsmöglichkeiten ein langes Stück des Entwicklungsweges mitgebracht werden können, bis im Körper selbst solche Änderungen und Notwendigkeiten eintreten, welche diese Entwicklungstendenzen sich auswirken lassen. Vielleicht werden durch diese Möglichkeiten einmal viele Überdeckungen der Embryogenie verständlich. (Man denke z. B. an die Erscheinungen der Heterogonie.) Übrigens haben die Cephalopoden in bestimmten Hohltieren, in den Anthozoen ein einfacheres Organisationsvorbild, ebenfalls mit starker Kontraktilität, mit Vormagen und Magen, mit ein- und ausströmendem Wasser, Tentakeln, welche Tiere aber den Coelenteraten angehören, also einer näher stehenden Tiergattung. Dies würde dann den Widerspruch aufheben. Selbstverständlich darf man den Körper nicht als ein Aquarium oder eine entwicklungs-

geschichtliche Sammlung von nebeneinandergefügten Tierformen betrachten. Allerdings gibt es Tiergattungen, bei welchen die einzelnen Organe durch besondere Individuen vertreten sind, wie z. B. bei gewissen Tierstaaten (Syphonophoren usw.). Auch manche Symbiosen dürften unter diesem Gesichtspunkt erwähnt werden.

Wieder ein Punkt, um abzubrechen, bevor die Bedeutung dieser Betrachtungsweise der rückgreifenden Entwicklung — Entwicklung über morphologische Regressionen hindurch — für die Biologie und die biologische Analyse der Pathologie an den Beispielen auch der übrigen Organe demonstriert werden konnte. Auch sind wir etwas weit in ferne — und man wird mir mit Recht vorwerfen: phantastische — Gebiete der Phylogenie verirrt. Aber es ist mir diesmal hauptsächlich nur daran gelegen, neben den fester fundierten Bauten auf dem Gebiete der Bioanalyse auch einige der von diesen ausgehenden Wege zu zeigen, welche vielleicht vorläufig in dem Urwald der biologischen Vorgeschichte des Menschen leicht irreführen. Doch muß solches noch so gewagtes Vordringen, ermöglicht durch die immense Erweiterung des wissenschaftlichen Blickfeldes durch die Anwendung der psychoanalytischen Ergebnisse auf andere Wissensgebiete, früher oder später mit der Erforschung und Urbarmachung auch dieses Neulandes der Bioanalyse enden.

Über die Anwendbarkeit der Energielehre in der Psychologie

Von

Emil Simonson

Berlin-Halensee

Die Schwierigkeit beginnt bereits bei der Begriffsbestimmung. Ist Energie etwas Reales? Philosophen und philosophisch sich betätigende Biologen haben es bestritten. Fritz Mauthner (1)[1] setzt die Energie dem Kausalitätsbegriff Kants gleich, der im Gegensatz zu dem von Hume nicht bloß die Ursache, sondern die beiden korrelativen Begriffe Ursache und Wirkung umfaßt. Das ist im Grunde dasselbe, worüber vor zwanzig Jahren der russische Physiker Chwolson in seiner Schrift „Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot" (2) so scharf geurteilt hat, wenn nämlich der Philosoph Kossuth sagt: „Das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist nichts weiter, als der Satz: ‚Die Ursache ist gleich der Wirkung.'" Ähnlich deduziert Spengler (3). Verworn (4) stellt die Realität vom Standpunkt seines Psychomonismus in Abrede. Dagegen gelangt der holländische Philosoph Heymans (5) in Groningen, auf dessen Versuch über die Anwendbarkeit des Energiebegriffes in der Psychologie wir später noch eingehen müssen, als Vertreter des psychischen Monismus zu einem nicht so eindeutigen Ergebnis. Für Eduard von Hartmann (6) ist die Energie in genau demselben Sinne wie die Materie eine objektiv-reale Erscheinung. Ludwig Stein (7) endlich vertritt einen unvermeidbaren Agnostizismus: „Der psychologische Zirkel ist unentrinnbar. Der Prozeß menschlicher Verdoppelung ist unaufhebbar. Wir müssen unsere Eigenschaften in das All hineindeuten. Ein gröberer oder feinerer Anthropomorphismus ist das seelische Fatum des Menschengeschlechtes. Dabei kommt

---

1) Ziffern in Klammern, siehe Literatur auf S. 194.

wenig darauf an, ob man dieses Hineindeuten menschlicher Merkmale oder Stammeseigenschaften in den geforderten Einheitsträger des Weltganzen mit den Griechen ‚Anthropomorphismus', mit Franz Bacon *‚idola tribus'*, mit Avenarius ‚introjizieren', mit Petzold ‚einlegen', oder endlich mit Lipps ‚einfühlen' nennt. Ob wir das oberste Einheits- oder Ordnungszentrum ‚Natur' oder ‚Gott' betiteln: es ist und bleibt doch nur eine hinausprojizierte Verdoppelung unserer eigenen Ich-Einheit. Wird der Leib verdoppelnd hinausprojiziert, so entsteht der Materialismus; wird die Seele in das Weltbild introjiziert, so entsteht Idealismus; werden einzelne Empfindungen oder Erlebnisse ‚eingelegt', so bildet sich der Phänomenalismus heraus; wird endlich die Muskeltätigkeit, die Kraft oder der Wille in das Weltganze ‚eingeführt', so entsteht das Weltbild, das Wundt mit Schopenhauer Voluntarismus, Ostwald mit Robert Mayer und Leibniz Energetik nennen."

Immerhin ist dieser Standpunkt nicht mit dem schrankenlosen Psychomonismus identisch, für den überhaupt ein „Ding an sich" nicht vorhanden ist. Planck (8) gibt auf die Frage, ob der rein kausalen Denkweise an irgendeinem Punkte eine feste Grenze gesetzt sein könnte, die sie nicht überschreiten kann, eine sehr interessante Antwort: „In der Tat: es gibt einen Punkt, einen einzigen Punkt in der weiten, unermeßlichen Natur- und Geisteswelt, welcher jeder Wissenschaft und daher auch jeder kausalen Betrachtung nicht nur praktisch, sondern auch logisch genommen unzugänglich ist und für immer unzugänglich bleiben wird: dieser Punkt ist das eigene Ich. — Ein winziger Punkt, wie ich sagte, im Weltenbereich, und doch wiederum eine ganze Welt, die Welt, die unser gesamtes Fühlen, Wollen und Denken umfaßt, die Welt, die neben dem tiefsten Leid die höchste Glückseligkeit in sich birgt, das einzige Besitztum, das uns keine Schicksalsmacht entreißen kann, und das wir nur mit unserem Leben selber dereinst preisgeben. Nicht als ob die eigene Innenwelt der kausalen Betrachtung überhaupt entzogen wäre. Grundsätzlich steht durchaus nichts im Wege, daß wir auch jedwedes eigene Erlebnis restlos in seiner streng kausalen Notwendigkeit begreifen. Aber dazu ist eine schwerwiegende Bedingung unerläßlich: wir müssen seit jenem Erlebnis ungeheuer viel klüger geworden sein; so klug, daß wir gegenüber unserem damaligen Zustande uns als mikroskopischer Beobachter, als ein Laplacescher Geist fühlen können. Denn nur dann ist jener Abstand, jenes Mindestmaß von Distanz zwischen dem erkennenden Subjekt und dem zu erforschenden Objekt gewahrt, das wir als unumgängliche Voraussetzung für die Durchführbarkeit der kausalen Betrachtung oben ausdrücklich festgestellt haben." (Nebenbei: eine schöne

Rechtfertigung der Forderung, daß der Psychoanalytiker selbst analysiert sein muß.) Was hier vom Einzelindividuum ausgesagt wird, müßte sinngemäß auch auf den menschlichen Verstand im allgemeinen da angewendet werden können, wo es sich um die großen, uralten, nie gelösten, erkenntniskritischen Fragen des Kausalitätsbedürfnisses der Menschheit handelt. Auch die Menschheit steht ja diesen Fragen gegenüber wie ein Münchhausen, der sich an seinem eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen soll. — Ostwald (9) hat schon vor längerer Zeit die Vermutung ausgesprochen, die Materie sei nichts als verdichtete Energie. Dieser intuitive Gedanke hat durch Einsteins Entdeckung, daß jeder Körper, der Energie aussendet, gleichzeitig an Masse verliert, eine exakte Fundierung erhalten, denn dadurch lag es nahe, das Wesen der Materie überhaupt in Energieanhäufung zu sehen. — Nernst (10) hat die Hypothese aufgestellt und begründet, daß auch beim absoluten Nullpunkt die Bewegung nicht aufhört, daß der Äther vielmehr von ungeheuren Mengen von „Nullpunktsenergie" erfüllt ist. Wenn Planck (11) im Gegensatz hiezu annimmt, daß die Energie des elektromagnetisch-neutralen Feldes gleich Null ist, so hat er doch auf dem abweichenden Wege dasselbe Ziel im Auge, die Auffassung der Energie als etwas Absolutes zu begründen. Ebenso hat die Energie eines ruhenden Körpers, wie sich aus der speziellen Relativitätstheorie ergibt, einen bestimmten Absolutwert, der gleich ist dem Produkt seiner Masse und dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. Planck bemerkt dazu: „Es muß ein merkwürdiges Zusammentreffen genannt werden, daß gerade eine Theorie der Relativität zur Bestimmung des Absolutwertes der Energie eines physikalischen Gebildes geführt hat", und er führt das an späterer Stelle weiter aus: „So ist auch in der vielfach mißverstandenen Relativitätstheorie das Absolute nicht aufgehoben, sondern es ist im Gegenteil durch sie nur noch schärfer zum Ausdruck gekommen, daß und inwiefern sich die Physik allenthalben auf ein in der Außenwelt liegendes Absolutes gründet. Denn wenn das Absolute, wie manche Erkenntnistheoretiker annehmen, nur im eigenen Erleben zu finden wäre, so müßte es grundsätzlich ebenso viele Arten von Physik geben, wie es Physiker gibt, und wir würden der Tatsache völlig verständnislos gegenüberstehen, daß es wenigstens bis zum heutigen Tage möglich ist, eine physikalische Wissenschaft aufzubauen und zu pflegen, deren Inhalt für alle forschenden Intelligenzen, bei aller Verschiedenheit ihrer Einzelerlebnisse, sich als der nämliche erweist. Daß nicht wir uns aus Zweckmäßigkeitsgründen die Außenwelt schaffen, sondern daß umgekehrt sich uns die Außenwelt mit elementarer Gewalt aufzwingt, ist ein Punkt, welcher in unserer stark von positivistischen Strömungen

durchsetzten Zeit nicht als selbstverständlich unausgesprochen bleiben darf."

So wird denn der dem Realen zugewandte Naturwissenschaftler nicht umhin können, gerade in der Energie das einzig Reale zu sehen. Wenn somit überall, wo etwas geschieht, Energie im Spiele ist, dann muß das auch bei allem seelischen Geschehen der Fall sein.

Freud, der schon sehr früh die Notwendigkeit erkannt hat, alle seelischen und geistigen Vorgänge dynamisch aufzufassen, konnte es natürlich nicht entgehen, daß man in gerader Folge auf die energetische Auffassung kommen muß, weil ja die Energetik als Dynamik der Elektronen oder sonstigen kleinsten Elemente angesehen werden muß. Allerdings hat er die derzeitige Schwierigkeit, vielleicht Unmöglichkeit, sehr bald erkannt, heute schon vom dynamischen zum energetischen Schema überzugehen. In „Das Ich und das Es" (12) zum Beispiel fragt er: „Wie aber ist es mit jenen inneren Vorgängen, die wir etwa — roh und ungenau — als Denkvorgänge zusammenfassen können? Kommen sie, die sich irgendwo im Innern des Apparates als Verschiebungen seelischer Energie auf dem Wege zur Handlung vollziehen, an die Oberfläche, die das Bewußtsein entstehen läßt, heran? Oder kommt das Bewußtsein zu ihnen? Wir merken, das ist eine von den Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man mit der räumlichen, topischen Vorstellung des seelischen Geschehens ernst machen will." Wir werden im folgenden sehen, wie weit Heymans mit seinem Versuch einer energetischen Dynamik der psychischen Lebensvorgänge kommt, können aber schon im voraus die Notwendigkeit betonen, daß noch jahrzehntelange Vorarbeiten nötig sein werden. Der Physiker Felix Auerbach (13) sagt am Schlusse seiner Besprechung meines Buches „Der Organismus als kalorische Maschine und der zweite Hauptsatz": „Muß nicht zuerst die Frage der Gültigkeit des Entropiesatzes für den lebenden Organismus ernsthaft in Angriff genommen, d. h. bis auf die elementaren Prozesse in der Zelle zurückverfolgt werden, bis auf Prozesse, die sich dem Grenzfalle umkehrbarer Prozesse, für die allein doch die Entropie eine quantitativ bestimmte Größe ist, am meisten nähern? Und zugleich auch Prozesse, die von jener Feinheit der zugrunde liegenden Konfiguration und ihrer Änderungen sind, daß, wie schon Helmholtz vermutete, der Satz von der Unmöglichkeit, Wärme zu Arbeit zu steigern, ungeordnete Bewegung in geordnete überzuführen, hinfällig wird?" — Ostwald nimmt als eine der Erscheinungsformen der Energie eine besondere psychische Energie an. Verworn wendet dagegen ein, daß dadurch nichts gewonnen sei; denn sie bleibe immer eine Energieform *sui generis*, die mit den anderen Energieformen nichts Wesentliches gemein habe. Alle anderen Energieformen seien

nur objektiv, d. h. sinnlich wahrnehmbar. Subjektiv, d. h. ohne Vermittlung unserer Sinnesorgane, wären sie uns völlig unbekannt. Dagegen sei umgekehrt die psychische Energie Ostwalds objektiv nirgends nachweisbar und uns nur durch subjektive Erfahrung bekannt. Diese Energieform sei demnach in ihren Grundeigenschaften gänzlich von der Gesamtheit der uns bekannten Arbeitsleistungen in der Natur verschieden. Diese Verschiedenheit sei aber nichts anderes als die alte Kluft, welche die energetische Anschauung gerade überbrücken wollte, die Kluft, die eben zwischen der Reihe der psychischen und der Reihe der körperlichen Vorgänge bestehe.

Wir werden vorläufig mit einem bescheideneren Ziele als dem von Auerbach gesteckten, zufrieden sein müssen, nämlich zunächst mit dem Streben nach Feststellung, ob der Ablauf psychischer Vorgänge von Energieumsetzungen entsprechend den beiden Hauptsätzen begleitet sind. Ein Weg, diesem Ziele näherzukommen, ist die Untersuchung der „finitiven", d. h. jeder für sich zu einem Abschluß führenden Vorgänge, wie sie besonders H. Zwaardemaker (14) in Utrecht vielfach durchgeführt hat. Von finitiven Prozessen darf man selbstverständlich nur in Annäherung sprechen. Stärcke hat mir in einem Foyer-Gespräch beim Berliner Psychoanalytischen Kongreß gegen die Anwendbarkeit des Entropiesatzes den Einwand gemacht, das wäre nur in einem geschlossenen System möglich. Der Einwand ist theoretisch richtig, aber bei konsequenter Durchführung würde kein Wärmetheoretiker die Energiewandlungen und Umsetzungen in einer Dampfmaschine berechnen können. Auch Zwaardemaker hebt gleich im Beginn seiner Darlegungen hervor, daß die Systeme keinesfalls im strengen Sinne des Wortes als geschlossen gelten könnten. Finitive Vorgänge seien Kreisprozesse, d. h. Vorgänge, bei denen Anfangs- und Endzustand gleich sind. Die finitiven Prozesse in einzelnen Organen könnten demnach als Kreisprozesse geschildert werden, obgleich sie sich im offenen System abspielten, wenigstens während des Schlafes und im wachen Zustande, falls ausschließlich ganz kurze Zeiträume ins Auge gefaßt werden. Er erkennt auch, daß die im Körper vorkommenden Kreisprozesse bei isotherm sich vollziehendem Chemismus einem Carnotschen Kreisprozeß nur entfernt ähnlich sein werden. In diesem Sinne seien zwei gleiche, in entgegengesetzter Richtung geführte Reaktionen ein Kreisprozeß. — Diese in der Physiologie oft vorkommende Auffassung ist nur ziemlich äußerlich richtig. Man könnte eher das isotherme Resultat mit einem Interferenzvorgange vergleichen. Auch sonst ist hier Vorsicht geboten. Ich habe aus einzelnen Vorgängen die Erfahrung geschöpft, daß in der Physiologie anscheinend gar nicht selten eine Verwechslung von umkehr-

baren und adiabatischen Prozessen stattfindet, die beide nur den isothermen Ablauf gemeinsam haben. Umkehrbar sind aber adiabatische Prozesse nicht.

Unter diesen Vorbehalten können wir uns jetzt den bisherigen Ergebnissen zuwenden. Für die Energetik am günstigsten liegen nach Zwaardemaker die Verhältnisse im peripheren Teile des Nervensystems, weil die „umkehrbaren“ Kreisprozesse hier besonders in den Vordergrund treten, ja, in den peripheren Nerven nahezu alles Bekannte umfassen. „Irreversible Prozesse sind in den peripheren Nerven, in welchen gar kein Stoffwechsel wahrnehmbar ist, und es überdies nicht zu einer Wärmeproduktion kommt, kaum angedeutet. Hingegen finden sich die deutlichen Kennzeichen umkehrbarer Vorgänge vor.“ Diese reversiblen Vorgänge sollen sich überdies in einem geschlossenen materiellen System abspielen, da in intaktem Zustande weder stoffliche Änderungen, noch ein Zu- und Abfluß der Energie wahrnehmbar seien. Ähnliche Betrachtungen wie für die peripheren Nerven könne man auch für das Zentralnervensystem anstellen, doch mache sich hiebei ein viel bedeutenderer nichtkompensierter Anteil geltend.

Als objektiv nachweisbare Kennzeichen der sich abspielenden Erregungsvorgänge hat man die Wärmeproduktion und die elektrische Energieentwicklung als maßgebend benützt. Im Rahmen dieser Arbeit kann nur auf einige Ergebnisse hingewiesen werden, zumal es hier nur darauf ankommt, von den Forschungswegen und -zielen einen Begriff zu geben. Hans Berger (zitiert nach Zwaardemaker) hat gezeigt: Eine Temperaturerhöhung der Rinde um 0·02 Grad, welche innerhalb einer halben Minute nach der kräftigen Einwirkung eines Schalls auf das Ohr beobachtet wurde, wird mit der Intensität des Reizes verglichen, mit dem Ergebnis, daß das Verhältnis zwischen Sinnesreiz und kalorischem Effekt sich wie 1 : 700 verhält. Die Energieproduktion, welche im Exzitationsstadium extra stattfindet, schätzt er auf drei Kilogrammeter per Minute. — Zwaardemaker hat berechnet, daß bei drei Millimeter Pupillenweite und einer Lichtstärke von 1000 Meterkerzen die ins Auge eintretende Lichtmenge 600 Erg. per Sekunde beträgt. An einem tropischen Tag von zwölf Stunden beziffert sich das alles zusammen auf 0·5 Grammkalorien. Der von uns unter gewöhnlichen Umständen unbeachtete Teil des Tageslärms beträgt ungefähr 7×10^{-3} Erg. per Sekunde, in 24 Stunden sind das zirka 400 Erg. — Bei der Stimme eines anderen kommen 6·6 Erg. per Sekunde auf beide Trommelfelle, bei der eigenen Stimme 0·00014 Erg. per Sekunde. Die in den genannten Beispielen berücksichtigten Energiemengen beziehen sich auf die den Sinnesflächen mitgeteilten Quantitäten. Was hiervon den sich anschließenden Teilen des Nerven-

systems übertragen wird, ist noch sehr unsicher. Am leichtesten lassen sich die Verhältnisse beim Lichtsinn übersehen, ungefähr zwei Prozent des aufgenommenen Lichtes wird von den spezifischen Sinneselementen absorbiert. Zwaardemaker bemerkt zu diesen Ergebnissen, ungeachtet der Kleinheit der in Form von Sinnesreizen auf unseren Körper übergehenden Energie bekomme sie doch eine außerordentlich wichtige Bedeutung im Haushalt des Organismus, weil sie fast im ganzen Nervensystem und infolgedessen sekundär in damit zusammenhängenden Systemen eine ziemlich lebhafte und nahezu kontinuierliche Erregung unterhält.

Diese Beispiele mögen für die Kennzeichnung der noch in den Anfängen befindlichen Forschungen genügen. — Aber das kausale Bedürfnis läßt sich nicht hindern, durch logische Überlegungen dem Schneckentempo der experimentellen Forschung vorauszueilen und versuchsweise die Energiesätze im allgemeinen Sinne auf allerlei Probleme anzuwenden. Es folgt damit den Wegen der modernen Physik. So drängt sich z. B. die Anwendung des zweiten Hauptsatzes auf die Probleme der Zeugung, der Entwicklungsmechanik, des Sterbens auf und kann zu fördernden Arbeitshypothesen führen. Franz Alexander (15) hat den Entropiesatz mit dem von Freud erkannten Todestrieb in Beziehung gesetzt und der Beziehung folgende Formulierung gegeben: „Der von Freud erkannte Todestrieb ist also der sich in der Psyche widerspiegelnde Ausdruck dieses allgemeinsten Naturgesetzes, des Entropiegesetzes, indem er von dem labileren Zustand zu dem stabileren des Todes drängt.“ Diese Anwendung ist logisch und wird nicht nur für das Sterben, sondern auch für das Leben Bedeutung behalten, worauf hier nicht eingegangen werden kann. Aber bisher mußte nach der Schlußfolgerung Lord Kelvins aus dem Entropiesatz auch für den Gesamtkosmos gewissermaßen ein Todestrieb angenommen werden. Seit Helmholtz haben viele Physiker diesen „Wärmetod“ als unvermeidbar angesehen. Andere haben sich vergebens bemüht, einen Ausweg zu finden. Erst durch Einsteins Berechnung, daß der Kosmos unbegrenzt, aber nicht unendlich ist, und infolge der Annahme von Nernst, daß der Äther von „Nullpunktsenergie“ erfüllt ist, konnte dieser Forscher uns wirksam die Schlußfolgerung Lord Kelvins als intermediäre Erkenntnis zeigen. Der Todestrieb hat also nicht unbedingt die Alleinherrschaft, sondern der Kosmos als Ganzes ist ein idealer Kreisprozeß, ein *Mobile perpetuum* zweiter Art und ein in aller Vergangenheit und Zukunft stationäres Gebilde. Weltkörper gehen, neue kommen, hier überwindet der Todestrieb nicht den Zeugungstrieb. Das hat scheinbar mit unserem Thema nichts zu tun,

aber die uns durch Nernsts Versuch übermittelte Einsicht muß auf das Seelenleben des Einzelnen und der Gesamtheit einen nachhaltigen und gestaltenden Einfluß üben. Kein drohender Wärmetod läßt die Welt zwecklos erscheinen, die Aussicht unabsehbarer Entwicklung überwindet den Pessimismus der Weltanschauungen. Auch im Organischen und Psychischen ist der Tod nicht endgültig der „wahrscheinlichere", oder, wie es Alexander ausdrückt, der „stabilere" Zustand, der Zeugungstrieb behält in dem antagonistischen Spiel zwischen ihm und dem Todestrieb in alle Ewigkeit seinen Platz.

Ein systematisches und umfassendes energetisches Schema des psychischen Geschehens einschließlich des Unbewußten versucht auf demselben Wege Heymans in seiner bereits genannten Schrift. Die Arbeit umfaßt mehr als das Thema aussagt, nämlich nicht nur die Anwendbarkeit des Energiebegriffes, sondern auch der beiden energetischen Hauptsätze, soweit man sehen kann, in enger Anlehnung an die Auffassung Ostwalds. Sie bedeutet jedenfalls einen zu begrüßenden und berechtigten Versuch auch dann, wenn wir ihn, sei es in einzelnen Teilen oder im ganzen, nicht als geglückt sollten ansehen müssen. — Heymans beginnt mit einer Grenzziehung zwischen seinem Unternehmen und den bisherigen Arbeiten über psychische Energie, psychische Arbeit usw. Ein Teil dieser Untersuchungen fasse nur die physische Gehirnenergie ins Auge und frage nicht, welche psychischen Energieverhältnisse, sondern nur, welche psychischen Erscheinungen den Energieverhältnissen im Gehirn entsprechen, und also als Zeichen für dieselben aufgefaßt werden können. Ein anderer Teil richte die Untersuchungen zwar auf die Frage, wo und ob innerhalb des Psychischen etwas vorkommt, was wir als Energie, Arbeit usw. bezeichnen können; es werde aber statt der Wirkungsfähigkeit und Wirksamkeit der einzelnen Bewußtseinsinhalte nur oder vorwiegend die der gesamten Psyche ins Auge gefaßt, was die Parallelsetzung mit den physikalischen Begriffen von vornherein ausschließe. — Eine dritte Gruppe endlich wende die Aufmerksamkeit zwar den einzelnen Inhalten zu, suche aber für die Beantwortung der Frage, ob diese Energie besitzen oder nicht, das Kriterium mehr oder weniger klar bewußt in den Gefühlen der Anstrengung oder der Ermüdung, welche sich bei, beziehungsweise nach gewissen psychischen Vorgängen im Bewußtsein bemerklich machen. Im Gegensatz zu allen diesen Fragestellungen richtet sich Heymans' Untersuchung ausschließlich auf die psychische Kausalität, sie faßt die einzelnen Bewußtseinsinhalte ins Auge und fragt nach der

Wirkungsfähigkeit, welche denselben anderen Bewußtseinsinhalten gegenüber zukommt, also nach ihrer Fähigkeit, diese anderen Inhalte hervorzurufen oder zurückzudrängen, zu verstärken oder abzuschwächen, kurz, irgendwelche Veränderungen im Bewußtsein zustande zu bringen. Und in bezug auf diese Wirkungsfähigkeit fragt sie weiter, ob Gründe vorliegen zur Annahme, daß sie sich erhält, sich überträgt und sich zerstreut, nach gleichen Gesetzen wie die, welche für die physische Energie festgesetzt worden sind.

In der Tat, ein treffliches und umfassendes Programm, in seiner Formulierung selbst schon ein Verdienst, auch wenn das Ziel noch nicht erreicht wird. Sein Gelingen würde, wie schon oben gesagt, nichts weniger bedeuten, als die Ersetzung des Freudschen dynamischen Schemas durch ein Schema der konsequenten energetischen Dynamik der psychischen Vorgänge, zumal er annimmt, daß auch die unterhalb der Bewußtseinsschwelle gelegenen Bewußtseinsinhalte nach den Gesetzen des bewußten Seelenlebens entstehen und vergehen, sich verstärken und abschwächen, wirken und Wirkungen erleiden, mit einem Worte, daß die psychische Kausalität sich auch auf die Gebiete unterhalb der Schwelle des Bewußtseins erstreckt. Daher müßten bei Untersuchungen über psychische Energie die psychischen Inhalte von allen möglichen Bewußtseinsgraden, von der klar bewußten Wahrnehmung oder dem intensiven Gefühl an bis zur völlig unbewußten, vielleicht überhaupt nicht mehr reproduzierbaren Erinnerungsvorstellung sämtlich in Betracht gezogen werden. — Im Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes kann hier nur die von Heymans selbst formulierte Zusammenfassung seiner Ergebnisse wiedergegeben werden:

1) Jedem psychischen Inhalt kommt eine größere oder geringere Kraft zu, welche denselben befähigt, sich auf das Zentrum der Aufmerksamkeit hin zu bewegen (seinen Bewußtseinsgrad zu erhöhen). Das Produkt aus dieser Kraft und dem noch zu durchlaufenden Weg bildet seine Distanzenergie.

2) Wenn ein Inhalt sich dem Zentrum annähert und also seine Distanzenergie ganz oder zum Teil verliert, werden andere Inhalte vom Zentrum zurückgedrängt, und wird also die Distanzenergie derselben erhöht. Zugleich gewinnt der sich dem Zentrum annähernde Inhalt mehr oder weniger Niveauenergie, welche die in ihm bereit liegenden potentiellen Assoziations-, Denk-, Gefühls- und Willensenergien zur Auslösung zu bringen vermag.

3) Die ausgelösten Assoziations-, Denk-, Gefühls- und Willensenergien veranlassen zum Teil körperliche Erscheinungen, rufen zu einem anderen

Teil sonstige psychische Inhalte hervor, und fließen zum dritten Teil auf gleichartige oder gleichzeitige Inhalte ab.

4) Vielleicht tritt beim Übergang der Distanzenergie in Niveauenergie noch eine weitere, als psychische Bewegungsenergie zu bezeichnende Energieform auf.

5) Die Sätze 1—4 berechtigen uns, unter dem Vorbehalte quantitativer Prüfung, die Hypothese von der Erhaltung der psychischen Energie aufzustellen.

6) Alle psychische Energie zeigt die Tendenz, sich in psychische Distanzenergie umzusetzen; während diese Distanzenergie in größeren und kleineren, mehr oder weniger abgeschlossenen psychischen Systemen die Tendenz bekundet sich auszugleichen.

7) Bei Veränderungen in psychischen Komplexen, welche dieser Ausgleichstendenz zuwiderlaufen, läßt sich stets eine von außen geleistete Arbeit feststellen, welche entweder von der als körperlich erscheinenden Außenwelt, oder von anderen Bewußtseinskomplexen, oder von latenten Energien innerhalb des betreffenden Bewußtseinskomplexes selbst herrühren kann.

8) Nach den Sätzen 6 und 7 haben wir Grund, auch dem Entropiegesetz Gültigkeit für die psychische Welt zuzuschreiben.

Heymans schränkt die Aufgabe seiner Schrift selbst dahin ein, daß sie nur eine erste Anleitung für kommende empirische Untersuchungen sein wolle. „Wir dürfen nicht fragen, ob in der Welt, sondern nur, ob in den individuellen Bewußtseinen, nicht in abgeschlossenen psychischen Systemen, sondern nur, ob in solchen, wo sich Aufnahme und Abgabe von Energie ungefähr die Wage halten, nicht endlich, ob nach genauen Messungen, sondern nur, ob nach gewissenhaften, aber rohen Schätzungen im Bewußtseinsleben Verhältnisse vorliegen, welche sich als die psychische Kehrseite (oder sogar als den eigentlichen Gegenstand) der einschlägigen physikalischen Bestimmungen betrachten lassen. — Wenn wir aber diese bescheideneren Fragen beantworten können, dürfen wir hoffen, damit späteren exakten Untersuchungen den Weg zu zeigen, und somit besser fundierte Antworten wenigstens vorzubereiten."

Die Terminologie schließt sich, wie schon aus der oben wiedergegebenen Zusammenfassung ersichtlich, eng an Ostwalds Auffassung und Terminologie an. Eine solche Übertragung schließt immer die Gefahr eines allzu summarischen Schematismus ein. So wird man noch zweifeln dürfen, ob die „psychische Distanzenergie" geeignet ist, nach allen Richtungen die Rolle der Wärme unter den Verhältnissen des Entropiesatzes zu übernehmen.

Die hier durchgeführte Analogie hat doch etwas stark Äußerliches. Vollends wird man nicht gezwungen sein, dem Autor darin zu folgen, wie er als ein Ergebnis seiner Betrachtungen das Problem des Wärmetodes der Welt mit einer wahren Eisenbartkur im Sinne seines Psychomonismus lösen will. Wenn die stoffliche Welt keine selbständige Wirklichkeit besitzt, dann kann sie natürlich auch nicht zum Stillstand kommen. Unzulänglich ist auch sein Beweisgrund, daß, weil der Gesamtbetrag der Weltenergie ein endlicher ist, die von ihm zu leistende Arbeit in endlicher Zeit erschöpfbar sein müsse. Nicht nur die Weltenergie ist endlich groß, sondern auch die Welt selbst, wie Einstein rechnerisch unausweichbar bewiesen hat. In einem endlichen Kosmos kann aber keine Energie unendlicher Dissipation unterliegen. Wie oben bei der kurzen Erwähnung der Nernstschen Lehre von der Möglichkeit einer kosmischen Umkehrung der Entropie schon gesagt ist, kann der Kosmos als ein idealer Kreisprozeß und ein stationäres Gebilde angesehen werden. — Wie bereits gesagt, ist der Versuch Heymans' ein verdienstliches Unternehmen, schon allein als eine programmatische Zusammenfassung für künftige Einzelforschungen. Aber den Sperling in der Hand, den Freuds dynamisches Schema für uns bedeutet, werden wir in den nächsten Generationen vorsichtigerweise noch nicht fliegen lassen.

Ungeachtet der bisherigen spärlichen Ergebnisse können wir schon heute behaupten: Auch alles psychische Geschehen wird vom Energiebegriff und den Energiesätzen beherrscht, und dazu mag es mir gestattet sein, mit einer rein deduktiven Überlegung zu schließen: die Geltung der energetischen Hauptsätze bei irgendwelchen Vorgängen oder Erscheinungen leugnen, heißt die Notwendigkeit des wissenschaftlichen Determinismus in Abrede stellen. Vielleicht gibt es in irgendeiner Wissenschaft noch Vertreter, die den Determinismus verwerfen, aber daß ein Freud-Schüler derartig den Ast absägen könnte, auf dem er sitzt, läßt sich schwer vorstellen.

LITERATUR

1) Fritz Mauthner: Wörterbuch der Philosophie. Leipzig 1910.
2) O. D. Chwolson: Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Braunschweig 1906.
3) Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Bd. 1.
4) Max Verworn: Naturwissenschaft und Weltanschauung. Neue Rundschau, 1904, Heft VI.
5) G. Heymans: Über die Anwendbarkeit des Energiebegriffes in der Psychologie. Leipzig 1921.

6) E. v. Hartmann: Die Weltanschauung der modernen Physik. Bad Sachsa 1909.
7) Ludwig Stein: Die Weltanschauung der Energetiker. Die Zukunft 1908, Heft 48.
8) Max Planck: Kausalgesetz und Willensfreiheit, Berlin 1923.
9) W. Ostwald: Die Energie. Leipzig 1908.
10) W. Nernst: Das Weltgebäude im Lichte der neueren Forschung. Berlin 1921.
11) M. Planck: Vom Relativen zum Absoluten. Leipzig 1925.
12) Sigmund Freud: Das Ich und das Es. Wien 1923.
13) Felix Auerbach: Die Naturwissenschaften. Berlin 1913, Heft IX.
14) H. Zwaardemaker: Die Energetik der finitiven Prozesse. Wiesbaden 1912, als Sonderabdruck aus „Ergebnisse der Physiologie“, Jahrgang 12.
15) Franz Alexander: Metapsychologische Betrachtungen. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. 1921, Bd. VII, Heft 3.

Die Psychogenese organischer Krankheiten und das Weltbild

Von

Margarete Stegmann

Dresden

Die Möglichkeit, seelische Vorgänge, seelische Energieverschiebungen in körperliche Symptome zu konvertieren und zu verschieben, ist durch Freud grundsätzlich und durch ihn und seine Schule in zahlreichen Einzelfällen auch praktisch dargetan. Für funktionelle Körpersymptome zunächst. Wie verschiedenen Weltanschauungen auch die Psychoanalytiker angehören mögen, diese Auswirkung des geistigen Prinzips im Gebiete des Körperlichen ist für sie alle Axiom.

Groddeck unternahm den Vorstoß, die organischen Krankheiten ihrer Sonderstellung zu entreißen, und auch für sie eine psychische Beeinflußbarkeit, wo nicht eine gänzlich seelische Genese zu postulieren. Sämtliche Psychoanalytiker werden damals den Groddeckschen Vorstoß als sehr kühn empfunden haben; die Nichtanalytiker hielten ihn zweifellos für verrückt.

Heute sind wir so weit, daß viele Chirurgen und Kliniker zugeben, daß die organischen Krankheiten und ihr Verlauf in einer großen Anzahl von Fällen vom Seelischen abhängen. Der Chefarzt einer großen Volksheilstätte sprach von fünfzig Prozent Anteil der Psyche in den meisten seiner Fälle.

Aber es ist ein Entweder-Oder. Entweder ist der Geist das Primäre und baut den Körper; dann muß man in allen körperlichen Erscheinungen ihn als das Agens suchen und anerkennen. Oder der Stoff ist das Seiende und Geist nur seine Funktion; dann handelt es sich bei Krankheiten nur darum, die Gesetze des Körpers zu kennen. Oder es gibt die dritte Möglichkeit, daß von vornherein der Dualismus: Geist und Materie (Körper) existiert, auch wenn das Rätsel, wie sie aufeinander wirken können, ungelöst bleibt.

Die Psychoanalyse hat die Determiniertheit aller Erscheinungen des Geisteslebens durch das Unbewußte dargetan. Philosophische Systeme, die „Evidenz wissenschaftlicher Thesen", religiöse Dogmen, Kunstwerke, politische Ereignisse, viele Erscheinungen also, die das öffentliche Leben nicht nur der Einzelnen, sondern der Völker, der Menschheit durchaus bestimmten, manche, die den letzten Grad von materieller Wirklichkeit und Tatsächlichkeit erreichten, waren erwiesen als sozusagen „Kategorien" des Unbewußten ihrer Urheber, Notwendigkeiten, entspringend aus einer seelischen Veranlagung, aus Komplexen.

Die Frage, ob die metaphysische Realität Kants und die unbewußte Realität Freuds identisch seien, steht hier nicht zur Diskussion, doch bekenne ich mich durchaus zu der Auffassung, die Fenichel in seiner sehr schönen Untersuchung über „Psychoanalyse und Metaphysik" (Imago IX, 3) ausgesprochen hat. Auch für mich steht es außer Zweifel, daß das Unbewußte der Empirie angehört. Auch das mag hier ununtersucht bleiben, ob in diesem empirischen Unbewußten sich, wie Freud einmal bemerkte, eine Stelle befindet, von der aus jedes Individuum mit einer Nabelschnur dem Reich des Wesenhaften, des An-sich-Seienden, verbunden ist.

Es sei nur festgestellt, daß die Psychoanalyse das Unbewußte als die alles beherrschende Instanz ansieht. Wenigstens in dem, was als Handlung irgendwelcher Art, geistige Tat oder andere, nach außen tritt als normale oder neurotische Funktion. Und dann sei die Frage erhoben, ob hier die letzte Konsequenz gezogen ist? Ist anzunehmen, daß die Realisierbarkeit in der Materie außer uns etwas grundsätzlich anderes und leichter ist, als die Realisierbarkeit hinein in die Materie in uns, in unseren Körper? Ist der Weltkrieg, rein materiell gesehen, von allen geistigen Komplexen, die dazu gehören, abstrahiert, weniger ein materielles Phänomen am Weltmassenkörper, als etwa eine Körpergeschwulst, eine Eiterbeule am Einzelkörper? Verlangt eine hysterische Brandblase, oder eine hysterische Gravidität weniger körperliche Reaktion als ein Carcinom?

Mit anderen Worten: es liegt in der Konsequenz der Psychoanalyse, Seele (Geist) als primär anzusehen; das ist ein Weltbild. Und in der Konsequenz dieses Weltbildes liegt es, mit Klages zu sagen: die Seele ist der Sinn des Körpers; der Körper ist der Ausdruck der Seele.

Das bedeutet auch die seelische Bestimmtheit der organischen Krankheiten. Sie gehören zum „Ausdruck der Seele", sie spiegeln die kranke Seele. Wir haben nicht nötig, manifesten und latenten Sinn, Unbewußtes und Bewußtes auseinanderzuhalten bei dieser grundsätzlichen Feststellung;

Seele im Sinne von Klages ist die Zusammenfassung von *Ubw* und *Bw*. Aber der Unterschied zwischen funktionellem und organischem Symptom ist sehr groß, wenn auch nur graduell. Vermag die Hysterie keine organischen Krankheiten zu machen, so schafft sie vielleicht Anfänge, Vorbedingungen dafür. Vermag jemand mit absoluter Sicherheit zu behaupten, daß eine Herzneurose bei Fortwirken der Ursachen nicht zu einer Herzmuskelschwäche, oder zu einer organischen Störung im Überleitungsbündel führen kann? Wenn jemand in einer unleidlichen Situation daran denkt, daß er sicher eine Ohnmacht bekommen werde, so spürt er zunächst nur ein körperliches Unbehagen und von da an durchläuft er alle Stadien des Übelseins bis zu einer wirklichen Ohnmacht.

In einer Traumanalyse „Darstellung epileptischer Anfälle im Traum" habe ich vor Jahren die Vermutung ausgesprochen, daß die Epilepsie sich aus ursprünglich nur hysterischen Anfällen entwickeln könne; an einer Stelle entgleitet dem *Ubw* der Zügel des Geschehens; der Körper folgt von da an der eigenen Sachlogik; er hält die vom *Ubw* geschaffene funktionelle Änderung fest und übersetzt sie ins Organische. Ob der Einfluß des *ubw* Willens dann ganz verloren geht, oder ob er nur von einer tieferen, schwerer erreichbaren Schicht des *Ubw* weiter zu wirken vermag, wäre zu untersuchen. Die klinische Erfahrung spricht für die letztere Annahme.

Die Hysterie ist aber bekannt dafür, daß sie ihre Symptome so zu wählen versteht, daß ihr etwas ganz Ernsthaftes, ganz Gefährliches nicht wohl geschehen kann. Es wäre demnach ein Ernsternehmen der Vernichtungs- oder Bestrafungstendenz, die den aus seelischen Ursachen organisch Erkrankten vom Übertragungs- und vom narzißtischen Neurotiker unterscheidet. Er muß ein Mensch sein, bei dem das Realitätsprinzip das Lustprinzip schon überwiegt. Doch unterscheiden wir vom Neurotiker, der durch seine Symptome in irgendeinem Ausmaß seine Lebenstüchtigkeit, seine Realisierungsfähigkeit beschränkt, den neurotischen Charakter. Bei ihm ist das Umgekehrte der Fall; indem er versucht, seine psychische Realität als objektive Realität zur Geltung zu bringen, wird er durch seine Komplexwünsche häufig zu erhöhter Wirksamkeit gesteigert. (Verbrecher, Abenteurer, Hochstapler, aufregende Menschen.) Solche Typen können die Gesellschaft verblüffen und zeitweise große Erfolge haben, weil die nach Heroen begierige Menschheit sie für Heroen nimmt. In der Tat haben sie einige Verwandtschaft mit ihnen; die, daß sie mit oft unerhörtem Willen eine Gedankenrealität, um nicht den Ausdruck „eine Idee" zu mißbrauchen, verwirklichen wollen. Von einem wirklich Großen, einem wahren Heros sind sie in dem Maße

unterschieden, wie das von ihnen Erstrebte weniger wesenhaft ist, weniger überzeitliche und überpersönliche Allgemeingültigkeit hat. Diese Typen gehören zu den extravertierten; der Stoff, in den sie realisieren wollen, liegt außerhalb von ihnen. Von den „Normalen" und ihrem Realisieren sind sie unterschieden durch eine Maßlosigkeit, eine Irrationalität, die ihre Ursache in der Komplexhaftigkeit ihrer Motive hat.

Die psychogenetisch organisch Kranken nun wären im Gegensatz zu diesen introvertiert; der Stoff ihrer Realisierung liegt in ihnen, ist ihr eigener Körper. Daß so viele „normale" Menschen, die Übertragungs- und Realisierungsfähigkeit bewiesen haben, aus seelischen Ursachen organisch erkranken, ist kein Widerspruch. Äußere und innere Ursachen können Übertragungs- und Realisierungsfähigkeit gebrochen haben. Die von den äußeren Objekten, der Arbeit, dem Ziel zurückgezogene Libido schlägt nun nach innen und wirkt, unter Führung einer Organminderwertigkeitsbereitschaft, zerstörend. Ja, es kann selbstverständlich neben jedem Maß von Wirksamkeit eines Individuums nach außen, ein Libidobetrag stets introvertiert sein und etwa ein anderer im labilen Gleichgewicht existieren, also stets bereit, nach innen zu schlagen. Sicher eignet auch jedem Menschen ein individuelles Maß an Möglichkeit, mit introvertierter Libido „fertig" zu werden; solange dies Maß nicht überschritten wird, bleibt er gesund oder, genauer gesagt, was man so nennt. Ganz gesund kann eigentlich nur der ökumenische, der vollkommene Mensch sein, bei dem Außen und Innen eine Harmonie bilden.

Nach dem Klagesschen Satz: „Der Körper Ausdruck der Seele" müßte man also in einem Krankheitsbild des Körpers wie in einem Spiegel den Krankheitszustand der Seele erkennen, ganz im allgemeinen, ohne Auflösung in Komplexe, die der Spezialbehandlung angehört. Nehmen wir die Erscheinung des Carcinoms. Körperlich ist es eine Lebensäußerung, mit dem Ziel, das Leben zu vernichten. Es ist eine Wucherung, die von einem Organ ausgeht, organische Bildung wiederholt, aber atypisch, durchsetzt und vermischt mit allen möglichen Elementen aus anderen Organbestandteilen, wahllos, chaotisch, vom Organ aus gesehen zwecklos. Eine Verdrehung des Gesunden ins Kranke, Giftige. Seelisch dürfen wir bei einem Krebskranken einen Todeswunsch voraussetzen, dem der Lebenswille wirkungs- und wahllos alles entgegenwirft, was er erraffen kann. Wahrscheinlich ist nicht die Lebensenergie verbraucht, dem widerspricht die Wucherung; aber der Sinn des Lebens ist verloren gegangen. Tätigkeit ohne Sinn muß sich selbst zerstören. Der Sinn steckt in der zurückgeschlagenen Libido. Konnte diese entfaltet werden, so

blieb gesund, was jetzt in sinnloser Nachahmung des Gesunden giftig wird. Die Mischung der Wucherung aus vielen Zellarten kann zwanglos als Darstellung dafür angesehen werden, daß der Kranke nicht mehr gradlinig von sich aus nur die eigenen Gedanken denkt, sondern auch die anderer; daß er in einem Netz von Identifizierungen gefangen ist.

Gewiß ist es kein Zufall, daß Carcinom eine Krankheit des Alters ist, in dem die hoffnungsvollen Phasen der vielen Möglichkeiten abgeschlossen sind, wo entweder wirkliches Altern eintritt oder ein kindlich neuer Mensch aus dem alten geboren werden muß, wie der Schmetterling aus der Puppe.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß Carcinomkranke besonders große Anforderungen an sich und an das Leben stellten, und daß bei ihnen ein starkes Streben nach Realisierung der seelischen Realitäten mit einem ebenso starken Wirklichkeitssinn im Kampfe lag. Je edler der Realisierungswille, um so größer und unvermeidlicher die Enttäuschungen, die fortlaufend zu verarbeiten sind, bis zu der einen, die das Maß voll macht.

Napoleon, gewiß einer der gewaltigsten Tatmenschen, bekam Krebs, als er auf seinem einsamen Eiland jeder Möglichkeit, dem Maße seiner Libido entsprechende Auswirkung wiederzufinden, verlustig ging.

Wir vergessen nicht die Rolle der ererbten Disposition bei den organischen Krankheiten; wir haben sie ja bei den Neurosen ebenfalls in Rechnung zu stellen. Sie spricht nicht gegen eine Psychogenese; umgekehrt werden wir auch für sie eine Psychogenese annehmen, aber eine, die vor dem individuellen Leben, irgendwo in der Aszendenz wirksam war.

Die Organwahl wird von bestimmten Komplexen abhängen; bekommt eine kinderlose, sehr mütterlich veranlagte Frau Mammacarcinom, so darf man es ansprechen als eine anschauliche Darstellung ihres Vorwurfes an die „Welt", daß sie ihr „die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt". Das auslösende seelische Trauma wird in vielen Fällen ein Erlebnis sein, das sie an der Sublimierung ihrer natürlichen Mütterlichkeit in geistige Mutterschaft hindert, oder diese besonders bitter macht. Es ist eine Entscheidung im Kampf zwischen „Weiblichkeit" (Natur) und „Männlichkeit" (Geist), die sich in der Organwahl ausspricht. Zur Rettung des Lebens wird die Mamma, das Attribut der Weiblichkeit, geopfert.

Erkrankt ein junger Mann an Spondylitis, so dürfen wir im seelischen Spiegelbild einen Zweifel in die Grundlage aller Dinge vermuten, eine Skepsis, deren philosophischer Ausdruck eine weltanschauliche Haltlosigkeit ist. Was fest sein sollte, ist unzuverlässig; er kann nicht stehen, muß wie ein hilfloses Kind im Bett liegen bleiben. (Man denkt an Sibel in Gounods

Faust, dem jede Blume, die er zum Strauße pflücken will, welk in die Hand fällt. Grundlage aller Dinge im Leben des Individuums sind in einem Sinn die Eltern; wir dürfen als Ursprung der Krankheitserscheinungen daher einen schwer löslichen Elternkomplex vermuten. Der Zusammenhang mit einem Kastrationswunsch ist augenscheinlich.)

Die Psychogenese organischer Krankheiten zugegeben, erhebt sich die wichtige Frage, was die Psychotherapie, vor allem die Psychoanalyse gegen diese Krankheiten vermag. Hier wird die Erfahrung zu Worte kommen müssen; aber es ist selbstverständlich, daß kein Arzt versäumen wird, das zu tun, was nach der eigenen Sachlogik des kranken Organs geschehen muß. Bei Carcinom z. B. wird noch immer der Chirurg an erster Stelle zu stehen haben, denn für die Reversierbarkeit des seelisch-organischen Prozesses haben wir einstweilen keine Beweise. Allerdings fehlen psychische Anamnesen und jede Untersuchung des seelischen Tatbestandes. Hat aber der Chirurg, beziehungsweise der Organarzt getan, was er konnte, so wird er stets nur das Symptom beseitigt haben. Zur Heilung der seelischen Krankheitsursachen sind nur seelisch-geistige Mittel fähig.

Die Anhänger der Lehre: Krankheit ist Sünde (*Christian Science*, Anthroposophen und andere Sekten) behaupten immer wieder, organische Krankheiten mit ihren seelischen Mitteln, Gebet usw. geheilt zu haben. Trotz der Evidenz, daß viele organische Kranke unter ihrer Behandlung zugrunde gegangen sind, wird man doch die Möglichkeit zugeben müssen, daß solche Heilungen stattfinden konnten. Erfordernis ist die Extravertierung der intravertierten Libido, Wiederherstellung des Sinnes des Lebens. Es ist ersichtlich, daß Realitäten des Lebens hiezu manchmal besser geeignet sind, als der Arzt.

Der „Sinn des Lebens" ist für jedes Individuum ein subjektiver Begriff. Sein Sinn ist da oder ist verloren. Daß Napoleon auf Sankt Helena sein Memoirenwerk schrieb, war für die Menschheit genügend sinnvoll, nicht aber für ihn, für seine Realisierungsnotwendigkeiten.

In allen sehr schwierigen, sehr chaotischen Zeiten der Menschheitsgeschichte gab es Menschen, die als Heiland aufraten; ihnen allen werden Krankenheilungen nachgerühmt. Gewiß nicht ohne Grund. Sofern es Menschen sind, die eine Ganzheit des Daseins lebendig umfassen und geistig durchdringen und beherrschen, die einen Sinn des Lebens, wie ihn die meisten Menschen instinktiv suchen, objektiv darstellen oder darzustellen scheinen. Dann fliegt ihnen die Libido zu, die Menschen fühlen sich durch sie „erlöst". Sie sind erlöst vom Druck der intravertierten Libido.

In Deutschland gibt es, entsprechend den zurückliegenden und noch herrschenden schweren Zeiten eine Anzahl „Heilande". Ich darf erwähnen, daß einer von ihnen einen jungen Mann, der von einer Anzahl namhafter Psychiater als *Dementia praecox* erklärt worden war, gesund, d. h. übertragungsfähig gemacht hat. Es mag eine direkte Wirkung seiner eigenen, gänzlich extravertierten Persönlichkeit sein, die bei dem Jüngling so tief zu dringen vermochte, daß die unfruchtbaren Libidofixierungen vom Ich sich lösten und öffneten, und sich nun zunächst auf die für den Kranken wunderbare Erscheinung des „Heilandes" übertrugen, der ihm eine glaubhafte Garantie für eine schöne, liebenswerte Wirklichkeit außerhalb der eigenen wurde. Die Inanspruchnahme der Erklärungen aus dem Vater- und Mutter-Komplex genügt in diesem Falle nicht, wenn sie natürlich auch die Voraussetzung einer Erklärung ist. (Selbstverständlich handelt es sich um einen Fall, wo noch kein tiefgreifender Persönlichkeitszerfall vorhanden war.)

Freud spricht an einer Stelle historisch von zur Gesundheit gewordener Hysterie. Vielleicht gibt es in unserer umgeackerten Zeit solche Typen, die Hysterie zur Gesundheit machen. Die Möglichkeit eines solchen Geschehens muß jedenfalls zugegeben werden; im Leben entscheidet ja nicht die ärztliche Diagnose, sondern die Vitalität.

Das System Bw

Von

Imre Hermann

Budapest

Mit der Aufteilung der seelischen Vorgänge auf Systeme, d. h. durch die Einführung des topischen Gesichtspunktes, war es notwendig geworden, auch dem Symptom „bewußt" einen Platz zu sichern. Freud erkennt diese Aufgabe bereits in der „Traumdeutung" und umschreibt ein System *Bw*, welches „in seinen mechanischen Charakteren ähnlich wie die Wahrnehmungssysteme *W*, also erregbar durch Qualitäten, und unfähig, die Spur von Änderungen zu bewahren, also ohne Gedächtnis" zu denken sei. Es wird somit eine Analogie zwischen dem *Bw*- und den *W*-Systemen gedacht; überhaupt soll dem *Bw*-System die Rolle eines Sinnesorgans zur Wahrnehmung psychischer Qualitäten zukommen. Dieser Auffassung nach wäre das System *Bw* ein Überbau, den *W*-Systemen überordnet, aber auch dem Binnenseelischen (System *Vbw*), so daß es von zwei Quellen aus Material erhält, von den *W*-Systemen, deren „durch Qualitäten bedingte Erregung wahrscheinlich eine neue Verarbeitung durchmacht, bis sie zur bewußten Empfindung wird, und aus dem Innern des Apparates selbst, dessen quantitative Vorgänge als Qualitätenreihe der Lust-Unlust empfunden werden, wenn sie bei gewissen Veränderungen angelangt sind". Eine besondere Rolle käme den Wortresten zu, welche die an sich qualitätslosen Denkvorgänge außer der begleitenden Lust-Unlust-Reihe mit Bewußtseinsqualitäten versehen.[1]

In den metapsychologischen Aufsätzen Freuds wird dann diese Systemzuweisung noch näher umschrieben. Zu allererst wird das strenge Verhältnis von Symptom „bewußt" und dem System *Bw* gelöst. Auch das ohne besonderen Widerstand Bewußtseinsfähige, das Vorbewußte könne dem

1) Freud: Gesammelte Schriften, Bd. II (Die Traumdeutung), S. 532—534.

System *Bw* zugerechnet werden. „Sollte es sich herausstellen, daß auch das Bewußtwerden des Vorbewußten durch eine gewisse Zensur mitbestimmt wird, so werden wir die Systeme *Vbw* und *Bw* strenger voneinander sondern. Vorläufig genüge es festzuhalten, daß das System *Vbw* die Eigenschaften des Systems *Bw* teilt, und daß die strenge Zensur am Übergang vom *Ubw* zum *Vbw* (oder *Bw*) ihres Amtes waltet."[1] Weiters werden in derselben Studie dann doch Gründe gefunden, um anzunehmen, es herrsche auch zwischen den Systemen *Bw* und *Vbw* eine Zensur, daß wir also hier mit zwei gewissermaßen isolierten Systemen rechnen müssen. Das Bewußtsein habe weder zu den Systemen, noch zur Verdrängung ein einfaches Verhältnis. Die Existenz einer Zensur zwischen *Vbw* und *Bw* mahnt uns auch, „das Bewußtwerden sei kein bloßer Wahrnehmungsakt, sondern wahrscheinlich auch eine Überbesetzung, ein weiterer Fortschritt der psychischen Organisation".[2] Es sei nebenbei auch daran erinnert, daß in derselben Studie die Arbeitsweise des Systems *Vbw* darin erblickt wird, daß die Sachvorstellungen durch die Verknüpfung mit den ihnen entsprechenden Wortvorstellungen überbesetzt werden. Das Denken gehe also wahrscheinlich „in Systemen vor sich, die von den ursprünglichen Wahrnehmungsresten so weit entfernt sind, daß sie von deren Qualität nichts mehr erhalten haben und zum Bewußtwerden einer Verstärkung durch neue Qualitäten bedürfen".[3]

Dadurch ist aber wieder die Frage der Wahrnehmungen und ihr Zusammenhang mit dem System *Bw* aufgeworfen. In einer nächsten Studie wird es dann auch, ausgehend von der Tatsache der halluzinatorischen Wunschbefriedigung im Traume, in der akuten halluzinatorischen Verworrenheit (Amentia nach Meynert) und in der halluzinatorischen Phase der Schizophrenie, erklärt, die Systeme *W* und *Bw* seien nicht einfach analog, sie decken sich.[4] Im Schlafzustande werde das System *Bw* und auch die übrigen Systeme gleichmäßig unbesetzt gelassen, bei der Amentia besonders die Besetzung des Systems *Bw* zurückgezogen.[5]

Dieses Bild der psychischen Systeme *W*, *Bw*, *Vbw* ist schon dasjenige, welches im „Jenseits des Lustprinzips" und im Buche „Das Ich und das

1) Freud: Gesammelte Schriften, Bd. V (Das Unbewußte), S. 488.

2) Daselbst, S. 506—508.

3) Daselbst, S. 516, 517.

4) Freud: Gesammelte Schriften, Bd. V (Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre), S. 528—531.

5) Daselbst, S. 534.

Es" zur Grundlage des weiteren dient, und vielleicht nur durch die starke Betonung der Ich-Zugehörigkeit ergänzt wird. Die Wahrnehmungen sollen dabei eine ebensolche Rolle im Ich spielen, wie die Triebe im Es. Als Kern des Ich soll das System *W-Bw* anzuerkennen sein.[1]

Wirkt diese Platzzuweisung des Systems *Bw* im seelischen Apparat noch so aufklärend, eine Schwierigkeit kann nicht übersehen werden. Diese Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß im topischen Schema nur das Anschaulich-Bewußte einbezogen wird, das Unanschaulich-Bewußte jedoch unberücksichtigt bleibt. Wenn Freud den Denkvorgängen ihre Bewußtheits-Qualität durch die Wortreste zukommen läßt, und demzufolge der Satz: „von vornherein *bw* sind alle Wahrnehmungen, die von außen herankommen (Sinneswahrnehmungen), und von innen her, was wir Empfindung und Gefühle heißen",[2] nicht erweitert wird, so sind — wenigstens dem ersten Anscheine nach — die unanschaulichen Denkprozesse zu kurz gekommen.

Es gehört zur Lehre der heutigen Wahrnehmungs- und Denkpsychologie, daß in beiden Gebieten auch Unanschaulich-Bewußtes (z. B. Verhältniswahrnehmung, Bezogensein auf einen Gegenstand, „Intention") mitenthalten ist. Gedanken werden also nicht einzig durch das anschauliche Material bewußt, sondern auch durch die gleichzeitig anwesenden Bewußtseinslagen (z. B. des Zweifelns, des Zögerns, der Sicherheit, der Zustimmung, der Erwartung — Marbe), durch die Bewußtheiten („Gegenwärtigsein eines unanschaulich gegebenen Wissens" — Ach), durch Relationsbewußtsein („der Beziehungsgedanke . . . ist ein wahrer Bewußtseinsinhalt" — Lindworsky),[3] oder wie sonst diese Gruppe seelischer Erscheinungen heißen soll.

Auch die „Orientierungen" des Ichs, diese Einstellungs und Richtungsfunktionen[4] gehen sehr oft bewußt vor sich. Jede Orientierung enthält aber einen wesentlichen Bestandteil, der unanschaulich und doch

1) Freud: Gesammelte Schriften, Bd. VI (Das Ich und das Es), S. 368, 369, 372.

2) Daselbst, S. 362.

3) Vgl. S. J. Fröbes: Lehrbuch der experimentellen Psychologie, Bd. I (1. Aufl., 1917), S. 404; J. Lindworsky, Experimentelle Psychologie, Bd. V der Philosophischen Handbibliothek, 1921, S. 117.

4) Die Orientierungen bildeten den Gegenstand meines Kongreßvortrages zu Homburg, 1925. — Die Ursprünglichkeit der Richtungsorientierung siehe bei Fr. Hartmann: Die Orientierung, 1902. Er meint unter Orientierung im allgemein-biologischen Sinne die Stellungnahme des Organismus zu den auf denselben einwirkenden Reizen (S. 16).

bewußt sein kann, ein Bezogensein, ein Richtungsbewußtsein. Gerade im Anschluß an die Erörterungen über das *Bw*-System finden wir darüber auch bei Freud einige Hinweise. Er meint, „außen“ und „innen“ unterscheidet der noch hilflose Organismus nach der Beziehung zur Muskelaktion mittels seinen Wahrnehmungen. „Diese Leistung der Orientierung in der Welt durch Unterscheidung von innen und außen müssen wir nun nach einer eingehenden Zergliederung des seelischen Apparates dem System *Bw (W)* allein zuschreiben.“[1]

Es soll bemerkt werden, daß diese relative Vernachlässigung der unanschaulich-bewußten Prozesse, welche aber, wie aus dem obigen Beispiel ersichtlich, auch die Aufmerksamkeit Freuds auf sich zogen, die Möglichkeit ergab, die Annahme unbewußter Prozesse damit abzuschlagen, daß mit ihnen eigentlich die bewußt-unanschaulichen gemeint wären (Bumke).[2] Diese Kritik berücksichtigt die dynamischen Verhältnisse der Zensur und der Verdrängung, die topischen Funktionsunterschiede der verschiedenen Systeme nicht, muß in ihrer Erklärung somit fehlschlagen. Berechtigt ist aber die Kritik insofern, als in den Systemen *Bw-Vbw* den unanschaulichen Prozessen ein breiterer Raum gesichert werden sollte.

Ich schlage nun vor, ein Teilsystem *Bw* zu statuieren, welches sich — in der ersten Annäherung — mit keinem der *W*-Systeme deckt, ein *bw* Bezugs-System. Dieses System soll, der Annahme nach, die zu Orientierungen, zur Wahrnehmung und zum Denken gehörigen unanschaulich-bewußten Denkbestandteile enthalten, respektive zu Bewußtsein erheben. Die Feststellung der „Traumdeutung“, dem manifest-bewußten Traume fehle die Urteilsleistung des Denkens und die Denkrelationen wären in ihm nur anschaulich (durch Darstellung) enthalten, zeigt, daß dieses Bezugs-System seine Besetzung isoliert entbehren kann und ihm seine Besetzung noch ermangelt, wenn die *W*-Systeme von innen gut gangbar sind. Die Existenz eines Beziehungswahnes, noch eher die stark formale Natur des schizophrenen Denkens, gibt einen Fingerzeig in der Richtung, es sei auch eine Überbesetzung dieses Systems von innen her möglich, ebenso, wie der halluzinatorische Zustand auf eine innere Besetzung der *W*-Systeme oder die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Schizophrenie auf eine — sekundäre — Überbesetzung des *Vbw*-Systems hindeuten. Und vielleicht noch

1) Freud: Gesammelte Schriften, Bd. V (Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre), S. 531.

2) O. Bumke: In mehreren Aufsätzen, z. B. Neuere Methoden in der Psychologie. (In: Die Psychologie und ihre Bedeutung für die ärztliche Praxis, 1921, S. 125—155.)

weiter. Die Verwirrtheit der halluzinatorischen Amentia wäre gerade durch fluktuierende Besetzungsentziehung nicht nur der *W*-Systeme, sondern auch des Bezugs-Systems begründet, mit Überflutungsversuchen von innen her. Auch bei gewissen Begabungsarten wäre daran zu denken, es handle sich um eine stärkere Besetzung und weitere Ausbildung (höhere Organisation) des Bezugs-Systems (logische, mathematische Begabung). Dem entspräche die Erfahrung von Wälder, nach welcher bei einem Schizoiden in der narzißtischen Interessebesetzung der Mathematik ein Restitutionsmechanismus wirksam war.[1]

Es drängt sich uns aber noch eine zweite Annahme auf. Wir sagen, im Schlafe wird die Besetzung des in Frage stehenden Bezugs-Systems entschiedener als diejenige der übrigen Systeme zurückgezogen; begonnen wird aber die Durchführung des Schlafwunsches — seltene Fälle ausgenommen — mit einer Lagerungs-Sicherung (mindestens des Kopfes), um keine Lagerungs-Kontrolle ausüben zu müssen. Die adäquaten Reize der Lagerung, besonders des Kopfes, gehen aber durch den Vestibularapparat. Wir sollen also vielleicht unsere Aufmerksamkeit den Verrichtungen dieses Apparates zuwenden. Nun weiter: Das schizophrene, logische, mathematische Denken ist ein formales, Relationen in den Vordergrund stellendes „funktionales" Denken, und der Vestibularapparat ergibt eben Daten der relativen Lagerung, formale, „funktionale" (Richtungs- und Einstellungs-) Weisungen (ein Unterschied, den man den übrigen Sinnesapparaten gegenüber statuieren kann). Die Verwirrtheit stört die Orientierung in analoger Weise, wie es die gestörte Funktion des Vestibularapparates tut (subjektiv in der Schwindelempfindung sich kundgebend). Diese Verhältnisse führen uns zur Annahme, das Bezugs-System, dieses Teilsystem des *Bw*, wäre vestibularen Ursprungs, oder anders ausgedrückt, die Bewußtheit verdanke es den Daten des Vestibularapparates, womit unsere Ableitung wieder bei der Freudschen Konstruktion, die Systeme *W* decken sich mit dem System *Bw* — wenigstens dem Sinne nach — gemündet hat. Bei der Schizophrenie war bisher von einer Restitutions-Überbesetzung des *Vbw* akustischen Ursprungs die Rede; dem Obigen zufolge soll aber auch mit einer Restitutions-Überbesetzung des Bezugs-Systems vestibularen

1) R. Wälder: Über Mechanismen und Beeinflussungsmöglichkeiten der Psychose. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. X, H. 4, 1924. — Die Lösungen von Orientierungstests sollen überhaupt besonders kennzeichnend für eine allgemeine Intelligenz sein. (O. Lewis, H. Gordon — nach Ballard: Group tests of intelligence, 1923, S. 113.)

Ursprungs gerechnet werden. Das zeige auf eine Korrelation dieser beiden Systeme, ebenso wurde aber schon bisher die akustisch-musikalische oder auch sprachliche Begabung in Korrelation mit der mathematischen gebracht.[1]

Der Vestibularapparat zeigt einige psychologische Besonderheiten. Er arbeitet — gegenüber den übrigen Sinnesapparaten — größtenteils stumm, nicht „lebendig", nicht „leuchtend". Seine Stummheit löst sich nur bei zwei Gelegenheiten. Einmal wenn eine überstarke Reizung oder eine Furcht vor Desorientiertheit, also eine Störung des normalen Arbeitsganges eintritt. Dann erscheint die (quasi leuchtend-anschauliche) lebendige Schwindelempfindung.[2] Zweitens wird der Apparat „lebendig", wenn er in eine gewisse Dauerreizung kommt, wie man es in Kinderspielen angedeutet, im Tanze offener sehen kann; es kommt ein rauschartiger Zustand, ein Delirium zustande, eine „Trunkenheit aus Vergnügen";[3] aber in diesem zweiten Falle ist nur die „Lebendigkeit" in Erscheinung getreten, nicht aber die „leuchtende" Sinnesqualität.

Der Apparat kann also Symptome der „Lebendigkeit" und des „Leuchtens" annehmen, was hindert ihn dann daran, es ständig zu tun? Da möchten wir uns auf die Ansichten von Johannes Müller berufen, welche in der neuesten Zeit unter dem Schlagwort „Eidetik" (E. R. Jaensch)

1) Das wäre also eigentlich eine zentrale Korrelation auf Grund peripheren Nebeneinanders. Wenn Cyon die Zahl vom Cortischen Organ abstammen läßt, so meint er damit sicherlich nicht die funktionale Denkweise der Mathematik. Es ist ja gerade Cyon, der „die Orientierung unseres Geistes bei den bewußten Denkoperationen" mit den Leistungen der Bogengänge in Parallele gestellt hat. (E. von Cyon: Das Ohrlabyrinth als Organ der mathematischen Sinne für Raum und Zeit, S. 411, 416.)

2) Leichtere plötzliche Reizungen ergeben eine Empfindung „Schwimmen". Es unterliegt „keinem Zweifel, daß die Empfindung im Kopfe, wenn wir ihn schnell nach einer Seite wenden oder mit der Drehung beginnen, von Anfang an dem Schwimmen ähnlich und schwach schwindlig ist, so daß der Schwindel als ihre natürliche Qualität bei hoher Intensität erscheint". (Titchener-Klemm: Lehrbuch der Psychologie, 1926, 2. Aufl., S. 144.) Nach Ebbinghaus-Bühler ist aber der Schwindel keine Empfindung besonderer Qualität; als solche ist nur die „im Kopf lokalisierte Drehempfindung" zu betrachten. (Grundzüge der Psychologie, I. Bd., 1919, 4. Aufl., S. 429, 430.) — Dem Schwindel begegnet man als passagèrem Symptom auch im Laufe der Analysen; er bietet sich dar, wie es Ferenczi beschreibt, um verborgene Gedanken in symbolischer Art zu Bewußtsein zu erheben, aber auch um der Desorientiertheit des Kranken, der zwischen der Übertragungsliebe und den Anforderungen des realen Lebens schwankt und sich plötzlich nicht auskennt, Ausdruck zu verleihen. (S. Ferenczi: Schwindelempfindungen zum Schlusse der Analysenstunde, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. II, 1914.)

3) Vgl. K. Groos: Die Spiele der Tiere, 1907, 2. Aufl., S. 121.

ihr Auferstehen feiern. Johannes Müller fand, daß durch die Zurückziehung der Ich-Besetzung vom Muskel- und Wahrnehmungssystem bei sonst behaltenem Bewußtsein die Phantasmen von innen her „leuchtend", lebendig werden. Das möchten wir so auslegen, daß die Ich-Besetzungen der anschaulichen Ausprägung (des Leuchtens) der Sinnesqualitäten hemmend entgegenwirken. Daraus ergebe sich, daß die Ich-Besetzung des Bezugs-Systems (vestibularen Ursprungs) so stark sei, daß sie die genetisch eventuell zugehörige anschauliche Sinnesqualität und auch die Lebendigkeit vollständig in den Hintergrund gestellt, quasi auf deren Kosten sich eingenistet hat. Nur durch die Aufgabe der starken Ich-Position im Bezugs-System, bei Behalten des Bewußtseins, wären anschauliche Qualitäten und Lebendigkeit des Vestibular-Apparates wieder erreichbar.

Wir möchten auch den Umstand namhaft machen, daß der Vestibularapparat eine starke Ich-Zugehörigkeit zeigt, indem er über das Gleichgewicht des Körpers wacht. Er ist auch gewissermaßen den übrigen Sinnen, ja sogar dem Muskelsystem, tatsächlich übergeordnet, diese erhalten einen mächtigen Zuschuß ihrer Richtungsdaten vom Vestibularapparat her; parallel damit kann tatsächlich von einer Überordnung des Bezugs-Systems über die übrigen *Bw*-Systeme gesprochen werden (wie in der ältesten Konzeption von Freud das System *Bw* tatsächlich den Charakter der Übergeordnetheit erhielt).[1]

Man bedenke aber auch den Umstand, daß ein „Gerichtetsein", ein Objektbezogensein eigentlich den Trieben als wichtiges Charaktermerkmal, daß dem Es eine Orientierungstätigkeit zukommt und auch das Es mit Einstellungen arbeiten muß. Es wäre verlockend dem Gedanken nachzugehen, der Vestibularapparat isoliere und systematisiere nur diesen triebhaften Teilprozeß und so gebe er dem Bewußtsein nur weiter, was er den Trieben (dem Es, dem *Ubw*) entnommen hat. Ist dem so oder nicht, jedenfalls ergeben sich die entwicklungspsychologisch höher stehenden, höher organisierten Beziehungsfunktionen des Bewußtseins. Das Bezugs-System habe auch eine Fortsetzung in das *Vbw* und müsse mit den Wortdaten innig zusammenarbeiten. Dem wäre auch die Bemerkung anzuschließen, daß die Wirkung des Über-Ichs auf das Ich sich auch in teilweise bewußten, teilweise unbewußten Einstellungs- und Richtungs-

1) Man spricht in der Psychologie vom „sozialen Raum" (O. Albrecht: Der anethische Symptomenkomplex, 1921), vom „psychologischen Raum" überhaupt (Paul Plaut: Der psychologische Raum, ein Beitrag zur Beziehungslehre, 1924).

angaben auslebt. Das Bezugs-System muß also nahe Beziehungen zum Über-Ich entwickeln, es ist vielleicht das (eine) Sprachorgan des Über-Ichs.

Die topische Annahme eines Bezugs-Systems kann durch eine ökonomisch-dynamische ergänzt werden. Wir finden einerseits die Bewußtseinsdaten des Bezugs-Systems am wenigsten leuchtend, am wenigsten lebendig im ganzen *Bw-W*-System; anderseits ist die Angabe der Einstellung, Beziehung selbst schon etwas Formal-Unlebendiges, eine Formangabe, weniger eine Inhaltsangabe (soll sie eventuell noch so anschaulich vonstatten gehen). Stellen wir nun noch neben diese Feststellungen die bereits früher geäußerte Ansicht, das Hervortreten des Formalen im Denken gehe dynamisch auf ein stärkeres Auftreten des Todestriebes (unter Mitarbeiterschaft der erotisch-sadistischen Hand) zurück[1], dann ergibt sich der Schluß, es finde im *Bw*-System eine Triebentmischung statt; die *W*-Systeme, wohin also kein vestibulares System mehr gehört, arbeiten mit größerem Einsetzen der Lebenstriebe, dadurch ihre „Lebendigkeit"; das Bezugs-System, wohin das ursprüngliche vestibulare *W*-System einfließt, arbeitet mit größerem Einsetzen des Todestriebes, daher seine „Geistigkeit".[2] Je stärker die Vorherrschaft des Todestriebes im Bezugs-System (und im Über-Ich?), desto schärfer kommen die formalen Schritte überhaupt und die spezifischen Richtungsschritte des Todestriebes: die Verneinung, die Vergleichung und der Senkungsschritt im besonderen zum Vorschein[3] und auch die stellungnehmende Funktion des Ichs ist desto versteinerter, anpassungsunfähiger.

1) In der Studie über Gustav Theodor Fechner, Imago, Bd. XI, 1925.

2) Die Unterscheidung Lebendigkeit—Geistigkeit macht M. Palágyi, Naturphilosophische Vorlesungen, 2. Aufl., 1924.

3) Psychoanalyse und Logik. Imago-Bücher VII, 1924, S. 86—89, 97, 98. — Weiteres über die Verneinung siehe Freud: Die Verneinung. Imago, Bd. XI, 1925.

Die Gruppenmethode in der Psychoanalyse

Von

Trigant Burrow

Dr. med. et phil., Baltimore

(Aus dem englischen Manuskript übersetzt von Dr. H. C. Syz)

Eine Arbeit, die mit einem paradoxen Titel beginnt, kann kaum erwarten, Zutrauen zu erwecken, es sei denn, daß es gelänge, mit dem anfänglichen Widerspruch ins Reine zu kommen. Die Vorbedingung jeder Analyse scheint selbstverständlich die Isolierung eines Teiles oder Elementes zu sein, das dabei die Struktur eines Systems, einer Kombination oder einer Gruppe repräsentieren mag. Eine Gruppe stellt biologisch etwas Zusammenhängendes dar, das nicht als Ganzes einer Analyse zugänglich ist. Eine Gruppenmethode in der Analyse steht daher ihrer Natur nach in Widerspruch mit sich selbst. Man könnte mit ebenso gutem Recht von einer synthetischen wie von einer Gruppenmethode der Analyse sprechen. Dennoch ist aber tatsächlich das Gruppenmaterial vorhanden, das zur Untersuchung herausfordert und dem, soviel ich sehe, nur die analytische Methode gerecht werden kann. Um daher Begriffe, die zueinander so deutlich in Widerspruch stehen, wie Gruppe oder Synthese und Individuum oder Analyse, miteinander auszusöhnen, ist eine angemessene Erklärung nötig.

Ich glaube, wir vergegenwärtigen uns kaum, in welchem Maße wir den Ausdruck „Gruppe" oder Gesellschaft (Kombination) in einem künstlichen und konventionellen Sinne anwenden. Der Landschaftsgärtner arrangiert eine Gruppe von Bäumen, der Historiker eine Gruppe historischer Begebenheiten. Der Erzieher bildet eine Gruppe von Schülern, der Soziologe eine Gruppe von Fürsorgern; wir sprechen von Gruppen von Wissenschaftlern, Eisenarbeitern oder Künstlern. Solche Gruppierungen richten sich aber nach ganz äußerlichen und willkürlichen Merkmalen; keine organisch innewohnenden Qualitäten vereinigen die verschiedenen,

die Gruppe zusammensetzenden Elemente. Im Gegenteil, wo Elemente in dieser Art versammelt sind, da ist wirklich nur eine Kollektion oder Zusammenstellung von Elementen vorhanden. Wenn wir aber von einer Gruppenbildung sprechen, wie sie z. B. in einer Ameisenkolonie gegeben ist oder in einer Büffelherde oder in einem primitiven Volksstamm, so haben wir eine Verbindung von Elementen vor uns, in der die verschiedenen Teile vermöge eines ihnen gemeinsam innewohnenden, organischen Bandes zu einem zusammengehörigen Ganzen zusammengeschlossen werden. In dieser Art organischer Gruppenformation, wie sie die Elemente einer Gattung vereinigt, ist das Bindeglied zwischen den einzelnen Teilen von durchaus wesentlicher und instinktiver Natur. Es ist nicht so beschaffen, daß es durch willkürliche Vorkehrungen oder äußerliche Anordnungen aufgelöst werden könnte.

Das Leben des heutigen Menschen enthält mitten in seiner komplexen Zivilisation die organischen Bande einer instinktiven Einheit der Rasse. Das Wesentliche in der Biologie der Rasse hat sich seit den Zeiten primitiver Menschenverbände nicht im geringsten verändert; organische Prinzipien wechseln nicht mit dem Wechsel äußerer Verhältnisse; Rasseninstinkte nutzen sich im Laufe der Zeit nicht ab. Es hat sich allerdings unbewußterweise etwas Fremdartiges in das Gruppenleben des Menschen eingeschlichen. Unähnlich dem Leben der Gruppen oder Kolonien niedrigerer Ordnungen ist das instinktiv vereinte, s o z i e t a l e Leben[1] durch diesen unbewußten Faktor gewaltmäßig gestört worden; es wurde dem Menschen unmöglich gemacht, sich den natürlichen Forderungen seiner primären Gemeinschaftsinstinkte entsprechend in Gruppen und Kolonien zusammenzufinden. Die Menschen haben sich vielmehr in verschiedenartigen Gruppierungen und Gliederungen — sozialen, politischen, ökonomischen, religiösen — angesammelt und verteilt, in Gruppenbildungen, die ganz oberflächlich und ihrem Wesen nach einem instinktiven Gruppenleben äußerst fremd sind. Man muß daher die vereinigende (synthetische) und instinktive Gruppengestaltung des primitiven Menschen sehr bestimmt von dem bloßen Nebeneinander der kollektiven oder Pseudogruppen-Formationen unterscheiden, in die der Mensch — unter dem Bann sozialer Tradition und konventioneller Autorität — eingetreten ist.

In einer Gruppe, die in einer willkürlichen Ansammlung von Individuen besteht, kann natürlich das einzelne Element ohne Beeinträchtigung des

1) Das englische *societal* wird hier im Gegensatz zu *social* verwendet: ersteres für primitive, organisch bedingte, letzteres für kulturell entstandene Verbände; den gleichen Gegensatz drücken „Gruppe“ und „Pseudogruppe“ aus. *(Die Redaktion.)*

organischen Instinktes abgesondert und einem Prozeß der Isolierung und Untersuchung unterzogen werden — einem Prozeß, den wir als Analyse kennen. Die Abtrennung eines Individuums oder eines Gliedes einer solchen konventionellen Ansammlung von Elementen bedeutet keinen organischen Bruch — nicht mehr als dies bei der Störung eines künstlichen Baumarrangements durch den Gärtner oder bei der Verteilung der Schüler durch den Lehrer der Fall wäre. Die Blätter einer Blume vom Stengel zu trennen, um sie zu analysieren, ist aber notwendigerweise ein Vorgang, der für den untersuchten Teil die funktionelle Kontinuität mit dem zugehörigen organischen Ganzen unterbricht. Die Kontinuität des Organismus als eines Ganzen wird sofort zerstört. Das gilt für Ameisen, die von ihrer Kolonie entfernt werden, oder für den Büffel, der von seiner Herde getrennt wird. Die Bedeutung der Gesetze organischer Gruppenbildung im Leben der Herdentiere ist nicht nur von biologischen Forschern beobachtet worden; sie werden vielmehr praktisch von jedermann berücksichtigt, der mit wilden Tieren zu tun hat. Hagenbeck war mit diesem organischen Prinzip, das die einzelnen Glieder einer Gattung zusammenbindet, nicht weniger vertraut als Darwin oder Kropotkin.[1] Während wir aber alle stillschweigend annehmen, daß sich ein solcher Stammes- oder Rasseninstinkt über alle Elemente einer Gattung erstreckt und die Einzelindividuen vereinigt, steht die Aufgabe noch vor uns, diese Tatsache in uns selbst als ein organisches Prinzip des Bewußtseins anzuerkennen. Wir müssen erkennen, daß dieses instinktive sozietale Prinzip, das im Hordenleben und in den spontanen Menschenverbänden der Primitiven beobachtet werden kann, heutzutage im Leben der zivilisierten Gemeinschaften von gleich weittragender instinktiver und biologischer Bedeutung ist.

Von solchen Überlegungen ausgehend, hat sich mein Ausblick in der analytischen Arbeit geändert. Ich bin zu der Auffassung gekommen, daß eine Analyse, die das Einzelindividuum isoliert und getrennt von seinen Rassenzugehörigen untersucht, den weiteren sozietalen Organismus, von dem die Einzelglieder Teile sind und ohne den sie in ihrem Gemeinschaftsleben nicht fortexistieren können, außer Betracht läßt. Ein solch isolierter Prozeß der Analyse, auf das Einzelindividuum der Gattung Mensch angewandt, zerstört die organische Integrität des Gruppen- oder Rassenorganismus geradeso, wie wir die Integrität des Organismus einer Blume zerstören, wenn wir deren Blätter abtrennen, um sie, losgelöst von der strukturellen

1) P. Kropotkin: „Gegenseitige Hilfe."

Kontinuität mit dem Ganzen, zu untersuchen. Das organische Prinzip, das eine Gruppe oder ein sozietales Gemeinwesen verbindet, bedeutet funktionelle Solidarität; das Element in seiner Isoliertheit bedeutet deren Zerspaltung. Die Analyse des einzelnen Elementes ist also der Erhaltung des Ganzen entgegengesetzt; die Kontinuität der Gruppe und die Isolierung des Individuums sind ihrem Wesen nach sich gegenseitig ausschließende Prozesse.

Um diesen unerbittlichen Zwiespalt, der dem System unserer psychoanalytischen Methode innewohnt, auszugleichen, habe ich, zusammen mit einer Gruppe von Mitarbeitern und Schülern, in den letzten Jahren durch langsam fortschreitendes und mühevolles Experimentieren eine Methode der Analyse ausgebildet, die auch den Reaktionen Rechnung trägt, welche der Gattung als Ganzes angehören. Diese weiter ausgreifende Form der Analyse hat den Vorteil, das Material, welches dem sozietalen und instinktiven Gruppenleben angehört, intakt zu lassen und zu gleicher Zeit, von dieser Grundlage aus, die sozialen wie auch die persönlichen Ersatzbildungen und Verdrängungen psychoanalytisch zu untersuchen, welche individuell oder als Ausdruck der kollektiven, bloß willkürlich gebildeten Pseudogruppe in ein und demselben sozietalen Organismus vorhanden sind.

Um der analytischen Grundlage dieser Gruppentechnik mit wissenschaftlicher Sympathie zu begegnen, ist es erforderlich, daß wir als Analytiker wenigstens versuchsweise gewisse persönliche und Pseudogruppen-Überzeugungen aufgeben — Überzeugungen, die eher auf einer Art künstlich entstandenen Übereinkommens zwischen Einzelindividuen als bloße Äußerung ihrer nur kollektiven Vereinigung beruhen, als auf den organischen Banden, welche dem biologisch Wesentlichen einer naturgemäßen Gruppe entspringen. Wir haben uns von der Meinung loszulösen, daß der Neurotiker krank ist, während wir gesund sind. Wir müssen zu einem freieren, sozietalen Standpunkt kommen, der es uns ermöglicht, ohne Protest anzunehmen, daß das neurotische Individuum an keiner schwereren Krankheit leidet, als wir selbst. Gewöhnlich verlieren wir nämlich den Umstand ganz aus dem Auge, daß es der Neurotiker in seinen privaten Ersatzbildungen und Verschiebungen unterlassen hat, sich in die kollektive Konföderation von Verschiebungen und Ersatzleistungen hineinzufinden, die wir — der Leser sowohl als ich — zum Zwecke des Selbstschutzes geschickt genug waren, zu unterschreiben — rationalisiert durch die Symptome der willkürlich entstandenen Pseudogruppen, welchen wir angehören. Es wird mir immer klarer, daß wir nur von solcher, uns selbst in die Beobachtung

einschließender Anschauung aus fähig sein werden, gewissen Faktoren Rechnung zu tragen, die uns sonst als sozial eingestellten und stets an ihren sozialen Selbstschutz denkenden Individuen verschlossen bleiben müssen.

Wenn wir unparteiisch unsere psychoanalytische Arbeit auf Grund der gegenwärtigen Technik des persönlichen Anvertrauens überblicken, — einer Technik, die sich nur mit dem isolierten Element oder Individuum beschäftigt, — so ergibt sich, glaube ich, daß, wissenschaftlich betrachtet, unser Vorgehen recht rückständig sei. Die esoterische Methode, einen Patienten in einem privaten Konsultationszimmer einzuschließen, um eine Geschichte der Unzulänglichkeiten, Mängel und Fehlanpassungen anzuhören, welche verursacht sind von Störungen, die der ganzen Rasse, also auch uns selbst, innewohnen — diese Praxis hat, soviel ich sehe, auf keinem Gebiete wissenschaftlicher Untersuchung ihresgleichen. Wir machen kein Geheimnis aus den verschiedenen körperlichen Anomalien, denen der Mensch unterworfen ist. Herz- und Darmkrankheiten werden willig einer medizinischen Untersuchung unterworfen; ebenso empfangen wir pathologische Zustände infolge von Mißbrauch unseres Organismus, wie z. B. Überessen, alkoholische Exzesse oder auch Geschlechtskrankheiten, ganz offen in Klinik und Laboratorium. Der Grund hiefür ist naheliegend: das Individuum hält sich für diese Zustände nicht mehr moralisch verantwortlich; wir sehen heutzutage darin keine von der Vorsehung geschickte Heimsuchungen mehr; die persönliche Integrität wird durch solche Krankheitszustände in keiner Weise gefährdet. Und trotz alledem behandeln wir die ebenso tatsächlichen Störungen, wie sie in affektiven und sexuellen Unzulänglichkeiten und Krankheitserscheinungen zutage treten, in einer halb-religiösen und ganz von Moral diktierten Art. Einer solch rückständigen Stellungnahme entsprechend, laden wir unsere Patienten zu geheimen Konferenzen, die doch gar nicht der medizinischen und wissenschaftlichen Bedeutung der Situation entsprechen.

Hätten wir Tatsachen zu beobachten, wie sie sich im chemischen oder biologischen Laboratorium darbieten, so würde sicherlich niemand daran denken, solche Prozesse anders als durch eine gemeinsam beobachtende (konsensuelle) wissenschaftliche Methodik in Angriff zu nehmen.[1] Konsensuelle Beobachtung ist gleichbedeutend mit wissenschaftlicher Genauigkeit der Methode. Die Feststellung unmittelbarer Tatsachen unter Beobachtungs-

1) „Psychiatry as an Objective Science“, veröffentlicht in British Journal of Psychology, Vol. V, part. 4, und „Psychoanalytic Improvisations and the Personal Equation“, 15. Jahresversammlung der American Psychoanalytic Association, Richmond, Va, 12. Mai 1925.

verhältnissen, die eine Übereinstimmung der verschiedenen Beobachter ermöglichen, sind die anerkannten Vorbedingungen des Laboratoriumsverfahrens.

In der Gruppenmethode kommen sexuelle Phantasien, Familienkonflikte, Unstimmigkeiten und Selbsttäuschungen, welche für viele unserer sozialen oder Pseudogruppenbeziehungen charakteristisch sind, zur Beobachtung und Analyse. Abgeschmacktheiten und Unzulänglichkeiten, über die sich im allgemeinen nicht nur der Moralist und Prediger, sondern auch der Laie erhaben fühlt und die sich der Psychoanalytiker nur hinter verschlossenen Türen berichten läßt, werden von uns offen vorgelegt und in Versammlungen von bis zwanzig Personen beobachtet. Der Hauptpunkt schließlich, den wir Psychoanalytiker übersehen haben, weil wir unbewußt vorziehen, ihn zu übersehen, ist nicht der Umstand, daß ein Individuum von sexuellen Konflikten heimgesucht wird, sondern daß unter unserem gegenwärtigen sozialen System von Verdrängung alle Individuen gleicherweise sexuellen Konflikten unterworfen sind. Der Grund, warum der Nervenkranke ein so tiefes Geheimnis aus den Störungen seines Geschlechtslebens zu machen wünscht, liegt nicht in der Annahme, daß diese Unzulänglichkeiten wirklich seine persönliche Angelegenheit sind, sondern darin, daß die Gesellschaft zu ihm sagt: „Hüte dich, dir einzubilden, daß diese Dinge nicht deine persönliche Angelegenheit sind." Und wir Psychoanalytiker nehmen unbewußt an dieser in unserer Gesellschaft herrschenden Haltung teil, welche den sogenannten Neurotiker blindlings in eine unangreifbare Stellung von Geheimtuerei und Isolierung hineintreibt. Wir fordern ihn zu einer solch absurden Haltung von Furchtsamkeit und Isolierung dem sozialen System gegenüber auf, weil unsere eigene soziale Haltung geradeso ängstlich und isoliert ist.

Der Leser wird leicht verstehen, wie viel gründlicher und wirksamer die Resultate einer Analyse sein müssen, die nicht nur die persönliche Stellungnahme des Patienten von Grund auf aufrührt, sondern auch alle Pseudogruppenbeziehungen, an denen er teilnimmt, also nicht nur die Komplexe der individuellen Neurosen aufdeckt, sondern auch die Komplexe, die in sozialer Form unter dem Deckmantel heimlicher Familienbindungen aufrecht erhalten werden. Immer wieder wurde die Erfahrung gemacht, daß auf diese Weise der in intrauteriner Lethargie verharrende Schizoide viel leichter aus seiner tatenlosen Traumwelt aufgestört wird und in die objektive Unmittelbarkeit der ihn umgebenden Wirklichkeit eintritt; der Hysteriker energischer aus seinen egozentrischen Phantasien aufgeweckt wird und sich rascher den konstruktiven Anforderungen des Tages widmet, und daß der Cyclothyme

eher dazu gebracht wird, seinen Stimmungswechsel zugunsten einer ausgeglichenen, einheitlichen Anstrengung aufzugeben. Das Ergebnis dieses weiter ausgreifenden Programmes war ein rasches Heilungsverfahren für unsere neurotischen Patienten und ihr Freiwerden nicht nur von ihren individuellen, sondern auch von den Massenreaktionen, die als solche der Familie oder anderer unbewußter Verbände zutage treten:

Die wichtigsten Resultate unserer Gruppenmethode sind, kurz gefaßt, folgende:

1) Die unmittelbare Aufdeckung der unbewußten Suggestion als gemeinsamer (sozialer) Vorgang. Ihr individueller Ausdruck wurde wissenschaftlich zuerst von Freud als „Übertragung" erkannt.

2) Daß phylogenetisch die Mutter-Kind-Beziehung als polares Prinzip der sozialen Hypnose, die in jedem Individuum zutage tritt, zugrunde liegt.

3) Daß es bestimmte, unbewußte, soziale Reaktionen sind, welche im Einzelindividuum von den individuellen Sublimierungen vertreten werden.

Außerdem wurden die folgenden Mechanismen in ihrem sozialen Milieu von uns erkannt und untersucht:

1) Die Doppelrolle der Mutter-Kind-Imago, die in der Persönlichkeit jedes Individuums in beiden Richtungen in Sackgassen (Impasse) führt.

2) Die Ausdehnung dieser universellen Imagines auf die Gesellschaft, in der sie unbewußt zur Substituierung des Realen durch soziale Imagines führt — „Gott", „Liebe", „Tugend", zusammen mit „Ehe", „Familie", aufgefaßt als soziale Institutionen.

3) Der soziale Mechanismus der Projektion als Allgemeinerscheinung, welche Schritt für Schritt bis in ihre ontogenetische Wurzel verfolgt werden konnte.

4) Die ambivalente Unvereinbarkeit der Affektreaktionen im „normalen" wie auch im neurotischen Individuum mit ihren zwanghaft alternierenden Phasen von Gut und Böse, Liebe und Haß, Lob und Tadel und die Wechselwirkung dieser Affektphasen im sozialen Milieu.

5) Die psychologische Identität der pseudo-sexuellen Imagines, die gegenwärtig allgemein in homo- und heterosexuelle getrennt werden, und die vollständige Entfernung dieser beiden Komponenten im Gesellschaftsleben von dem sozietalen, organischen Geschlechtsinstinkt.

6) Die sozialen Formen der krankhaften Zustände, wie Paranoia, Homosexualität, Hysterie und andere Zustände, die bisher gewöhnlich nur, klinisch isoliert, als dem neurotischen Individuum eigentümliche Krankheitseinheiten betrachtet worden sind.

7) Der experimentelle Beweis für die Theorie der primären Identifikation des Individuums mit der Mutter und der Nachweis einer phylogenetisch und sozietal bedeutsamen unbewußten Phase, welche mit der primären, subjektiven Phase der kindlichen Psyche, wie sie bisher als ontogenetische Basis postuliert worden ist, in Parallele zu setzen ist.[1]

Die Analyse beginnt mit persönlichen Besprechungen und es steht jedem Patienten frei, zu diesen zurückzukehren, wenn es die Umstände verlangen. Das Charakteristische solcher Besprechungen ist es aber allerdings, daß sie nicht die Anschauungen einer willkürlich gebildeten Pseudogruppe zur Grundlage haben, welche die Neurose ausschließlich im Patienten voraussetzen, während der Arzt bloß als Zuschauer danebensteht. Vom Patienten wird von Anfang an erwartet, daß er seinen eigenen krankhaften Zustand zugleich auch als einen Teil einer Neurose auffaßt, die ganz allgemein von einem sozialen Gemeinwesen getragen wird, von welchem der Arzt und er gleicherweise wesentliche Bestandteile sind. Von dieser organischen Gruppenbasis aus, die zuerst nur aus zwei Personen besteht, kommt der Patient später zu Besprechungen mit drei oder vier Individuen und nach und nach in größere Gruppenkonferenzen von etwa acht bis zwölf Personen. Eine wichtige Seite dieser Gruppensitzungen ist, daß der Patient von Anfang an sowohl Beobachter als auch Beobachteter ist; er wird dadurch zum verantwortungsvollen Untersucher gemeinsamer menschlicher Probleme, persönlicher wie auch sozialer. Weitere Vorteile unserer Methode bestehen darin, daß dem Patienten in der Verbindung mit einer Gruppe — gleichviel, ob mit Einzelindividuen oder deren Gesamtheit — ganz abgesehen von den analytischen Sitzungen Gelegenheit geboten wird, Glied eines sozialen Verbandes zu werden mit Leuten, die mit ihm ein gemeinsames Interesse verfolgen. Es wird ihm möglich, eine solche biologische Verschmelzung beibehaltend, in soziale Beziehung mit reiferen, erfahreneren Teilnehmern zu treten, so daß ohne Unterbrechung im täglichen Leben das beiderseitige analytische Ziel vorhält. So kommt es, daß hysterische und paranoide Typen Gelegenheit haben, soziale Beziehungen einzugehen, ohne in die unrichtigen, nur zum Schein sozialen Anpassungsformen sozial isolierter Pseudogruppen hineingezwungen zu werden; psychasthenische und schizoide Persönlichkeiten gelangen in Gruppenbeziehungen, welche ihnen, ohne alle Kritik ihrer introvertierten Anpassungsgewohnheiten, dennoch nicht erlauben, in die Abgeschlossenheit ihrer Introversion zurückzufallen.

1) „Genesis and Meaning of Homosexuality." Psychoanalytic Review, IV, 3, July 1917.

In der persönlichen Analyse beruht das Verfahren von Anfang an auf der Übertragung. Keine Übertragung, keine Psychoanalyse. Sie muß zustande gebracht werden und bis zu ihrer Ablösung erhalten bleiben. Bei unserer Gruppenmethode wird diesem Zustand der Abhängigkeit des Patienten vom Arzt von Anfang an entgegengearbeitet. Wir wissen sehr wohl, daß das Wesentliche der Neurose in der Mutter-Kind-Beziehung liegt, daß hier gleichsam die „Sackgasse" im Unbewußten des Neurotikers liegt, daß ihn immer nach neuer Unterbringung derselben verlangt. In der Gruppe aber wird die Mutter-Kind-Beziehung sofort konsensueller Beobachtung und Erforschung unterworfen und keinem Surrogat dieser Beziehung wird es gestattet, — wie es bei der üblichen analytischen Technik der Fall ist, — sich unbewußt einzuschleichen und so die eigentliche Absicht der Psychoanalyse zu vereiteln. Ich meine auch nicht einen Augenblick, daß nicht in jedem Patienten die Tendenz zu solch einer Fixierung und Übertragung auch in der Gruppensituation vorhanden ist; wir finden sie immer. Unter den Bedingungen der Gruppenmethodik ist aber die Gelegenheit für ihre heimliche Verschanzung und Verstärkung naturgemäß weniger günstig als in der Einzelanalyse, wo der Kontakt monatelang auf einen einzelnen Analytiker beschränkt bleibt. Was in der individuellen Analyse als persönliche Übertragung erscheint, wird durch die Teilnahme mehrerer Individuen in ihrer gemeinsamen Analyse neutralisiert.

Es liegt ferner im Wesen der Gruppenanalyse, daß jedem Teilnehmer die Gelegenheit gegeben ist, als Unparteiischer die Elemente seiner eigenen Neurose in der Neurose eines anderen gespiegelt zu sehen. Bei einem solchen Verfahren wird es immer wieder dargetan, daß die seelischen Reaktionen in anderen Individuen identisch mit den eigenen sind. Dieser Umstand ist von größter Bedeutung durch seinen Einfluß auf den zentralen Faktor des Widerstandes. Ich erinnere mich gut an Worte, die Freud am Zweiten Internationalen Psychoanalytischen Kongreß 1911 in Nürnberg äußerte. In Antwort auf eine Bemerkung Jungs sagte er, die Aufgabe der Psychoanalyse liege nicht in dem Auffinden von Komplexen, sondern in der Auflösung von Widerständen. Gerade hier scheint mir die Gruppentechnik von besonderem Vorteil zu sein. Denn ein Wesentliches am Widerstand ist doch sicherlich das Gefühl, in den eigenen Konflikten isoliert dazustehen. Wo es die Umstände dem Individuum erlauben, die soziale Natur seiner eigenen Konflikte zu empfinden, da wird natürlich das Gefühl der Isolierung allmählich aufgelöst und damit schwinden auch die Widerstände, die das Rückgrat seiner Neurose bilden.

Ich erinnere, daß unsere Gruppenarbeit noch in ihren ersten Anfängen steht. Im ganzen können wir auf nicht mehr als vier Jahre eigentlicher Gruppenanalyse zurückblicken. Zwei vorangehende Jahre waren Versuchen der Abänderung der ursprünglichen analytischen Arbeit und der probeweisen Anwendung gewidmet. Unsere Arbeit konzentrierte sich anfangs mit besonderem Interesse darauf, die gewöhnlich vernachlässigten, instinktiven Grundlagen der sozietalen oder wesensgemäßen Gruppenbildung zu erforschen und zugleich die allgemein anerkannten Pseudogruppenbeziehungen in Frage zu stellen. Ein sorgfältiges analytisches Studium der manifesten Inhalte unseres sogenannten sozialen Bewußtseins hat dahinter das Vorhandensein latenter Elemente erwiesen, die ihnen ebensosehr widersprechen, wie das zuerst von Freud durchleuchtete Traumleben des Einzelpatienten seiner aktuellen Anpassung an das wache Leben widerspricht.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob ich unsere konventionellen Formen sozialer Beziehungen verwerfen wollte. Es haben diese unzweifelhaft in dem Entwicklungsprozeß des menschlichen Bewußtseins ihren Platz, geradeso wie die primitiven Menschenverbände ihren Platz in der Struktur unserer Entwicklung hatten. Ich möchte nur die Ersatzbildungen zurückweisen, welche oberflächliche soziale Gruppierungen an Stelle der organischen Gefühle und Instinkte setzten, welche die Menschen zu einer einheitlichen Kolonie, Gattung und Rasse zusammenbinden.

Manche, die mit unserer Gruppenanalyse bekanntgeworden sind, wollen in ihr eine Neuerung auf psychoanalytischem Gebiet sehen. Es scheint ihnen, daß meine Methode eine Abweichung von den ursprünglichen Freudschen Prinzipien bedeutet. Das hieße aber, Freud von ganz oberflächlichen und zufälligen Gesichtspunkten aus beurteilen und die tiefere Bedeutung seiner ursprünglichen Forschungsrichtung aus dem Auge verlieren. Nach meiner Auffassung ist die Gruppenmethode nur eine Ausdehnung der von Freud zuerst auf ontogenetischem Gebiete angewandten persönlichen Analyse auf das phylogenetische Gebiet.[1] In gerechter Würdigung von Freuds Werk darf man es nicht unterlassen, anzuerkennen, daß das von ihm eingeführte Verfahren im wesentlichen die Anwendung einer exakten Laboratoriumsmethode auf die Erforschung der psychischen Erscheinungen war. Von Anfang an ersetzte Freud das persönliche Vorurteil durch die wissenschaftliche Beobachtung. Er studierte, was er im menschlichen

1) „The Laboratory Method in Psychoanalysis." Vortrag, gehalten am 9. Kongreß der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, Bad Homburg, September 1925.

Bewußtsein sah, nicht nur in dem seiner Patienten, sondern auch in seinem eigenen, und er hat gewissenhaft mitgeteilt, was er fand. So wurde auf dem Gebiet der Bewußtseinsprozesse eine ebenso exakte Laboratoriumstechnik ermöglicht, wie sie bisher für die wissenschaftliche Beobachtung in den übrigen Gebieten der Biologie typisch gewesen war. Kurz gesagt, Freud hob die Erforschung der Bewußtseinsprozesse in die Reihe der biologischen Wissenschaft. Damit war allerdings eine Verletzung sozialer Empfindlichkeiten verbunden. Das soziale Bewußtsein wehrte sich mit dem vollen Gewicht unbewußter sozialer Überlieferung so entschieden gegen die Freudsche Laboratoriumsmethode, daß ihre Erweiterung und Ausdehnung auf den sozialen Organismus prompt unterbunden wurde.

Anstatt sich der Unterstützung einer konsensuellen Gruppe von Mitarbeitern zu erfreuen, wurde Freud mit einem unbewußten Widerstand, der sozialer Natur und seinem Wesen nach den Pseudogruppenreaktionen zugehörig war, empfangen. Freud war in seiner Stellung allein und daher außerstande, dieser Gegenreaktion in ihrer unkoordinierten sozialen Form direkt entgegenzutreten. Diese Situation war unvermeidlich; mangels einer konsensuellen sozietalen Gruppe von Mitarbeitern konnte Freuds Forschung unmöglich die Tatsachen des generischen, sozialen Unbewußten miteinbegreifen. Obschon es recht eigentlich in der Natur der Freudschen Entdeckung lag, daß eine exakte Untersuchung von Bewußtseinsphänomenen nur durch das Prinzip konsensueller Laboratoriumsbeobachtung ermöglicht wird, ist doch der soziale Widerstand, der Freud von Anfang an gegenübertrat, in unseren psychoanalytischen Reihen unerkannt und ungelöst geblieben. Von unserem Gruppenstandpunkt aus vertreten wir die Ansicht, daß die Vorurteile der Pseudogruppen, welche die unbewußte Basis unseres sozialen Widerstandes bilden, nicht aufgelöst werden können, bevor wir erkannt haben, daß sie ebenso unbewußte Manifestationen von seiten der sozialen Psyche sind wie die persönlichen Widerstände, denen man in der Einzelanalyse begegnet. Auf Grund unserer Gruppenbeobachtungen möchten wir den Umstand besonders betonen, daß diese Widerstände in der sozialen Psyche ohne soziale Analyse geradeso wenig aufgelöst werden können, wie es möglich wäre, ohne Analyse die persönlichen Widerstände des einzelnen Patienten aufzuheben.[1] Wenn wir einen anderen Weg einschlagen,

1) Geradeso wie niemand die Bedeutung der individuellen Analyse wirklich je verstanden hat, ohne an einer Analyse selbst teilgenommen zu haben, wird man auch das Verfahren der Gruppenanalyse nur auf Grund eigener Erfahrung, d. h. persönlicher Teilnahme verstehen können. Freud betonte von Anfang an die Nutz-

können wir zu Nachfolgern Freuds werden nur im Sinne von Gliedern einer kollektiven Pseudogruppe, und der Geist des Entdeckers und seiner Laboratoriumsmethode versinkt unter dem Massengewicht eines bloß nachahmenden, mit in Konkurrenz tretenden, sozialen Unbewußten.

Wir fassen unsere Befunde zusammen: Für den Psychopathologen ist der Mensch nicht Individuum, sondern ein Teil eines sozietalen Organismus. Unsere Analysen einer Person, basierend auf Unterscheidungen, die uns und anderen Beobachtern wissenschaftlich vollberechtigt schienen, beruhen in Wirklichkeit auf recht vorübergehenden sozialen Artefakten; sie stützen sich nicht auf eine wirklich biologische Basis. Die Analyse des Menschen als Element bedeutet seine Isolierung als Element. Und diese Isolierung ist ein wesentlicher Verstoß gegen ein vorhandenes organisches Gruppenprinzip im Bewußtsein

---

losigkeit eines Wissens über oder in Beziehung auf Psychoanalyse. Die Kenntnis der Psychoanalyse ist nicht nur von intellektuellen Funktionen abhängig; die Widerstände, die eine Barriere gegen das Verstehen der Psychoanalyse bilden, liegen nicht im Intellekt. Nur in dem Maße, als wir das eigene — persönliche wie soziale — Gefühl dem Prozeß der Analyse unterwerfen, können wir zu einem Verständnis der Psychoanalyse im wirklichen Sinne des Wortes „Verstehen" kommen — nämlich zu einer innern Annahme der Bedeutung von Freuds Werk.

Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse

Von

Ludwig Binswanger

Kreuzlingen

Goethe spricht einmal aus, daß dem Einzelnen zwar die Freiheit bleiben solle, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht, daß aber das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch sei. Suchen wir nach einer näheren Bestimmung dieses Studiums, so bietet sich uns dafür ein Ausdruck dar, der gerade seit Goethe, wenn auch nicht durch ihn, in der deutschen Geistesgeschichte heimisch geworden ist. Philosophen wie Schleiermacher, Dilthey, Simmel, Rickert, Philologen wie Böckh, Historiker wie Droysen, Soziologen wie Max Weber haben das mit diesem Ausdruck Gemeinte von den verschiedensten Seiten, zu den verschiedensten Zwecken und mit den verschiedensten Methoden untersucht. Sie alle sprechen vom „Verstehen" als einem Grundproblem des Studiums des Menschen und seiner Werke. Erst spät ist dieser Ausdruck und sein Problemgehalt in diejenige Wissenschaft eingedrungen, die, so sollte man meinen, sich seiner zuerst hätte bemächtigen müssen, in die Psychologie. Auch heute noch untersuchen die Wenigsten das Verstehen rein im Hinblick auf die empirische Psychologie; jedoch haben nach dem ersten epochemachenden Anstoß von Dilthey Forscher wie Spranger, Jaspers, Scheler, Edith Stein, Häberlin und ich selbst sich darum bemüht, die Rolle des Verstehens in der Psychologie näher zu bestimmen, ohne jedoch zu übereinstimmenden Meinungen und Resultaten zu gelangen.

Es ist nicht nur das „Medium" der Wissenschaft, in welchem „der Mensch" verstanden werden kann, ja es ist noch eine offene Frage, ob sich auf dem Verstehen Wissenschaft, zumal Erfahrungswissenschaft, über-

haupt aufbauen kann oder ob das Verstehen letztlich immer nur Sache des Einzelnen bleibt, der es jeweils vollzieht. Empirische Wissenschaft wenigstens hätte dann nur das „Material" herbeizuschaffen und zu bearbeiten (Heuristik, Droysen), das die psychologischen (wir reden nur noch von diesen) Grundlagen des Verstehens zu erweitern, vertiefen und systematisch zu ordnen erlaubt. Psychologie als Erfahrungswissenschaft hätte es dann nur mit den realen Bedingungen des Verstehens zu tun. Jedenfalls war es bisher nicht die wissenschaftliche Geisteshaltung, auf deren Boden das psychologische Verstehen Triumphe gefeiert hat, sondern eine Reihe ganz anderer geistiger „Medien": Ich erinnere nur an Augustins und Kierkegaards leidenschaftlich-religiöses Pathos, an Shakespeares geniale „dichterische Einbildungskraft", an Nietzsches philosophisches Prophetentum, aber auch an die skeptische, nüchtern beobachtende und erzählende „Seelenstimmung" eines Montaigne, vieler seiner antiken Vorbilder und seiner Nachfolger. Kein Zweifel: religiöses Ringen mit Gott, philosophische Wertung und Umwertung, künstlerischer Gestaltungswille und einfache Beobachter- und Erzählerfreude hatten die Menschheit in ihrem „eigentlichen Studium" bis vor kurzem mehr gefördert als die Wissenschaft. Aber als vor- und außerwissenschaftlichen Geisteshaltungen fehlte ihnen doch noch gerade das, was Wissenschaft allein zu leisten vermag: die Ausarbeitung, Vermittlung und Verbreitung der wissenschaftlichen Methode, die Gliederung und Ordnung der gewonnenen Erkenntnisse in einem theoretischen Bedeutungszusammenhang und, damit verbunden, die Reflexion auf das Erkenntnisverfahren.

Bestimmte soziale, individuelle und geistesgeschichtliche Faktoren mußten zusammenwirken, um das Studium des Menschen im Sinne des Verstehens in die Bahn der empirischen Wissenschaft zu leiten. Zu den ersten gehört das soziale Verhältnis zwischen Arzt und Patient, wie es sich mit der Entstehung der medizinischen Psychotherapie überhaupt herausgebildet hat, zu den zweiten die Persönlichkeit Freuds, zu den dritten der nachhegelianische Naturalismus, Evolutionismus und Positivismus. Allen drei so verschiedenartigen Faktoren zusammen ist es zu verdanken, daß jenes Studium des Menschen auf den Boden der wissenschaftlichen Erfahrung gestellt werden konnte. Demgemäß haften ihm jetzt auch ganz spezifische soziale, individuelle und geistesgeschichtliche Einschränkungen und Eigenarten an, die in einer „allgemeinen" Lehre vom „Studium des Menschen" noch zu überwinden wären; aber das ändert nichts an dem historischen Faktum, daß die Psychoanalyse Freuds das „eigentliche Studium der Menschheit" erstmals systematisch auf Erfahrung gegründet hat.

Diese Tatsache wird auch von ernsten „Kritikern“ der Psychologie Freuds in der Regel übersehen oder nicht ins richtige Licht gestellt. Entsprechend der Neuheit seines Verfahrens innerhalb der medizinischen Wissenschaft blickte man vor allem auf das, was Freud Deuten nannte, nicht ahnend oder vergessend, daß sich dieses Deuten, eben als „Deuten“, schon in den verschiedensten Wissenschaften einen Namen verschafft und ein Heimatsrecht erworben hatte. Unter dem Namen der Hermeneutik oder des hermeneutischen Verfahrens im Sinne einer „Kunst der Auslegung“ und der Aufweisung der Regeln dieser Kunst finden wir das Deuten in der Rhetorik und Philologie von den Griechen bis auf die neueste Zeit, in der Theologie der Kirchenväter (Augustin, Origines) und der Nachreformation (Flaccius), in der ganzen neueren Geschichte, zum mindesten seit Schleiermacher aber auch im Hinblick auf die Psychologie näher untersucht und zum wissenschaftlichen Bewußtsein gebracht. Insofern als der spezielle Inhalt und der spezielle Zweck eines wissenschaftlichen Verfahrens nichts mit diesem Verfahren als solchem zu tun haben, gelänge es leicht, Freuds Deutungsverfahren als einen Spezialfall der Hermeneutik der Geisteswissenschaften (Philologie, Theologie, Geschichte in allen ihren Zweigen) aufzuweisen, und zwar im Sinne einer speziellen empirischen Ausgestaltung und Vertiefung derselben nach ihrer psychologischen oder individuellen (Böckh) Seite hin. Und so gilt auch hier wie beim Verstehen der Satz, daß Freud die Hermeneutik erstmals auf Erfahrung (im Sinne der Erfahrungswissenschaft) gegründet hat.

So drängt denn alles darauf hin, näher zu bestimmen, in welchem Verhältnis bei Freud gerade die Erfahrung zum Verstehen sowohl als zum Deuten steht.

Es handelt sich hier also um ein Stück „Reflexion auf das Erkenntnisverfahren“ der Psychoanalyse, das auf dem zu Gebote stehenden Raum aber nur äußerst skizzenhaft umrissen werden kann, da seine gründliche, viele Beispiele erfordernde Behandlung ein ganzes Buch beanspruchen würde. Da ferner die in Betracht kommenden Termini mit vielfachen und sehr gefährlichen Äquivokationen behaftet sind, die nur höchst unvollständig zur Sprache gebracht werden können, mögen die folgenden Ausführungen mehr als ein Programm, denn als eine Abhandlung betrachtet werden.

I

Wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet, so baut sich auch auf psychologischem die Erfahrung zunächst auf auf Akten der Wahrnehmung. Infolge

einer verhängnisvollen theoretischen Überbelastung des Problems der Fremdwahrnehmung (Analogieschluß-, Einfühlungstheorie) herrschte hier aber lange Zeit eine allzu prinzipiell einschneidende Trennung zwischen Akten der Selbst- und Fremdwahrnehmung. Dank genauer phänomenologischer Untersuchungen (Scheler u. a.) wissen wir heute, daß es zum mindesten eine der psychologischen Selbst- und Fremdwahrnehmung gemeinsame Aktrichtung gibt, die sich wesensmäßig von den Akten äußerer Wahrnehmung unterscheidet und in der wir nicht nur eigenes, sondern auch fremdes Seelenleben (d. h. nicht auf dem Umweg über die körperliche Wahrnehmung als solche) erfassen.[1] Und zwar erfassen wir das letztere am „Du", an der anschaulichen psychophysisch-neutralen Einheit der fremden Person, an ihrem gesamten Verhalten oder Benehmen, sofern es sich uns als ihre Ausdruckssphäre darbietet, an ihrer Gestalt und Mimik, an ihren Gesten und Gebärden und an ihren sprachlichen „Ausdrücken". Die letzteren führen nun aber zu einer zweiten Art psychologischer Erfahrung hinüber. Zwar können wir auch auf Grund des sprachlichen Gesamtausdrucks Seelisches unmittelbar wahrnehmen (so z. B. auf Grund des Tonfalls und Tempos des Sprechens die Trauer oder Angst), aber außerdem erfahren wir auf Grund des sprachlichen Ausdrucks auch indirekt etwas vom Seelenleben der fremden Person, nämlich auf dem Umweg über die (rationalen) Wort- und Satzbedeutungen, d. h. über das, was die Person uns in ihren sprachlichen Äußerungen über sich kundgibt. Auch hier sprechen wir von einem Verstehen, aber das Verstehen der sprachlichen Ausdrücke als solches hat mit dem psychologischen Verstehen noch nichts zu tun, da wir hier zunächst nur verstehen, was gesprochen wird, aber keineswegs auch den Sprecher als Person ins Auge fassen müssen, worauf schon Simmel aufmerksam gemacht hat. Auf dem Umweg über das Gesprochene können wir dann zwar auch sehr viel von der Person erfahren, aber keineswegs handelt es sich hier noch um wahrnehmende, präsentierende oder unmittelbar erfassende Akte, vielmehr um ein aus der Kundnahme erwachsendes rationales Wissen. Dieses Wissen steht hinter dem Wahrnehmen insofern zurück, als es niemals ein direktes Erfassen von fremden Erlebnissen darstellt, indem es entweder ein bloßes unanschauliches Wissen von ihrem Vorhandensein bleibt oder sich zwar sekundär in Anschauung umsetzt, dabei aber nur repräsentierende,

1) Ob man von Stufen der Fremdwahrnehmung reden kann, von denen die eine einer Art „Einfühlung" gleichkommt, wie Edith Stein es will, und inwiefern es sich hier um „originär gebende" Akte im Sinne Husserls handeln kann (vgl. auch Buitendijk und Plessner), bleibe hier offen.

*ver*gegenwärtigende oder imaginierende Akte ermöglicht. Hingegen ragt dieses Wissen über die direkte Wahrnehmung insofern wiederum hinaus, als es uns nicht nur von dem Vorhandensein von Erlebnissen, ihrem Hier und Jetzt und eventuell der Art ihres *Erlebtwerdens* Kunde gibt, sondern auch von ihrem *Sinn* oder *Gehalt*, der prinzipiell nicht wahrnehmbar, sondern nur sprachlich ausdrückbar oder sonstwie bekundbar ist. Daß beide Erfahrungsarten verschieden sind, geht auch daraus hervor, daß auf dem Gebiet der psychologischen Wahrnehmung, sowohl der Selbst- als der Fremdwahrnehmung, eigentliche Täuschungen vorkommen können, auf dem der Feststellung vermittels der Kundgabe oder Mitteilung aber Irrtümer.

Während nun sonst die wissenschaftliche Psychologie, insbesondere aber die experimentelle, sich auf die zweite Art der psychologischen Erfahrung stützt, abzielend auf eine möglichst genaue und eindeutige sprachliche Fixierung des Erlebten und seines Gehalts von seiten der Versuchsperson, zeigt die psychoanalytische Verfahrungsweise schon hier sehr deutlich ihre Eigenart insofern, als sie entschieden die erstere Art bevorzugt. Nicht als ob sie die sprachliche Verständigung gering achtete, — man denke nur an die sprachliche Wiedergabe der Träume und der Lebensgeschichte, — jedoch nimmt die direkte Wahrnehmung in der Rangordnung beider Erfahrungsarten insofern den ersten Platz ein, als sie die sprachlich-rationale Verständigung stets begleitet und, was das wichtigste ist, bei einer Inkongruenz der beiderseitigen Erfahrungsresultate den *Ausschlag* gibt.

Auch bei der Kenntnisnahme vom Inhalt eines Traumes oder eines Stückes Lebensgeschichte achten wir in der Psychoanalyse ja nicht nur auf den rationalen Bedeutungsgehalt des Gesprochenen, sondern immer auch auf den psychologischen Ausdrucksgehalt des Sprechenden. Und wenn wir dann Traum- und Leidensgeschichte hermeneutisch auslegen, leitet uns das, was wir an der Person während des Berichtes direkt wahrnehmen, in erster und letzter Linie; denn nur die direkte Wahrnehmung ermöglicht uns zu erkennen, welche von den hermeneutisch möglichen Auslegungen im vorliegenden Falle wirklich zutreffen. Schon insofern können wir von einer, weiter unten näher auszuführenden, hermeneutischen *Erfahrung* sprechen. Traumdeutung lediglich auf Grund eines Traumprotokolles oder seines rein rationalen Bedeutungsgehaltes bleibt immer nur Mutmaßung, so virtuosenhaft sie auch geübt sein mag. Erst die Auslegung am lebendigen Objekt stützt sich auf Erfahrung, im Gegensatz zur Auslegung in den Geisteswissenschaften, die zwar ein ungeheures Wissen voraussetzt, aber nicht im empirischen Sinne sich betätigen und bekräftigen kann. — Unter

den Arbeiten Freuds gibt es eine, an der die Bedeutung der direkten Wahrnehmung direkt demonstriert werden kann, da es sich hier um die Auslegung eines jedermann zugänglichen Kunstwerkes handelt, nämlich die Arbeit über den Moses des Michelangelo.

Die direkte Wahrnehmung seelischen Erlebens bleibt nun aber nicht auf den gleichsam ruhenden Erlebnisbestand beschränkt, vielmehr nehmen wir auch das Hinübergehen eines Erlebnisses in das andere auf Grund vielfacher Nuancen der Ausdrucksgestalten wahr. Und indem Freud die Wahrnehmung der Erlebnisse über weite Strecken hinaus methodisch geübt, in stundenlang anhaltendem optischem oder akustischem „Hinstarren" auf die Nuancierung, den Ablauf und die Verflechtung der Ausdrucksgestalten der Person, hat er die Erfahrungsgrundlage geschaffen für ein System theoretischer Überzeugungen, das, mag es noch so sehr über Erfahrung hinausgehen, niemals sein Herauswachsen aus jener Erfahrungsgrundlage verleugnet. Wenn es auch ein weiter Weg ist, etwa von der Ausdrucksgestalt des „Stockens der Rede" bis zur Theorie des Widerstandes, so liegt doch dieser Weg offen vor uns, für jeden gangbar und prüfbar.

Auf Grund der „Ausdrucksgrammatik" (Scheler) gewinnen wir so einen tiefen Einblick in das Seelenleben der fremden Person, in die allgemeine Art, das Tempo, den Rhythmus, die Intensität ihres Erlebens, in ihre Beherrschtheit oder Unbeherrschtheit, ihre mehr zentral-geistige oder exzentrisch-triebhafte Stellung im und Einstellung zum Leben (Häberlin), in ihre mehr naive oder mehr „bewußte", in ihre echte oder unechte Erlebnisweise, dann aber auch in ihre Gesinnungen, Gefühle, Leidenschaften usw. Man hat auch diese Wahrnehmung von Seelischem Verstehen genannt, verstehendes Wahrnehmen (Häberlin), einfühlendes oder nacherlebendes Verstehen (Dilthey, Jaspers u. v. a.), Ausdrucksverstehen u. ä., jedoch darf man nicht deswegen, weil Wahrnehmung und Nacherleben von Seelischem und Verstehen sehr häufig zusammen vorkommen, beide Akte miteinander verquicken oder gar verwechseln.

II

Man kann nämlich sehr viel an einer Person wahrgenommen und auf Grund sprachlicher Kundgabe „nacherlebend" oder „vergegenwärtigend" über sie festgestellt haben, man kann also mit anderen Worten ein großes Erfahrungsmaterial von ihr besitzen und braucht prinzipiell doch noch nichts an ihr psychologisch verstanden zu haben. Umgekehrt bereichert unser psychologisches Verständnis keineswegs unsere Erfahrung von der Person, sie läßt uns vielmehr das Erfahrungsmaterial in einem besonderen

Licht erscheinen, hebt es in eine besondere Sphäre, nämlich in die geistige Sphäre der „psychologischen" Verständlichkeit. Oder anders ausgedrückt: Der Akt des (psychologischen) Verstehens hat zum Gegenstand nicht ein reales Sein, wenn er auch auf Erfassensakte von solchem fundiert sein kann (und, soweit empirische Psychologie in Frage kommt, fundiert sein muß), sondern sein Korrelat ist ein Sinn oder Sinnzusammenhang, und zwar in Gestalt eines „verständlichen" Motivationszusammenhanges. Denn nicht jeder Motivationszusammenhang ist, wenn auch prinzipiell verstehbar, so tatsächlich mit seiner Erfassung oder Feststellung zugleich auch verstanden. Verstanden ist er erst dann, wenn mir seine „Verständnisqualität" aufblitzt, seine *a priori* einsichtige Evidenz oder Bündigkeit. Eine solche apriorische Evidenz gibt es natürlich innerhalb der Erfahrung nicht, sie kann daher auch nicht induktiv gewonnen werden; sie gibt es nur auf dem Boden einer gewissen Sinn- oder Vernunftgesetzlichkeit. Auch die Motivationszusammenhänge sind von einer solchen Sinngesetzlichkeit „beherrscht", insofern, als der Gehalt der Erlebnisse von sich aus apriorigültige oder evidente Anweisung gibt auf ihr Verbundensein mit anderen Erlebnisgehalten (Simmel). Man sieht also, daß es sich hier nicht um einen realen Zusammenhang seelisch-realer Erlebnisse, also überhaupt nicht um das Erlebtwerden oder die Verwirklichung von Erlebnissen handelt, sondern nur um den Sinnzusammenhang, in welchem die (intentionalen) Erlebnisse auf Grund ihres (intentionalen) Gehaltes stehen. Auf dieser Trennung baut sich die ganze moderne Personpsychologie auf und sie ist auch grundlegend für die Darstellung und das wissenschaftliche Verständnis des Erkenntnisverfahrens in der Psychoanalyse. Jedoch darf man, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auf Grund der großen aktmäßigen und intentionalen Verschiedenheit, welche zwischen den kategorial-anschaulichen Akten des Verstehens und den „sinnlich"-anschaulichen des unmittelbaren Erfassens oder Vergegenwärtigens seelischer Erlebnisse besteht, nicht schließen, daß das psychologische Verstehen nun nicht an die Erfahrung heranreiche, nur Typen (Spranger), Idealtypen (Jaspers) zum Gegenstand haben könne, und daß infolgedessen alles Verstehen wirklicher Vorgänge ein mehr oder weniger unvollständiges Deuten bleibe (Jaspers). Ohne natürlich die Möglichkeit des Verstehens von Typen und dessen große theoretische und praktische Rolle zu bestreiten, muß doch entschieden betont werden, daß es ein Verstehen gibt, das sich gerade an wirklichen Erlebnissen wirklicher, individueller Personen vollzieht, und dies ohne auf einem Typenverstehen zu beruhen und ohne ein solches zum Kriterium seiner Ver-

ständlichkeit zu machen. (Ich beziehe mich hier auf eine demnächst im Druck erscheinende, bedeutsame Arbeit über das Verstehen von Heinz Graumann, dem ich auch für sonstige mündliche und schriftliche Anregungen zu Dank verpflichtet bin.)

Hieraus geht schon hervor, was über das Verhältnis von Verstehen und Erfahren in der Psychoanalyse zu sagen ist. Prinzipiell ist es natürlich dasselbe wie im Alltagsleben und in der Psychologie; denn es handelt sich hier ja um wesensmäßige Beziehungen, die, wo immer Verstehen und Erfahrung zueinander treten oder wo das erstere sich auf das letztere „aufbaut", in Erscheinung treten müssen. Wenn wir daher die Überzeugung hegen, daß Freud das „eigentliche Studium der Menschheit" im Sinne des Verstehens des Menschen gewaltig gefördert hat, so heißt das nicht, daß er „eine neue Art des Verstehens" oder irgend etwas Neues am Verstehen selbst eingeführt hätte, denn dieses bleibt immer dasselbe, ob ein Shakespeare oder Montaigne oder Freud versteht. Achten wir aber darauf, daß wir dort von einem „genialen", „intuitiven" oder „divinatorischen" (Schleiermacher), und von einem unsystematischen oder zufälligen Verstehen zu sprechen gewohnt sind, dem wir Freuds wissenschaftlich-systematisches oder -empirisches Verstehen gegenüberstellen, so brauchen wir nur die Lässigkeit des Sprachgebrauches zu durchschauen, um zu wissen, daß nicht das Verstehen als solches mehr oder weniger genial oder intuitiv oder divinatorisch ist — geniale Versteher sind alle die Genannten, und was das heißt, das wäre noch besonders zu untersuchen, — sondern daß die erfahrungsmäßigen Grundlagen des Verstehens mehr oder weniger systematisch oder wissenschaftlich angelegt sind. Das kann also niemals heißen, daß Freud das Verstehen auf Erfahrung „zurückgeführt" hätte, was, wie wir sahen, unmöglich ist, da aus purer, noch so sehr gehäufter Erfahrung nicht ein Verstehen wird; es kann nur heißen, daß Freud die Erfahrungsgrundlagen des Verstehens statt durch sporadische durch systematische Beobachtung in ungeahnter Weise erweitert und geordnet hat, so daß uns heute ein Verstehen des Menschen noch möglich ist „in Tiefen", in die früher keine Erfahrung, zum mindesten keine wissenschaftliche Erfahrung, geleuchtet hat.

Inwieweit diese Erfahrung wieder gefördert worden ist durch seine theoretischen Überzeugungen, die ihm gestattet haben, das Erfahrungsmaterial zu ordnen, zu ergänzen und einem theoretischen Bedeutungszusammenhang unterzuordnen, steht hier, wo es sich nicht um die Sphäre des wissenschaftlich-theoretischen Erklärens handelt, nicht zur Diskussion.

Infolge der innigen Beziehungen jedoch, die zwischen der sinnhaften Gegenstandswelt des psychologischen Verstehens und der realen des psychologischen Erklärens herrschen, hat Freud aber auch durch seine Theorienwelt indirekt das Verstehen gefördert. Denn da seine Psychologie keinen zufälligen Zusammenhang „geistreicher Aperçus", keine zufällige Häufung besonders interessanter oder abnormer Einzelheiten darstellt, sondern einen theoretischen Bedeutungszusammenhang, der die Totalität der Person in Vergangenheit und Gegenwart zu umfassen beansprucht, ist hier auch das Erfahrungsmaterial schon so geformt und geordnet, daß das Verstehen nun bereits ein System von Stützpunkten vorfindet, wie es vordem nicht bestand. — Wir kommen darauf zurück.

III

Was man von Buffon sagt, daß er nämlich aus den zerstreuten Elementen einer bisher esoterischen Wissenschaft ein System der Erde, eine Theorie der Natur, ein Kunstwerk der Epoche zu gestalten vermochte, daß er den Wert und die Überlegenheit des schöpferischen Genies auch in den Wissenschaften bewies, seine große Beredsamkeit auf einen Gegenstand übertrug, dem sie bisher ganz fremd geblieben war, das Talent besaß, anderen seinen Enthusiasmus einzuflößen, und daß er die Naturgeschichte zur populärsten Wissenschaft von ganz Europa machte (Cuvier, Condorcet, Justi), das kann man *mutatis mutandis* auch von Freud und seiner Lehre sagen. Das Instrument aber, mit dem er diese Lehre schuf, und das er selbst erst erschaffen mußte, ist sein Deutungsverfahren, dem wir uns nun zum Schlusse zuwenden.

Während die Geschichtswissenschaft schon längst eine besondere Methodik des historischen Forschens besitzt, die man etwa mit Droysen in Heuristik, Kritik und Interpretation (Auslegung) einteilen kann, und ebenso die Philologie ihre Methodik des philologischen Forschens (vgl. etwa Böckhs Theorie der Hermeneutik in seiner Enzyklopädie und Methodologie), so wartet die Personpsychologie noch auf eine derartige Besinnung auf ihre Methode, ja noch auf deren Ausarbeitung im einzelnen. Was wir davon besitzen, verdanken wir größtenteils Freud. Und zwar ist es die psychologische Heuristik und Interpretation oder Hermeneutik im engeren Sinne, die er, gerade mit seinem Deutungsverfahren, am meisten gefördert hat, jedoch besitzen wir von ihm auch Ansätze zur Kritik. Die Heuristik schafft die Materialien herbei, sie ist die „Arbeit unter der Erde" (Niebuhr), die „Bergmannskunst, zu finden und ans Licht zu holen" (Droysen), die Herbeischaffung

des um Traum oder Krankheitssymptom gruppierten Erlebnismaterials (Tagesreste, Lebensgeschichte, Phantasien, Traumen, Freud). Die Interpretation oder hermeneutische Auslegung ist auch in der Psychologie nicht lediglich eine psychologische Auslegung, ein Deuten der „Motive und Absichten“, vielmehr gibt es auch hier eine sachliche und pragmatische (Droysen), grammatische und generische (Böckh) Seite der Hermeneutik; man denke nur etwa an das Studium der Traumsprache als solcher, an das Aufzeigen der physiologischen und psychologisch-kausalen normalen und pathologischen Bedingungen und Grundlagen des Erlebens, an die Untersuchung der geistigen Strömungen der Nation und Familie, in der die Person steht, um zu erkennen, wieviel Nichtpersonpsychologisches auch hier zu berücksichtigen ist, wenn die Deutung wissenschaftlichen Ansprüchen genügen soll.

Was Freud nun Deuten nennt, enthält Bestandteile sowohl aus Erfahrungsakten, als aus Akten rationalen Schließens, als auch endlich aus eigentlichen Akten des psychologischen Verstehens. Zu den ersteren gehört alles, was wir durch Erfahrung im bisher geschilderten Sinn, also durch direkte Wahrnehmung und sprachliche Kundnahme und deren Kritik über das Erleben der Person feststellen oder wissen. Hieran schließt sich nun aber eine bisher noch nicht erwähnte Art der Erfahrung an, die man als die psychoanalytische Heuristik bezeichnen kann, und die zwar auch auf sprachlicher Kundgabe und Kundnahme beruht, sich jedoch wesentlich von der sonstigen psychologischen Erfahrung unterscheidet. Es handelt sich jetzt um die „Einfälle“ der Person, in denen dieselbe wohl etwas ausdrückt, nämlich den (rationalen) Sinn oder die Bedeutung von Worten oder auch Sätzen, mit deren Bedeutung sie aber nichts über sich selbst, über ihr eigenes Erleben, kundgibt oder, wenn ja, so doch außer sinnvollem Zusammenhang mit dem Ausgangserlebnis, im Anschluß an welches der Einfall erfolgt ist. Wir meinen die sogenannten „freien Assoziationen“, von deren praktischer Bedeutung jedoch der Nichtanalytiker sich in der Regel eine übertriebene Vorstellung macht, da sie fast immer von eigentlichen sprachlichen Kundgaben durchbrochen und abgelöst werden.

So gehen also bei der psychoanalytischen Heuristik im weiteren Sinn „gewöhnliche“ psychologische Erfahrungsakte mit solchen der spezifischen psychoanalytischen Heuristik Hand in Hand. Alle zusammen aber liefern uns das noch „gleichsam unparteiische“ (Freud) Material, das zwar schon Hinweise für die Deutung enthält, und in das sich schon Akte des Deutens eingeschlichen haben mögen (weswegen es noch einer besonderen

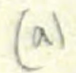
Kritik zu unterwerfen ist), das aber doch erst die Grundlage für die psychologisch-hermeneutische Deutung, Auslegung oder Interpretation abgibt.

Selbstverständlich bauen sich nun auch bei dem psychoanalytischen Vorgehen schon auf den gewöhnlichen Erfahrungsakten Akte des psychologischen Verstehens auf, und wird unter Umständen auch auf Grund der spezifisch-psychoanalytischen Erfahrung und im Zusammenhang mit der gewöhnlichen einmal ein neues Verstehen aufblitzen, die Regel aber ist, daß jenes gesamte Erfahrungsmaterial erst gedeutet werden muß, um verstanden werden zu können.

Damit gelangen wir zu den zweiten Bestandteilen (vgl. oben S. 232) des Freudschen Deutungsverfahrens, nämlich zu den „rationalen" oder „theoretischen" Akten des Deutens oder Auslegens.

Das Deuten oder Auslegen beginnt bereits mit der wissenschaftlich-systematischen Ordnung und Gruppierung des Erfahrungsmaterials nach rationalen Themen oder Sinnzusammenhängen (nach Traumthemen, Symptomgehalten, objektiven Bedeutungsgehalten einer Handlung usw.), einer Ordnung, welche die Person zum Teil schon selbst begonnen hat, zum Teil aber dem Ausleger überlassen muß; das letztere gilt insbesondere hinsichtlich des spezifisch-psychoanalytisch-heuristischen Materials, nämlich den Einfällen. Diese Vorstufe der Deutung ist noch keine eigentlich psychologische Betätigung oder muß wenigstens keine sein, da sie (vorwiegend) mit rationalen Sinn- oder Bedeutungszusammenhängen zu tun hat. Die psychologische Auslegung beginnt erst da, wo wir in das so geordnete Material (seelisches) Leben hineinbringen, es nach seelischen (d. h. hier so viel wie nacherlebbaren) Möglichkeiten gruppieren. Zu dieser Gruppierung genügt aber das Erfahrungsmaterial allein nicht, wir bedürfen jetzt einer „Ergänzung der Erfahrung" (aber immer unter weiterer Fortsetzung der Erfahrung mittels direkter Beobachtung der Person) durch Schlüsse, auf Grund von Analogien, Vergleichen, hypothetischen Vermutungen und eigentlichen Theorien, auf Grund also eines durch andere Erfahrungen gewonnenen Wissens und von Theorien über dieses Wissen. So entsteht der Freud zu Unrecht vorgeworfene, weil jeder Auslegung als solcher innewohnende „hermeneutische Zirkel", d. h. wir deuten, ganz allgemein gesprochen, das einzelne auf Grund eines schon vorausgesetzten Ganzen, welch letzteres wir wieder aus einzelnem erst gewinnen. (Daher die Wechselbeziehungen zwischen Analyse und Synthese und zwischen Induktion und Deduktion bei jeder Deutung oder Auslegung.) Doch hievon

sei jetzt nicht die Rede. Auf Grund des vorliegenden Erfahrungsmaterials und all jenes Wissens vermuten oder schließen wir nun, was etwa „zwischen“ oder „hinter“ jenem Erfahrungsmaterial vorgegangen sein mag, wie es „zustande kam“, was alles noch einer näheren Darlegung bedürfte. Wir befinden uns hier in der Phase des „sekundären Deutens“ im Sinne Häberlins, d. h. der sekundären wissenschaftlichen Bearbeitung psychologischen Forschungsmaterials.[1] An das festgestellte nacherlebbare und zum Teil auch schon verstandene Erfahrungsmaterial reihen wir so schließend oder deutend neues Wissensmaterial, das wir in Akten imaginierender oder phantasierender Vergegenwärtigung wiederum in „konkretes“ seelisches Erleben einer konkreten Person „umsetzen“. So tritt z. B. ein Stück des manifesten Trauminhaltes in Relation zu Themen des wachen Erlebens, der Gehalt einer Symptomgruppe zu Inhalten der Lebensgeschichte, und zwischen beide Pole der Relation wird so ein Drittes eingeschoben, ein möglicher „unbewußter“ Gedankengang. So erschließen oder deuten wir zwischen dem manifesten Inhalt von Freuds Traum von Irmas Injektion einerseits, dem darum gruppierten Material der Tagesreste anderseits einen „unbewußten Gedankengang“, etwa im Sinne eines „Plädoyers“, erschließen oder deuten wir zwischen den Personen des Traums, ihren Reden und Situationen und denjenigen der sachlich „zugehörigen“ Tagesreste seelische Regungen im Sinne von Racheimpulsen, Selbstverteidigungen, Sorgen und Wünschen, erschließen oder deuten wir zwischen der Angst meiner Patientin Gerda (Jahrbuch III) vor dem Abreißen des Absatzes einerseits und den zeitlich und sachlich damit zusammenhängenden Stücken ihrer Lebensgeschichte anderseits auf das Fortbestehen einer (unbewußten) Angst, von der Mutter losgerissen zu werden, auf eine Angst vor dem Geborenwerden, Gebären usw. Nun mögen auch hier schon Akte des Verstehens mitgespielt haben — es handelt sich für uns ja nicht um Fragen des psychologischen Prius oder Posterius realer Erlebnisse des Auslegers, sondern um Fragen des phänomenologischen Wesenszusammenhanges intentionaler Akte, — das eigentliche psychologische Verständnis aber, das dem ganzen hermeneutischen Verfahren oder der hermeneutischen Operation (Schleier-



1) Den (früheren) Sprachgebrauch Häberlins von einer primären Deutung (im Sinne der psychologischen Erfahrung) und desgleichen den Sprachgebrauch von Elsenhans und Spranger (Erkennung und Wiedergabe eines Geistigen aus sinnlich gegebenen Zeichen), welche dabei an Dilthey anknüpfen (Erkennung eines Inneren aus Zeichen, die von außen gegeben sind), diesen ganzen Sprachgebrauch lehnen wir us sachlichen und terminologischen Gründen ab.

macher) die Krone aufsetzt, und um dessentwillen der ganze Apparat in Bewegung gesetzt worden ist, tritt erst da auf, wo ein „sinnvoller[1] Motivationszusammenhang" hergestellt ist, wo das eine Glied der Relation, der Gehalt des Traumstückes oder Symptoms nach einer apriorischen Vernunftgesetzlichkeit, d. h. eben sinnvoll, als hervorgehend aus dem Gehalt des anderen Gliedes, also etwa eines Racheimpulses, Wunsches, angstvollen Erlebens o. dgl. erfaßt wird. Dabei dürfen wir aber nie vergessen, daß es sich hier keineswegs um gleichsam isolierte oder für sich bestehende „verständliche Zusammenhänge" im Sinne von Jaspers handelt, die ja nur Hilfskonstruktionen darstellen, sondern wesensmäßig immer auch um die Intention auf ein Ich, das, um mit Pfänder zu reden, die von dem motivierenden Erlebnisgehalt ausgehende „Forderung" vernimmt oder „sich einverleibt", sich auf diese Forderung stützt und den geforderten Akt in Übereinstimmung mit der ideellen Forderung tatsächlich vollzieht. Wir sehen, das Verstehen als Verstehen ist durchaus kein anderes, ob es sich nur auf reine Erfahrungsakte oder auf ein „Gemisch" von Erfahrungs- und Deutungsakten oder eventuell auch auf reine Deutungsakte (was praktisch aber kaum vorkommt) aufbaut oder von ihnen fundiert ist. Graumann, der einzige, der das Verstehen phänomenologisch genau untersucht hat, hat meines Erachtens einwandfrei nachgewiesen, was ja auch bei streng phänomenologischer Einstellung *a priori* einsichtig ist, daß sich am Akt des Verstehens nichts ändert, von welchen Akten es auch immer fundiert sein mag. Das psychologische Verstehen kann sich also, muß sich aber nicht an tatsächlich erfahrenem, „realem", seelischem Material vollziehen, es sagt aber auch dann nichts aus über die Wirklichkeit seelischen Geschehens oder Erlebens, sondern, wie wir sahen, über den ideellen Sinn, in welchem die Gehalte der von einer Person vollzogenen seelischen Erlebnisse zueinander stehen. Ist das Material, auf dem sich das Verstehen aufbaut, nicht erfahren, sondern nur gedeutet, ja auch nur phantasiert, so

1) Was Freud sinnvoll („Sinn", „Bedeutung") nennt, bezieht sich zunächst nur auf nacherlebbare Motivationszusammenhänge. Ein psychisches Erlebnis ist für ihn *eo ipso*, d. h. *ex definitione*, sinnvoll; sein Sinn ist erfaßt, wenn sein Motivationszusammenhang nacherlebbar erfahren oder gedeutet ist. Den Unterschied zwischen Nacherleben und Verstehen und den damit zusammenhängenden zwischen realem Erlebniszusammenhang und ideellem Sinnzusammenhang kennt Freud nicht. Was wir hier Sinn nennen, muß streng geschieden werden von jedem teleologischen oder finalen Sinn, d. h. von jedem, sei es von der Person selbst, sei es von dem Ausleger „eingelegten" Zweck, und somit von jeder „prospektiven Tendenz", „Leitlinie" usw.!

bleibt auch hier das Verstehen immer ein Verstehen in dem eben erwähnten streng präzisierten Sinne.

Damit ist das Verhältnis zwischen Erfahren, Deuten und Verstehen in der Psychoanalyse klargeworden. Es zeigt sich dabei, daß es, streng genommen, nicht richtig ist, das ganze hermeneutische Verfahren als Deutung zu bezeichnen, da es Akte des Erfahrens, Deutens und Verstehens enthält; aber noch weniger richtig scheint es uns zu sein, das hermeneutische Verfahren als solches ein Verstehen zu nennen, wie es Schleiermacher, Böckh, Dilthey getan haben (die hier aber auch oft von einem Deuten sprechen), und wie es heute noch Spranger tut, dessen „Verstehen" einzelne Denkakte und Schlüsse „enthält"![1] Wir sehen ferner, daß es nach unserer Auffassung nicht richtig ist, das Deuten als ein unvollständiges Verstehen zu bezeichnen (Jaspers) und verstehen vollends nicht, wenn wir neuerdings hören, Deuten heiße, „die im Akte des Verstehens erfaßten Zusammenhänge in die Sprache des Begriffes kleiden" (Allers). Gerade dieses Beispiel zeigt, wie wichtig, ja unerläßlich, es heute ist, bei solchen Untersuchungen stets den phänomenologischen Tatbestand im Auge zu behalten.[2]

Zum Schlusse müssen wir uns nur noch einige Beziehungen klarmachen, wie sie zwischen den Gegenstandswelten des Erfahrens, Deutens und Verstehens bestehen. Die Krönung des ganzen Verfahrens ist, so sahen wir, das Auftreten des psychologischen Verstehens, also die Erfassung der ideellen Sinnbeziehungen zwischen den Gehalten realer psychischer Erlebnisse einer diese Erlebnisse vollziehenden realen Person. Dieses Verstehen kann, ebenso wenig wie durch Erfahrung begründet, in Erfahrung umgesetzt werden oder sich durch Erfahrung bestätigen; denn ideelle Sinnzusammenhänge „existieren" im Reiche des Geistes und sonst nirgends. Hingegen kann das Resultat der Deutung in Erfahrung umgesetzt werden und wird es in jeder praktischen psychoanalytischen Operation mehr oder weniger umgesetzt (vgl. auch jenes „Das habe ich immer gewußt" unserer Kranken). Jedoch existieren auch hier Grenzen. Während aber zwischen der Welt

1) Nur bei Droysen finde ich die Trennung zwischen einem Verstehen als „logischem Mechanismus", womit er die hermeneutische Operation als Ganzes meint, und einem Verstehen als Verständnisakt: „Dieser erfolgt unter den dargelegten Bedingungen als unmittelbare Intuition, als tauche sich Seele in Seele, schöpferisch wie das Empfängnis in der Begattung." (Historik, Paragraph 11.)

2) Es ist aber zugegeben, daß dieser Tatbestand, gerade so weit er den Akt des Deutens überhaupt und des Deutens der Personpsychologie im Speziellen betrifft, noch wenig aufgehellt ist. Die besten Hinweise finden sich wiederum bei Graumann.

des Verstehens und derjenigen der Erfahrung (im Sinne der Erfahrungswissenschaft) prinzipielle, im Wesen der betreffenden Akte gründende Grenzen herrschen, sind die Grenzen zwischen den Gegenständen der Deutung und denjenigen der Erfahrung verschieblich. Das „psychologische" Deuten, im Gegensatz zum naturmythologischen, religiösen usw., meint ja einen faktisch möglichen Erfahrungsinhalt, richtet sich ja auf etwas als Inhalt einer möglichen Erfahrung, es hat also eine positive Beziehung zum möglichen Erfahren. Die Grenzen liegen hier nicht im apriorischen Gebiete der Aktgesetze, sondern in dem empirischen der realen Sachwelt, die in den Akten aufgefaßt werden soll. Der reale psychologische Sachverhalt, „reale" psychologische Gesetzmäßigkeiten sind es, die hier Schranken setzen. Diese Schranken sind vom Deuten zum Erfahren hin verschieblich und es hängt von der jeweiligen wissenschaftlichen Persönlichkeit des Forschers ab, wie weit er die Grenzen der Deutung über die mögliche Erfahrung hinaus verschieben will. „Aber gerade auf diesem Gebiete gilt", um mit Schleiermacher zu reden, „das sonst ziemlich paradoxe Wort . . ., daß Behaupten weit mehr ist als Beweisen", womit gesagt sein soll, daß das „divinatorische" Verfahren hier nicht zu sehr zugunsten des „demonstrativen" eingeschränkt werden darf. Jedenfalls begreifen wir jetzt sehr gut, wie man das Deuten in der Psychoanalyse als ein „Als-ob-Erfahren" (Graumann) bezeichnen kann, vielleicht auch als ein „Noch-zu-Erfahren", wir sehen aber deutlich, daß man es auf Grund unserer Auffassung nicht bezeichnen kann als ein „Als-ob-Verstehen" (Jaspers).

*

Bedenken wir, daß Erfahren, Deuten, Verstehen nur die personpsychologische Seite der Forschungen Freuds betreffen, also nur dasjenige Studium des Menschen, dessen Endziel es ist, ihn zu verstehen, und dessen Methode, die Wege zu diesem Verstehen aufzuweisen, und bedenken wir, daß wir alles ausgeschlossen haben, was sich auf das naturwissenschaftliche, also dynamische, psychologisch-genetische, physiologische, biologische und entwicklungsgeschichtliche Erklären in seinem Lebenswerk bezieht, so bewundern wir den Mut, der so Großes gewollt, den Geist, der es gedacht, die Kraft des Willens, die es ausgeführt.

Zur psychoanalytischen Auffassung der Intelligenz

Von

Raymond de Saussure

Genf

Wir haben nicht die Absicht, in dem engen Rahmen dieses Artikels eine Theorie der Intelligenz zu geben und sie durch alle dazu notwendigen Argumente zu stützen. Wir möchten nur über den Beitrag Rechenschaft geben, den die Psychoanalyse zu dem so schwierigen Problem der Intelligenz geliefert hat, und möchten zeigen, welches neue Licht sie noch auf dieses dunkle Gebiet werfen kann.

Von allen Verdiensten, die die Psychologen des zwanzigsten Jahrhunderts Freud zuerkennen werden müssen, wird eines der größten gewiß jenes sein, daß er die intellektualistische Psychologie, die in den letzten zwei Jahrhunderten überwogen hatte, endgültig stürzte. Die Psychoanalyse hat uns nicht nur gelehrt, daß Gefühle nicht aus dem Intellekt zu erklären sind, sondern auch, daß man hinter jeder intellektuellen Erscheinung determinierende affektive Ursachen zu suchen hat. Ungeheuer ist der Dienst, den Freud der Wissenschaft durch diesen allgemeinen Nachweis erwiesen hat, auch wenn er nicht dazu gelangt ist, eine spezielle Psychologie der Intelligenz aufzustellen. Wenn aber auch Freud das uns hier interessierende Problem nie in seiner Gesamtheit direkt angegriffen hat, so hat er es durch sein bewunderungswürdiges Werk für uns urbar gemacht, indem er sein Genie auf eine Menge der Intelligenz verwandter Erscheinungen gerichtet hatte. Überblicken wir seine und seiner Schüler Arbeiten, um uns besser von dem schon durchlaufenen Wege Rechenschaft abzulegen.

Ein erster Punkt, den zu betonen wir für wichtig halten, ist, daß die Intelligenz etappenweise zum objektiven Denken schreitet. Im

Jahre 1900 hat Freud in seiner grandiosen „Traumdeutung“ zuerst gezeigt, daß die Intelligenz sich durch eine Reihe von miteinander durch affektive Kausalität verbundenen Symbolen äußern kann, im Gegensatz zu ihrer Arbeitsweise auf der Ebene der äußeren Realität, wo sie konkrete Erscheinungen durch konstante und logische Beziehungen zu verbinden sucht. Diese Unterscheidung zwischen einem logischen und einem affektiven Denken mußte Freud zu der Beobachtung führen, daß in allen hysterischen und psychasthenischen Symptomen sowie in den Fehlleistungen und dem Witz die Affektivität ohne Wissen des Individuums in sein Urteil einzudringen versucht. Dadurch hat er in einer augenscheinlichen Weise die Rolle des Gefühls in unserem logischen Denken betont. Diese grundlegende Beobachtung hat Bleuler und seinen Schülern ein neues Licht auf die Pathologie der Schizophrenie zu werfen und Piaget mit Hilfe von sinnreichen Tests die verschiedenen Etappen der Intelligenzentwicklung des Kindes zu studieren erlaubt. Piaget beobachtet, daß das Kind, bevor es eine soziable und an die Realität angepaßte Sprache besitzt, von der Außenwelt nur jene Elemente aufnimmt, die seinem Egozentrismus und Autismus dienen. Bleuler stellt fest, daß der von der Umwelt in seinen Gefühlen gekränkte Geisteskranke sich von der äußeren Realität abschließt, um sich in das autistische und infantile Denken zurückzuziehen. Freud und Abraham heben hervor, daß die Einstellung zur Außenwelt letzten Grundes mit den Erscheinungen der Sexualität verbunden ist. Das Individuum wendet sein Interesse in dem Augenblick der Außenwelt zu, als die Libido von der narzißtischen zur Objektstufe aufsteigt. Verletzt die Außenwelt das Individuum, so wirft sie es in das narzißtische Stadium und in den Autismus zurück. Das ganze Problem der Intelligenz scheint somit durch die normale Entwicklung der Triebe, und insbesondere des Sexualtriebes, bedingt zu sein.

Es folgt daraus, daß verschiedene Fähigkeiten des Individuums von der Art abhängig sind, in der es seine Konflikte zu lösen gewohnt ist. Ein von Kind auf introvertiertes Individuum wird der Außenwelt gegenüber gleichgültig bleiben, wird sie skotomisiert haben. Der Affektive hingegen, der seine Libido auf sich zurückgezogen hat, wird eine Fähigkeit zur Introjektion entwickeln können, die ihm sehr nützlich sein wird, wenn es ihm gelingt, seinen Konflikt zu objektivieren.

Ein Individuum, das diametral entgegengesetzt reagiert hat, das seinem Konflikt durch Beobachtung der Außenwelt zu entweichen versucht, wird immer die Tendenz haben, sein Innenleben, seine psychologische Reaktion zu skotomisieren. Es wird gar keine Begabungen zu introjektiven Wissen-

schaften aufweisen. Sein Geist wird sich mit Vorliebe konkreten Tatsachen zuwenden, an die es sich heften kann, um vor sich selbst zu fliehen.

Man sieht aus diesen Beispielen, die man beliebig vermehren könnte, daß das Interessenspiel und folglich auch die Richtung der Intelligenz in konstanter Abhängigkeit von der Richtung ist, in der die Libido des Individuums sich entwickelt hat. Das ist in sehr interessanter Weise schon von Melanie Klein bezüglich der intellektuellen Entwicklung eines kleinen Kindes gezeigt worden.[1]

Wenn die Psychoanalyse nur die Interessensphären eines Individuums erklärt, so erschöpft sie damit noch nicht alle Quellen seiner Intelligenz. Man muß außerdem mit ebenso großer Aufmerksamkeit die verschiedenen Formen des Gedächtnisses, dieses für das gute Funktionieren der Intelligenz so wichtigen Instrumentes, studieren. Die Psychoanalyse lehrt uns, daß das Gedächtnis nicht nur in hohem Grade von unserer Affektivität abhängig ist und nur behält, was uns vom vitalen Standpunkt interessiert, sondern auch, daß unsere Gedächtnisfähigkeit von der Einstellung abhängig ist, die wir unseren Mitmenschen gegenüber einnehmen. Ein vom Minderwertigkeitskomplex beherrschter Gelehrter wird alle gegen seine Theorien gemachten Einwände behalten, im Gegensatz zu einem Forscher, der mit seiner Auffassung durchdringen will, und die Tendenz hat, die Gedankengänge seiner Kollegen zu skotomisieren. Er wird unwillkürlich alle Einschränkungen seitens der Kollegen gegen seine Theorie, sogar die berechtigtsten, vergessen. Aus diesem Mangel an Objektivität unseres Gedächtnisses folgt ein ebensolcher in unseren wissenschaftlichen Anschauungen. Man sieht daraus wieder, bis zu welchem Grade unsere Intelligenz von unserer Affektivität abhängig ist.

Erinnern wir uns auch der Arbeiten von Radó[2] und Hermann,[3] die den Einfluß unserer Gefühle sogar auf die normativen und logischen Formen unseres wissenschaftlichen Denkens aufgezeigt haben.

Ich kann diesen kurzen Überblick nicht abschließen, ohne die Gedankengänge des leider verstorbenen J. Varendonck anzuführen. Er war es sicherlich, der die vollständigste psychoanalytische Untersuchung der Intelligenz versucht hat. Man kann sich aber ihm gegenüber nicht des Vorwurfes erwehren, daß er die Begriffe des Intellektualismus behalten hat, um sie an Hand der Freudschen Lehren zu analysieren, statt, was nützlicher gewesen

1) Melanie Klein: Eine Kinderentwicklung. Imago, Bd. VII, S. 251 ff. 1921.

2) Radó: Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse. Imago, Bd. VIII, S. 401 ff.

3) Hermann: Psychoanalyse und Logik. (Imago-Bücher VII.)

wäre, vollkommen mit der Vergangenheit zu brechen und eine mehr umfassende, durchgehende Analyse der Intelligenz zu geben.[1]

Hermann,[2] einer der wenigen Psychoanalytiker, die die Gesamtheit des Intelligenzproblems angegangen haben, bemerkt, daß das Individuum in der Gefühlswelt in unangepaßter Weise reagieren kann (z. B. durch Introversion infolge eines Liebeskummers), ohne dabei aufzuhören, ein intelligenter Mensch zu sein. Er möchte aus diesem Grunde das Streben, unsere Triebe den Anforderungen der Außenwelt anzupassen, vom Komplex der Intelligenz trennen. Dieses Problem würde sich hauptsächlich auf den „tiefen Gedanken" beziehen und seine einzige Wirkung auf die Intelligenz wäre, unsere Interessensphären, folglich das Feld, auf dem unsere Intelligenz sich geltend macht, zu beschränken. Dieser Standpunkt kann gewiß vertreten werden, ist aber von der Definition abhängig, die man dieser Funktion gibt. Man kann jedoch Hermann darauf hinweisen, daß unsere Objektivität auf dem ganzen Gebiete der Psychologie und unserer praktischen Aktivität um so größer ist, je besser wir unsere Triebe der äußeren Realität anzupassen wissen. Es folgt aus dieser Tatsache, daß wir gar keine Schwierigkeit darin sehen, die Sternsche Definition beizubehalten, nämlich daß „die Intelligenz jene allgemeine Fähigkeit des Individuums ist, seinen bewußten Gedanken auf neue Aufgaben zu richten; sie ist jene allgemeine Fähigkeit, uns neuen Lebensbedingungen und Problemen anzupassen".[3] Im übrigen ist diese Definition der von Claparède sehr ähnlich: 1) „Die Intelligenz ist die Fähigkeit, durch das Denken neue Probleme zu lösen";[4] 2) „Die Intelligenz ist ein durch mangelhafte Anpassung hervorgerufener geistiger Prozeß, der dazu bestimmt ist, das Individuum wieder anzupassen, indem er die neue Lage, vor der das Individuum sich befindet, löst."[5]

Man sieht, daß für Claparède die Intelligenz nur eine vikariierende Tendenz ist, die nur dann an der Reihe ist, wenn ein Hindernis auftritt. Seine zweite, ganz allgemeine Definition ist vollkommen geeignet, für die Anpassung der Triebe verwendet zu werden. Ich, für meinen Teil, würde dieser Definition noch hinzufügen: „. . . durch eine den Anforderungen der Außenwelt adäquate Lösung."

1) Vgl. Varendonck: L'Évolution des Facultés conscientes. Alcan, Paris 1921.

2) Hermann: Intelligenz und tiefer Gedanke. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. VI, S. 193. 1920.

3) Stern: Die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung. S. 3. Leipzig 1912.

4) Claparède: Psychologie de l'Intelligence. „Scientia", p. 353. 1917.

5) Claparède: De diverses catégories de tests mentaux. Arch. Suisses de Neurologie et de Psychiatrie, p. 102. 1917.

Das Problem, das dann auftaucht, ist, ob die Intelligenz eine automatisch sich ergebende Resultierende, eine Art von Epiphänomen ist, das durch den Antrieb unserer Triebe und die Anforderungen der äußeren Realität bedingt ist, oder ob sie im Gegenteil eine besondere Aktivität *sui generis* ist, die uns erlaubt, Probleme vorauszusehen.

Schon die Tatsache, daß wir manchmal zweifeln oder daß wir fähig sind, uns ein Problem außerhalb jeder vitalen Notwendigkeit zu denken, bringt uns zur Annahme, daß die Intelligenz als eine unabhängige Aktivität erscheint, deren Natur und Betätigungsweisen wir bestimmen müssen.

Claparède betrachtet im ersten der oben angeführten Aufsätze die Intelligenz als eine triebhafte Aktivität in dem Sinne, daß sie wie ein automatischer Auslöser einer ganzen Reihe von realen und geistigen Tastversuchen wirkt, die solange fortgesetzt werden, bis das Individuum sich wieder angepaßt fühlt.

Von der Definition, die man dem Triebe gibt, hängt es natürlich ab, ob man das Recht hat, die Intelligenz auf eine triebhafte Aktivität zu beschränken. Jeder weiß, welche furchtbare Verwirrung bezüglich dieses Begriffes besteht; ich habe andernorts gesagt,[1] warum ich mich an die folgende Definition Freuds halte: „Der Trieb ist ein periodischer innerer Reiz, der auf eine adäquate Reaktion hin, eine spezifische Lust erzeugt". Ist diese Definition mit der eben beschriebenen Auffassung von der Intelligenz zu vereinbaren? Das ist das Problem, das wir untersuchen möchten.

Entspricht die Intelligenz einem periodischen Reiz? Halten wir uns an die Definition Claparèdes, so konstatieren wir, daß die Intelligenz jedesmal dann auftritt, wenn der Organismus oder das Denken unbefriedigt ist, d. h. wenn es sich unangepaßt fühlt. Ist dies also ihre Aktionsweise, so muß sie durch jeden Trieb ausgelöst werden können. Die Triebe erscheinen also als Kräfte, die das Individuum erregen und eine intellektuelle Betätigung auslösen, um eine Befriedigung zu erzielen. Wenn man näher zusieht, bemerkt man, daß der Trieb manchmal Automatismen, manchmal die Intelligenz in Bewegung setzt. Je höher ein Individuum in der Tierreihe steht, um so eher wird der Trieb die höheren Fähigkeiten in Bewegung setzen.

Es ist hier der Ort, die Bemerkung einzuschalten, daß der Trieb nicht immer von innen, durch die Drüsenwirkung, geweckt wird, sondern daß

1) Siehe R. de Saussure: Evolution sur la notion d'instinct (erscheint im II. Band der „Evolution psychiatique". Payot, Paris 1926).

er durch einen äußeren Reiz in Bewegung gesetzt werden kann. So wird ein Hühnchen den hingestreuten Sand aufpicken, weil es daran gewöhnt ist, daß ihm Getreidekörner hingeschmissen werden. Der Automatismus wird sogar durch einen inadäquaten Reiz geweckt. Der hungrige Mensch hingegen wird nicht den ersten besten Gegenstand essen, sein Appetit wird seine intellektuellen Kräfte in Aktion setzen, die ihn über die beste Art, sein Bedürfnis zu stillen, belehren werden. Wir sehen also, daß es beim Menschen wie bei vielen höheren Tieren zwischen dem Reiz und der Befriedigung des Triebes eine Reihe von Schritten der Intelligenz gibt, während das niedere Tier nur eine Aufeinanderfolge von Automatismen besitzt. Der Irrtum vieler französischer und englischer Gelehrten, die in ihrer Sprache nicht — wie im Deutschen — „Trieb" und „Instinkt" unterscheiden, war, den Trieb als Reiz und die vom Individuum zur Befriedigung des Reizes unternommenen Schritte immer als ein einziges Problem behandelt zu haben. Es folgte daraus eine Menge von Diskussionen über den vererbten Automatismus und die Intelligenz, die im Grunde dem wahren Problem des Triebes fern liegen.

Es folgt aus dem obigen, daß die Intelligenz sowohl durch Triebreize, als auch durch äußere Wahrnehmungen ausgelöst werden kann. Im ersten Fall hat sie die Aufgabe, in der Außenwelt eine Befriedigung zu suchen, im zweiten, die Wahrnehmung für die Befriedigung des Organismus zu verwenden. Sie hat also keinen spezifischen Reiz. Sie wird durch alle Reize des Organismus oder der Außenwelt in Bewegung gesetzt. Sie bietet auch keine spezifische Befriedigung, da sie allen Trieben dient. Ihre Rolle ist jedoch nicht auf die einer Magd beschränkt. In gewisser Hinsicht ist sie Herrin. An unsere Intelligenz wird jeden Augenblick von vielfachen Reizen appelliert. Sie kann nicht gleichzeitig auf alle Rufe antworten, oder besser gesagt, sie kann nicht diese Menge von Empfindungen beschwichtigen, indem sie sie sofort und alle gleichzeitig in Bewegung verwandelt. Da sie nicht im Dienste eines einzelnen, sondern der Gesamtheit unserer Triebe steht, muß sie die Handlung verzögern, unseren Organismus disziplinieren, um gleichzeitige Reaktionen durch aufeinanderfolgende zu ersetzen. Sie ist eine höhere Instanz, die unsere Empfindungen und Reaktionen organisiert, diszipliniert und den Anforderungen der Außenwelt anpaßt. Diese komplizierte Aufgabe ist es, die ihr ein so verschiedenes Gepräge gibt, und welche ein einheitliches Bild über ihre Natur so schwierig macht.

Da die Intelligenz eine so komplizierte Funktion ist, kann sie auf eine gewisse Anzahl elementarer Funktionen zurückgeführt werden. Diese müssen

nach physiologischen Funktionen des Gehirnes bestimmt werden und nicht, wie man es tat, nach Eigenschaften, welche die intellektualistische Psychologie der vorigen Jahrhunderte aufgestellt hatte. Führen wir uns diese Funktionen vor Augen.

I) Die Wahrnehmung

Jeder unserer Sinne wirkt wie ein Trieb, indem er eine besondere Empfindung weckt, die ihrerseits eine Neugierde bedingt und uns dazu treibt, sich ihr anzupassen, d. h. sich Rechenschaft abzugeben, woher sie stammt, was sie bedeutet und auf welche Weise wir ihr gegenüber zu reagieren haben.

Die Wahrnehmung unterscheidet sich jedoch darin vom Triebe, daß der sie erregende Reiz nicht von innen, sondern von außen kommt. Nichtsdestoweniger bleibt bestehen, daß wir nicht umhin können zu sehen und zu hören und daß wir nur dann befriedigt sind, wenn wir uns diesem Gesichtseindruck oder diesem Ton angepaßt haben, d. h. wenn wir ihre Bedeutung verstanden haben. Wenn wir einen Gegenstand undeutlich im Schatten sich bewegen sehen, wird der Gesichtssinn erst in dem Augenblick wirklich befriedigt sein, wenn wir begriffen haben werden, welcher Gegenstand es war. Der unbestimmte Eindruck hat eine Art Neugierde geweckt, eine Art von Wahrnehmungsbedürfnis, das seine Befriedigung mit ebensolcher Macht verlangt, wie andere Elementarbedürfnisse unseres Organismus. Auch hier löst ein physiologischer Reiz, je nach dem, einen Automatismus oder eine intellektuelle Arbeit aus, um von dem groben Eindruck *(sensation)* zur Erkennung *(recognition)* überzugehen. Es ist verständlich, daß ein Individuum um so mehr seine Intelligenz entwickeln wird, je anspruchsvoller es in seinen Wahrnehmungen sein wird.

II) Die Halluzination und das Gedächtnis

Wir behandeln diese zwei Erscheinungen im selben Kapitel, weil wir von ihrer nahen Verwandtschaft überzeugt sind. Das Kind beginnt, wie Freud gesagt hat, damit, seine Erinnerungen zu halluzinieren, und es gelingt ihm erst später, einen Begriff vom affektiven Schlamm seiner persönlichen Erinnerungen abzulösen.

Bühler[1] führt die Definition eines Wagens an, die ihm ein fünfjähriges Kind gegeben hat: „Ein Wagen ist, wo Menschen hereinsteigen, man schlägt das Pferd mit der Peitsche, dann läuft es." Das Kind wiedererlebt bezüglich

1) Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes. 2. Aufl., S. 406. 1921.

eines jeden Bestandteiles eine Erinnerung. Aber noch andere Tatsachen sprechen für die Verwandtschaft von Gedächtnis und Halluzination.

Varendonck[1] unterschied zwei Arten von Gedächtnis: ein synthetisches und ein automatisches oder dublierendes. Das Gedächtnis der zweiten Art funktioniert im allgemeinen ohne unser Wissen, es enthält die vollständige Erinnerung unserer Gedanken und Gefühle. Es ist in dem Sinne mit einer Halluzination zu vergleichen, als es sich durch eine Reihe von Bildern kundtut, die für Wirklichkeit genommen werden, sobald wir zerstreut sind. Das synthetische Gedächtnis scheint nur eine Weiterentwicklung dieses primitiven Gedächtnisses zu sein. Diese Funktion könnte noch insofern die der Automatisierung genannt werden, als die Intelligenz sich ihrer bedient, um dem Gesetze des geringsten Aufwandes zu entsprechen. Statt eine neue Anpassungsarbeit zu leisten, erzeugt sie eine alte Erinnerung. Es ist das eine Aufwandersparnis, die oft aber auch Neuerwerbungen verhindert. Wir versuchen instinktiv unsere Reaktionen zu automatisieren. Wenn ein Kind eine neue Bewegung kennen lernt, so wiederholt es sie unaufhörlich. Ähnlich können wir uns dabei ertappen, wie wir in einem fremdsprachigen Land gewisse uns neue Worte unwillkürlich fortwährend wiederholen. Jede innere oder äußere Wahrnehmung weckt eine gewisse Anzahl neuer Automatismen. Die intellektuelle Arbeit besteht darin, einerseits die unnützen zu hemmen, anderseits diejenigen Automatismen zu wählen, welche eine normale und nützliche Ableitung jener Empfindung darstellt. Diese tritt also immer als eine Energie auf, der man einen Kraftaufwand entgegenbringen muß, damit sie ihren Reizcharakter verliert.

III) Die Hemmung

Man weiß, daß ein Teil des Gehirnes der Hemmung der Rückenmarksreflexe dient. Ebenso dient die Intelligenz zum Aufschieben einer Menge von automatisch durch Empfindungen ausgelösten Handlungen. Ihre Aufgabe ist, Probleme zu ordnen und diejenigen in den Hintergrund zu rücken, denen sie eine sofortige Lösung nicht geben will. Man kennt die riesige Rationalisierungsarbeit, die durch Verdrängung der Triebe ausgelöst wird. Um gegen den Ansturm der Libido einen kräftigeren Damm zu errichten, ersinnt die Intelligenz große moralische und metaphysische Systeme. Freud nimmt an, daß die Verdrängung von unserem Über-Ich ausgeht, einem Überrest der Phase der Identifizierung mit den Eltern. Diese Unterscheidung

1) Loc. cit.

eines Ich, eines Über-Ich und eines Es, diese philosophisch anmutende Terminologie scheint mir ersetzbar durch die psychologische Formulierung, daß die Gefühle der Identifizierung mit den Eltern eine Beschränkung der Triebe auslösen und die Intelligenz in der Weise anregt, daß sie die Hemmungsautomatismen vervielfacht, diese durch moralische, religiöse und philosophische Lehren systematisiert. Mit anderen Worten, die Intelligenz ist verpflichtet, um sich gegen Automatismen zu wehren, die der Druck der Triebe auslöst, ein Netz von entgegengesetzt gerichteten Automatismen zu schaffen, die sie vor dem Ansturm der Libido schützen. Außer der Rolle der elterlichen Autorität muß auch der Wunsch, an das soziale Milieu angepaßt zu sein, in Rechnung gezogen werden.

IV) Die Anpassung

Die vierte Funktion der Intelligenz scheint uns die Anpassung zu sein. Wir verstehen darunter, einerseits einen ständigen Aufwand, um Wahrnehmungen und Erinnerungen zur Befriedigung der Triebe zu verwenden, anderseits ein ununterbrochenes Betreiben, das Drängen des Triebes den Möglichkeiten und Anforderungen der Außenwelt entsprechend zu ordnen. Man wird uns vielleicht vorwerfen, daß wir dem Wissensdrang nicht genügend Rechnung tragen, wir meinen aber, daß er sich gleichzeitig durch die Funktion der Wahrnehmung und die der Anpassung erklären läßt. Es genügt zu bemerken, daß die Intelligenz sich von unmittelbaren Triebbedürfnissen abwenden kann, um sich einer nicht dem persönlichen Interesse dienenden Aktivität zu widmen. Die Kompliziertheit des Intelligenzproblems liegt unter anderem darin, daß alle vier angeführten Funktionen im Spiele sind, sobald die Intelligenz in Aktion tritt. Will sie eine neue Aufgabe erfüllen, so muß sie genau die Anforderungen des Problems wahrnehmen, Erinnerungen wachrufen, die mit dem Problem verbunden sein können, sie muß Lösungen erfinden und jene hemmen, die unvorteilhaft sind, die den Anforderungen der Realität nicht entsprechen.

Es sei noch eine Bemerkung hinzugefügt: die Mehrzahl der Definitionen der Intelligenz legen Nachdruck darauf, daß sie nur bei neuen Problemen im Spiele ist. In allen anderen Fällen sollen Automatismen wirken. Die Tatsache ist richtig, wir möchten aber hervorheben, daß die Intelligenz manchmal bewußt, manchmal aber unbewußt wirkt. Sie besorgt die Kontinuität unseres Wesens, ohne daß ihre Tätigkeit immer bewußt wird.

Die Intelligenz kann der Definition, die Freud den Trieben gegeben hat, nicht subsumiert werden, sie ist eine viel kompliziertere Funktion. Jedoch, um

ihre genaue Stellung innerhalb der psychoanalytisen festzulegen, scheint es uns wichtig zu sein, ihre Beziehungen zum Ich zu untersuchen.

Für Freud ist das Ich nicht, wie für die Mehrzahl der Philosophen und Psychologen, die Gesamtheit der bewußten und unbewußten Persönlichkeit. Es ist einfach das System Bewußtes und Vorbewußtes. Freud erkennt jedoch an, daß seine Wurzeln bis in die Tiefen des unbewußten, unpersönlichen und namenlosen Teiles unseres Wesens reichen, den er das „Es“ nennt. Das Ich ist dem Realitätsprinzip unterworfen, im Gegensatz zum Es, das nur das Lustprinzip kennt. Das Ich soll nach Freud auch noch den Zweck haben, den Triebausspruch (das Es) der Außenwelt anzupassen, indem es gleichzeitig den Anforderungen des Über-Ichs Genüge leistet. Ist das nicht die Aufgabe, welche die Psychologen der Intelligenz zuschreiben? Sollte man daraus schließen, daß das, was Freud Ich und das, was man Intelligenz nennt, identisch ist?

Ich glaube, daß sich hier eine Unterscheidung aufdrängt: das Ich, wie es vom Begründer der Psychoanalyse definiert wird, entspricht dem Teil der Intelligenz, den Hermann den „tiefen Gedanken“ genannt hat, d. h. es entspricht jener vorbewußten Aktivität, die automatisch und unaufhörlich ein Gleichgewicht zwischen dem Es, dem Über-Ich und der äußeren Realität sucht, es entspricht aber nicht jenem Teil der Intelligenz, der bewußt ist, der überlegt und jedesmal in Bewegung gesetzt wird, wenn ein Konflikt von Tendenzen oder ein Hindernis in der Umwelt besteht. In diesem letzteren Falle objektiviert sich das Ich, d. h. es wird sich selbst bewußt, streift von sich den affektiven Schlamm ab und schneidet aus seiner kontinuierlichen Realität umgrenzte Teile aus, in denen es wie in der äußeren Realität wirken wird. Dieses objektivierte Ich ergreift dann für oder gegen das kontinuierliche Ich, für oder gegen die Realität Partei, und je nach dem, ob es geneigt ist, durch die Umstände geforderte Opfer zu bringen, oder ob es im Gegenteil für seine Befriedigung die Wirklichkeit opfert, wird es sein kontinuierliches Ich wiederanpassen oder in eine Neurose stürzen.

In den ersten Lebensstadien objektiviert das Kind nicht sein Ich, es identifiziert dasselbe mit dem Ich der Eltern, bei denen es Schutz sucht. Laforgue hat in seiner Schizonoiatheorie gezeigt, wie durch diese infantile Reaktion, wenn sie fortgesetzt wird, kaptative Tendenzen gegenüber oblativen überwiegen und das Individuum in eine vollständige Introversion gebracht wird.

Wenn Psychoanalytiker bisher das Intelligenzproblem von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt haben, dabei aber der Bezeichnung „Intelligenz“

ausgewichen sind, so geschah das wohl, weil dieser Begriff zu sehr an die Verirrungen der vergangenen Jahrhunderte erinnert. Dennoch glauben wir, daß es nützlich ist, dieses Wort — ihm nunmehr seine genaue Stellung anweisend — in den Sprachschatz der Psychoanalyse wiedereinzuführen.

Man wird uns vielleicht vorwerfen, die Intelligenz nur im Zusammenhang mit Problemen des Ich behandelt zu haben und nicht von der Rolle gesprochen zu haben, die sie gegenüber Problemen der physikalischen Welt spielt. Aber sie sind nicht so sehr voneinander verschieden: die Wissenschaft, die eine objektive Definition des Lichtes, des Tones, der Wärme, der Farben und aller Naturerscheinungen geben will, sucht eigentlich nur unsere Empfindungen, d. h. unser Ich zu objektivieren.

Hermann hat darauf hingewiesen, daß intellektuelle Persönlichkeiten meistens an einem affektiven Konflikt scheitern. Es ist darin nichts Verwunderliches. Bevor ein solcher Mensch die Realität skotomisiert, versucht er sich ihr gegenüber zu objektivieren, kämpft, bevor er unterliegt, versucht es, sein Ich von dem affektiven Schlamm zu befreien. All diese Bemühungen haben seine Intelligenz angespornt.

Welchen Schluß sollen wir aus unserer Studie ziehen? Die Intelligenz ist eine Funktion, die den Trieben nicht eingereiht werden kann. Sie erscheint uns in zwei Formen: erstens als eine vorbewußte Funktion, die automatisch unsere Reaktionen beherrscht und fortwährend einen Gleichgewichtszustand zwischen dem Es, dem Über-Ich und der Außenwelt sucht. Das ist das, was Hermann den „tiefen Gedanken" nennt. Zweitens ist sie eine Funktion, durch welche unser Ich sich zu objektivieren, sich bewußt zu werden sucht und sich ausschließlich als ein Objekt der Realität betrachtet, indem es seine Affektivität opfert. Diese Objektivation erlaubt dem Ich, sich anzupassen, indem es dem auf ihm lastenden affektiven Zwang Trotz bietet. Jeder, der sein affektives Ich auf Kosten seines objektiven Ichs entwickeln läßt, neigt zur Neurose. Das Wesentliche der hier dargelegten Gedanken ist schon von Freud, als er seine Gedanken über das Lust- und das Realitätsprinzip dargestellt hatte, ausgesprochen worden, und von Laforgue, der die kaptativen und oblativen Tendenzen hervorhob. Es schien uns aber notwendig, angesichts des Mangels einer allgemeinen Theorie der Intelligenz, dieses Problem hier zusammenhängend ins Auge zu fassen.

Über Identifikation

Von

Ernst Schneider

Professor an der Universität Riga

Als ich vor etwa fünfzehn Jahren mit der Psychoanalyse bekannt wurde, erholte ich mich gerade von der Enttäuschung, die mir die experimentelle Psychologie bereitet hatte. Aus den ersten mir zugänglichen psychoanalytischen Arbeiten gewann ich den Eindruck, daß hier für den Psychologen und Pädagogen mehr zu holen sei, weil sie entgegen der mechanistisch-atomistischen experimentellen Psychologie eine rein psychologische Einstellung, eine dynamische Auffassung des Seelischen und damit eine organische Psychologie versprachen, die dem pädagogischen Denken und Handeln angepaßter ist. Ich sah mich in der Folge nicht enttäuscht. Im Gegenteil, meine Erwartungen wurden durch die seitherigen Forschungen Freuds und seiner Schüler weit übertroffen. Die Entwicklung der Psychoanalyse in dieser Zeit kann einem Wandern in einer Gebirgslandschaft verglichen werden, wo aufsteigend neue und weitere Horizonte sichtbar werden. Es liegt dies ganz im Wesen des systematischen wissenschaftlichen Arbeitens, daß versucht wird, eine gewonnene Kenntnis in einen allgemeinen, letzthin universellen Zusammenhang einzuordnen und in einer solchen Ordnung zu verstehen.

Im folgenden möchte ich eine solche Wanderung im kleinen unternehmen und nicht davor zurückschrecken, die Fahrt „ins altromantische Land" auszudehnen. Ich wähle hiezu den Begriff der Identifikation. Er tritt uns in der psychoanalytischen Literatur häufig entgegen, so daß anzunehmen ist, daß er eine bedeutungsvolle psychologische Tatsache meint. Auf den ersten Blick scheint dieses Unterfangen hoffnungslos zu sein, denn wir werden gewahr, daß unter Identifikation anscheinend Verschiedenes gemeint wird. Ist es der gleiche Vorgang, wenn ich sage: „er identifiziert sich mit seinem Vater", oder: „er identifiziert sein Liebesobjekt mit der

Mutter", oder: „die unbewußte Identifizierung grobsexueller Funktionen mit denen der Mundzone"? (Ferenczi.) Das theoretische Interesse an der Begriffsbestimmung sucht hier eine Klärung. Die folgenden Überlegungen gehen in erster Linie von Erfahrungen aus der kindlichen Spielzeit aus. Hier kann der Vorgang der Identifikation am besten beobachtet werden.

Ein Beispiel

Eine Mutter, deren Kindererziehung ich wiederholt beraten habe, legte mir vor, daß ihr fünfeinhalbjähriges Mädchen in letzter Zeit sich beim Baden nicht auskleiden wollte, daß es überhaupt sehr prüde geworden sei und sich vor Hunden, besonders vor einem bestimmten schwarzen, der letzthin am Badestrand aufgetaucht sei, stark fürchte. Gestern entdeckte die Kleine, daß ein Schneidezahn wacklig geworden sei. Der drohende Verlust wurde stundenlang untröstlich beweint. Ich besprach mit der Mutter den Kastrationskomplex und machte ihn für das Verhalten ihres Kindes verantwortlich. Ich riet ihr, bei erster sich bietender Gelegenheit, die Kleine darüber aufzuklären, daß die beiden Geschlechter als solche zur Welt gekommen seien usw. — Eines Tages kämmte das Mädchen vor dem Spiegel seine Haare und fragte: Mammi, hatte ich damals, als ich noch ein Junge war, auch blonde Haare?[1] Jetzt erfolgte die Aufklärung. Am andern Tage, kaum am See angelangt, entkleidete sich die Kleine und sprang übermütig nackt am Strande herum und ins Wasser. Auch die übrige Prüderie war verschwunden. Die Hundeangst war insofern gemildert, als sie nur noch an dem genannten schwarzen Tier haften blieb. Als das Kind ungefähr zwei Jahre alt war, zog es einen ähnlichen Hund am Schwanz. Das Tier kehrte sich um, warf die Kleine zu Boden und schnappte nach ihr, wobei die Nase leicht geritzt wurde. Auffällig ist das Benehmen der Kleinen dem Hundebesitzer gegenüber. Man merkt, sie möchte sich ihm gerne nähern, springt aber rasch weg, wenn er sie ruft. Ähnlich, wenn auch weniger auffallend, benimmt sie sich dem Vater gegenüber. Noch bemerken muß ich, daß die Mutter damals, als sie sich zum erstenmal von mir beraten ließ, das Kind zärtlich an sich band. Sie wollte sich ihm gegenüber dankbar erweisen, weil es ihr während der Bolschewistenzeit in Riga (1919) das Leben gerettet hatte. Weil sie einen Säugling stillte, entging sie einer Verhaftung. Ich machte auf die Folgen einer starken Mutterbindung aufmerksam. Die

1) Die Mutter hat blonde, der Vater dunkle Haare.

Mutter änderte ihr Verhalten. Es scheint, daß die besprochenen Vorfälle in eine Zeit des Schwankens zwischen den beiden Ödipus-Situationen fielen. Von hier aus werden die nach der Beseitigung der Prüderie gemachten Anstrengungen des Mädchens, die Hundeangst zu überwinden, verständlich. Hier interessiert uns diejenige, die zum Erfolge führte: Die Kleine spielte Hund. Sie legte sich den Namen des schwarzen Köters bei, kroch auf allen Vieren, bellte, biß usw. Das dauerte einige Tage. Nachher war jede Spur von Hundeangst verschwunden. Wie das Verhältnis zum schwarzen Hunde, so änderte sich auch das zu seinem Besitzer. Dessen Zärtlichkeiten wurden gesucht.

Der Fall ist analytisch durchsichtig. Ich möchte nun die verschiedenen Identifikationsformen hervorzuheben suchen.

Verstehen und Angleichen, Bedeutungs- und Leistungsidentifikation

Der Begriff der Identifikation ist in erster Linie an solchen Erscheinungen gewonnen worden, wie wir sie beim Hundespielen beobachten konnten. Wir sehen hier eine weitgehende Veränderung des eigenen Wesens in der Richtung eines andern. (Veränderung = Ver-ander-ung.) Das spielende Kind bringt solche Veränderungen allem gegenüber fertig. Es kann alle Erwachsenen spielen, sich in Tiere, Pflanzen, Lokomotiven, rollende Fässer verwandeln, Rotkäppchen im Bauche des Wolfes sein, wie jener dreijährige Bube, der unbeweglich in seinem Bettchen lag und auf Befragen erklärte, er sei Rotkäppchen im Bauche des Wolfes. Es hängt mit der „Verwandtschaft“ zusammen, daß Identifikationen mit Personen besser gelingen als solche mit Sachen. Wenn wir Identifikation als Veränderung der Person in der Richtung „des Andern“ bestimmen, wo liegt dann die Grenze den verschiedenen Einwirkungen gegenüber, die, wie z. B. die Wahrnehmung, auch eine Veränderung der Person in der Richtung des Einwirkenden, des Andern, bedeuten? Ob das Kind den Hund wahrnimmt oder ihn spielt, in beiden Fällen ist es in der Richtung Hund anders geworden. Der Unterschied ist bloß ein quantitativer. Im Schauspielhause identifizieren sich Schauspieler und Zuhörer mit den Personen der Dichtung. Die einen stellen dar, die andern „nehmen seelisch und körperlich Anteil“ und verstehen. — Wenn ein Vortragender den bekannten Kontakt mit seinen Hörern hat, dann finden wechselseitig Identifikationsprozesse statt. Der Hörer versteht die Gedanken des Vortragenden, und wenn er sie akzeptiert, so findet eine weitergehende Identifikation mit ihm statt.

Einer feineren Untersuchung würde es gelingen, hier eine Reihe von Identifikationsabstufungen herauszuarbeiten vom einfachen Wahrnehmen zum „verstehenden Einfühlen“, „mit den Augen verschlingen“, Nachahmen, zu der Verliebtheit und dem Verschlingen. Hier möchten wir nur zwei Hauptgruppen hervorheben, die aus dem Gesagten ohneweiters verständlich sind: Das Verstehen und das Angleichen. Die erste Form bezeichnen wir als Bedeutungsidentifikation, die andere als Leistungsidentifikation: Das Andere bedeutet für mich etwas, und ich mache mich ihm gleich. Da es sich hinsichtlich des Identifikationsvorganges um quantitative Abstufungen handelt, so ist es verständlich, wenn die Leistungsidentifikation auch eine Bedeutungsidentifikation und die Bedeutungsidentifikation eine Leistungsidentifikation ist, denn auch die kleinste Veränderung ist Leistung (Funktion) der Person.

Gleichsetzung

Unser Beispiel weist noch andere Formen der Identifikation auf. Die Angst vor dem schwarzen Hund und die Prüderie wurden besonders stark, nachdem eines Tages der Hund mit seinem Besitzer am Badestrand aufgetaucht war. Zur Hundeangst führen zwei Komponenten. Eine stammt aus der Vater-, die andere aus der Mutter-Identifikation. Beide sind schon im Hundeerlebnis mit dem zweiten Jahre vorgebildet: Das Spielen mit dem Schwanz und das In-die-Nase-Beißen (Kastrationskomplex und Onanie, die beobachtet wurde) und dann das Umwerfen und Aufspringen. Die Mutter gibt an, daß die Kleine einmal im Schlafzimmer bei intimen Beziehungen der Eltern aufgewacht war. In der Angst erhält der Hund Vater-Bedeutung. Von ihm wird diese auf dessen Besitzer verschoben, so daß eine Gleichsetzung von Vater = Hund = Mann entsteht. Dies ist eine Bedeutungsidentifikation, hinter der wir einen weiteren Vorgang finden, eben diese Gleichsetzung, die eine Identifikation des Andern, eine von der Person zum Andern gerichtete ist. Der Hund bedeutet etwas und diese Bedeutung ist identisch mit der von etwas anderm. Ich verstehe etwas und verstehe darunter etwas. Die Identifikation wird ins Andere verlängert, indem die Person sich bedeutungshaft mit dem Andern verändert. Wir wollen diese „Verlängerung“ als Auswirkungsidentifikation bezeichnen und die früher besprochene Form als Einwirkungsidentifikation. Im Hundespiel kommt diese Identifikationsverlängerung als Leistungsidentifikation zur Verwertung. Im Hund ist die Kleine Vater und Mann. Nach-

her erfolgt Auflösung. Der Hund wird zum Tier. Tiere liebt das Kind. Der Vater und der Mann werden zu Personen der Übertragung. Die Kleine beginnt lebhaft mit Puppen zu spielen. Die Mutter-Identifikation hat gesiegt. Die seitherige Entwicklung des Kindes war eine sehr befriedigende.

Die Gleichsetzung (Bedeutungsauswirkungsidentifikation) ist unter verschiedenen Namen bekannt: Verschiebung, Personifikation, Symbolisierung usw. Auch hier ließen sich weiter Abstufungen abgrenzen. Die Auswirkungsidentifikation dürfte klarer werden, wenn wir zu der Bedeutungsidentifikation die entsprechende Leistungsidentifikation gesetzt haben.

Angliederung

Ein kleiner Knabe ist ungehalten darüber, daß die Vögel, die doch bedeutend kleiner sind als er, fliegen können, er aber nicht. Vom Stuhl herunter„fliegen“, das kann er, aber nicht aufs Dach oder auf die Bäume. Was tut er? Unter seinen Spielsachen befindet sich ein Vogel. Den läßt er überall herumfliegen, auch auf Häuser, Türme, Berge, die er mit Sand und Bausteinen aufgebaut hat. Was ist hier psychologisch vor sich gegangen? Der Kleine will sich mit dem Vogel identifizieren, aber die entsprechende Leistung gelingt nicht. Da setzt er den Spielvogel an dessen Stelle, und gleichzeitig wird das Spielzeug der eigenen Person gleichgesetzt. Jetzt fliegt das Kind „als“ oder „im“ oder „mit dem“ Spielvogel. Hier sei an Freuds Analyse eines Kinderspiels erinnert. Vom Identifikationsproblem aus gesehen, ging dort folgendes vor: Das Spielzeug bedeutet eine Gleichsetzung mit der verschwundenen Mutter und ebenso eine solche mit dem Kinde. Kind und Mutter werden miteinander zum Verschwinden gebracht, wodurch die Trennung der beiden aufgehoben wird. Das Wegwerfen des Spielzeugs in eine Zimmerecke, unter ein Bett, ins eigene Bettchen, realisiert offenbar den Wunsch nach ungetrübtem Verbundensein mit der Mutter in Form einer Identifikationsleistung in der Richtung auf einen früheren Zustand (Mutterleib).

Von zwei verschiedenen Seiten stammende Bedeutungsidentifikationen treffen sich in einem dazu geeigneten Gegenstand und schaffen ein Werkzeug zu einer Leistungsidentifikation und erreichen so eine unbeschränkte Erweiterung und Verlängerung der Person und ihrer Organe durch Angliederung neuer Organe. Wir wollen diese Auswirkungsleistungsidentifikation Angliederung nennen.

Gedankenverdinglichung und Phantasieren

Wir versuchten die Identifikationsformen im Bereiche der „äußern Handlung“ aufzufinden. Noch ein Blick in die „innere Handlung“! Fritz wimmert laut ui-ui-ui. Erschrocken eilt die Mutter herbei. Der Bube hatte eine Brücke gebaut und darüber einen Eisenbahnzug geführt. Die Brücke stürzt ein, und man vernimmt das Wehgeschrei der verunglückten Zugsinsassen. Fritz ist als Kollektivperson im Zuge mitgefahren. Im Schreien identifiziert er sich mit dieser, also mit sich selber. Er hat die Vorstellung seiner Person verdinglicht, wie es die Buben tun, wenn sie den Drachen fliegen lassen oder auf Siebenmeilenstiefeln in die Welt wandern:

> Da guckt ich dem Storch in das Storchennest dort:
> Guten Morgen, Frau Storchen, geht die Reise bald fort?
> Ich blickt in die Häuser zum Schornstein hinein:
> Papachen, Mamachen, wie seid ihr so klein!
> Tief unter mir säh' ich Fluß, Hügel und Tal —
> ach, wer doch das könnte, nur ein einziges Mal!
>
> (Viktor Blüthgen.)

Durch die von außen und innen erfolgenden Bedeutungsidentifikationen werden auch die Gedanken zu Spielzeugen. Sie erhalten Dingcharakter. Mit ihnen wird gespielt (phantasiert) und die eigene Person ins Kinderuniversum verlängert.

Zusammenfassung

Im ausgebildeten Kinderspiel vereinigen sich alle bisher gefundenen Identifikationsformen. Stellen wir sie übersichtlich zusammen:

	Identifikation	
	Bedeutung	Leistung
Innere Handlung:	Gedanken verdinglichen	Phantasieren
Äußere Handlung:		
Einwirkung:	Verstehen	Angleichen
Auswirkung:	Gleichsetzen	Angliedern

Begründung

Unsere Arbeit war bisher eine beschreibende. Wir vervollständigen sie durch eine begründende. Die Psychoanalyse als psychologische Forschungsmethode hat eine begründende Psychologie möglich gemacht, nachdem in dieser Hinsicht eine physiologische Psychologie und eine experimentell-atomistische Bewußtseinspsychologie versagt haben.

Ganzheitskausalität — Ganzheitsidentifikation

Wir kehren zu unserem Ausgangsbeispiel zurück und stellen die Frage: Warum identifiziert sich das Kind, warum mit dem Hund, warum im Spiel? Die Beobachtung ergibt als Antwort: Es will die Angst los werden. Das beweisen die vorausgegangenen Versuche, eine „Ursache" zu suchen, der als „Wirkung" Angstlosigkeit folgt. Daß in der Identifikation diese Ursache gefunden wurde, beweist die Wirkung, der Erfolg. Wir haben hier also einen kausalen Zusammenhang: Angst — Identifikation — Angstlosigkeit. Die Ursache der Angst liegt in einer „Trennung" von Vater und Mutter, die mit den beiden gegenseitig sich hemmenden Ödipus-Einstellungen zusammenhängt (Vater-Identifikation — Penisverlust, Mutter-Identifikation — gesperrte Vater-Übertragung). Im Hundespiel identifiziert sich das Kind mit dem Vater und tobt den durch die Aufklärung verarbeiteten und überflüssig gewordenen Peniswunsch „ein letztes Mal" aus, verzichtet, identifiziert sich mit der Mutter und überträgt auf den Vater. Die ruhige und sachliche Besprechung der Mutter hat offenbar auch die entsprechenden Schuldgefühle beseitigt. Der Einzelfall bietet dem Analytiker nichts Neues. Was wir hier anstreben, ist der Versuch, ihn von einer allgemeinen psychologischen Grundlage aus zu verstehen.

Die Identifikation ist die Wirkung der Angst und die Ursache der Angstlosigkeit. Die Angst bedeutet eine seelische „Spannung" und die Identifikation bringt die „Lösung". Der stetige Ablauf von Spannung — Lösung ist der Lebensprozeß überhaupt. Psychologisch verstehen wir ihn als Handlungsablauf. Er baut sich aus elementaren Spannungs-Lösungsvorgängen (Elementarhandlungen) auf und ist gegliedert in zusammengesetzte Spannungs-Lösungsvorgänge: Reflex, Instinkt, Bewußtseinshandlung, Stufenhandlung (Ablauf einer Entwicklungsstufe), Personal- (ontogenetische) Handlung, phylogenetische Handlung usw. Jede Spannung — Lösung ist Veränderung, Werden, das polar gerichtet ist, wie Wollen und Nichtwollen, wobei das Wollen der einen Seite das Nichtwollen der andern ist. Die Spannung — Lösung = Handlung hat oder ist in ihren Elementarformen wie in den zusammengesetzten stets dreieinig: Richtung, Richtungsänderung und Richtungsbedeutung („Inhalt"). Bewußt haben wir die Richtung als Gefühl (Lust und Unlust), die Richtungsänderung als Wollen und die Richtungsbedeutung als Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Gedanke usw. Da bei der Handlung Bedeutung, Wollen und Gefühl polar gerichtet sind, so schreiben wir sie einem Differenzierungsvorgang zu, der gleichzeitig

nach einer Integration strebt. Von Differenzierung reden wir, wo sich ein Ganzes (absolut oder relativ gedacht) teilt. Die Teile streben wieder zum Ganzen. Allgemein gesprochen wäre so die Handlung ein universaler Differenzierungs-Integrationsprozeß, wobei das Universum als das Ganze gedacht ist, dessen Differenziertsein in der Spannung und dessen Integrationsstreben in der Lösung erlebt wird. Die Identifikation haben wir im Dienste der Lösung stehend gefunden. Sie erweist sich so als Mittel der Integration. Weil jede Lösung als Integrationsleistung eine Annäherung an die Ganzheit bedeutet, so liegt hier eine Identifikation mit dem All, eine Ganzheitsidentifikation vor. Damit haben wir die allgemeine „Grundlage" geschaffen, von der aus wir das Einzelne verstehen.

Wir nennen diese begründende Betrachtungsweise mit Driesch eine ganzheitskausale. Das Universum als Ganzes ist Seins- und Werdegrund (Ursache) für jedes psychische Sein und Werden. In der Ganzheitskausalität sehen wir einen Oberbegriff, geeignet, die „dynamische, topische und ökonomische Betrachtungsweise" des Seelischen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Identifikationen der Entwicklung

Wir treten nun der Frage, wieso eine Identifikation in der Form des Spiels eine Integrationsleistung herbeiführen konnte, näher. Das Spiel ist einer bestimmten Entwicklungsstufe eigentümlich. Warum spielt das Kind? Diese Frage müssen wir im Zusammenhang mit der Betrachtung der Spielstufe beantworten. Diese ist wiederum ein Teil der Jugend, jenes Handlungsablaufes, der von der befruchteten Eizelle bis zum Erwachsensein geht. Die Zelle wollen wir das Anfangsganze und den Erwachsenen das Endganze dieser Entwicklung nennen. Als Entwicklungsstufe bezeichnen wir einen Prozeß, der etwas prinzipiell Neues und Fertiges im Hinblick auf das Endganze schafft, also eine weitere Stufe der Differenzierung und der Integration erreicht. Stufenmäßig gleicht sich die befruchtete Eizelle in ihrem Werden denjenigen an, von denen die Generationszellen stammen. Wir sehen uns berechtigt, hier von einer Identifikation der Zelle zu sprechen. Ihre Richtung können wir oft bis ins einzelne hinein bestimmen: „Er gleicht dem Vater", „der Mutter", „das hat er von . . ." Das Endganze der Jugendentwicklung identifiziert sich dann umgekehrt in der Produktion von Generationszellen mit dem Ausgangszustand seiner Entwicklung. Wir unterscheiden hier eine progressive und eine regressive Identifikation. Diese beiden Tendenzen liegen dem ganzen Entwicklungsprozeß zugrunde und lassen das in Er-

scheinung treten, was wir das Tempo der Entwicklung bezeichnen mit den Tendenzen zum Verharren, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten. Wir ziehen Erfahrungen der experimentellen Biologie, besonders die grundlegenden Untersuchungen von Hans Driesch, dem wir auch in den Begründungen folgen, herbei. Was wir Identifikation nennen, das bezeichnet er als prospektive Bedeutung und prospektive Potenz der Zellen. Er nennt die Zelle ein harmonisch-äquipotentielles System. Jedes Teilchen der Zelle sei fähig, das Ganze zu bilden. Die Potenz zum Ganzen weist über sie hinaus in der phylogenetischen Entwicklung, sie identifiziert sich mit dem Universum, sie ist ein Mikrokosmus. Die Progressividentifikation mit dem Ganzen erhält die Zelle, wenn sie befruchtet ist. Die Befruchtung ist ein Integrationsprozeß, dem eine Differenzierung vorausgegangen sein muß. Wir sehen sie in der universalen sexuellen Differenzierung. Der personale und überpersonale Entwicklungsprozeß schafft Integrationsformen zu dieser Differenzierung. Sie sind auf Überwindung dieser Differenzierung, auf Ganzheit gerichtet. (Vgl. dazu die Platonische Fabel, die hier auch ins Universale zu deuten ist.) Wir haben hier den Eros, die libidinöse Seite des personalen und überpersonalen Lebens vor uns. Die Bezeichnung Arterhaltung deckt den Sachverhalt nicht. Alle die besprochenen Identifikationsformen ließen sich daher unter den Begriff der erotischen Identifikation zusammenfassen.

Die nichtbefruchtete Generationszelle kann diesen Identifikationsprozeß mit dem universalen Eros nicht mitmachen. Sie zerfällt in die Atome. Vor der sexuellen Differenzierung muß noch eine andere universale angenommen werden, für die die Zelle ein Integrationsprodukt bedeutet. Welches sind ihre Teile? Wir sehen sie im Soma und in der von Driesch postulierten Ganzheitstendenz, die im entwickelten Organismus als Leib und Seele da sind. Die Organismen sprechen wir an als Teilintegrationen einer Urdifferenzierung in Materie und Geist. Sie tragen aber die Tendenz zum All in sich, dessen Abbilder sie sind, Mikrokosmen. Leib und Seele sind die Polaritäten einer Universalhandlung.

Die neue Atomforschung hat auch in den Atomen polare Strukturen festgestellt. Es sollen Planetarien im kleinen sein. Ist etwa das Atom eine Integrationsform erster Stufe und die Zelle eine solche zweiter Stufe (wobei die Zelle die Atome integriert), Integrationselemente jener Urdifferenzierung Materie-Geist? Identifiziert sich also auch das Atom mit dem Universum in seinem Sein und Verändern?

Nun aber wieder zu weniger spekulativen Dingen! Nehmen wir die Aufgabe wieder auf, das Spiel in die Jugendhandlung einzuordnen!

Die Stufenidentifikation

Nach unserem gegebenen Entwicklungsbegriff unterscheiden wir vier Stufen der Jugendhandlung: Embryo, Säugling, Spieler, Arbeiter. Die embryonale Entwicklung schafft fertig die Körperform des Endganzen. Die weiteren Stufen zeigen in dieser Hinsicht keine Entwicklung mehr, bloß Wachstum. Die Körperbildung weist Stadien auf, die deutlich das Zusammenarbeiten der regressiven und progressiven personalen und überpersonalen Identifikation erkennen lassen. Das ist auch bei allen übrigen Entwicklungsstufen der Fall. Den Identifikationsfaktor, der die Körperform dem Endganzen angleicht, nennt Driesch Entelechie. Sie dürfte die erste Stufe des „Es" sein.

Das „Trauma der Geburt" bedeutet eine Differenzierung, die der Entwicklung eine neue Richtung gibt. Der Säuglingsstufe kommt die entsprechende Integration zu. Sie erreicht diese durch eine Identifikation der Organtätigkeit mit denjenigen des Endganzen. Die Organe werden fertig zu Organwerkzeugen ausgebildet; Mund (Essen), Hände (Greifen), Beine (Gehen), Sprechwerkzeuge (Lautbildung), Sinnesorgane (Wahrnehmen). Den Faktor, der die Organleistungsidentifikation besorgt, nennt Driesch Psychoid. Es fand eine Differenzierung im „Es" statt. Das neue Seelenorgan rückt in den Mittelpunkt der Integration. Die entelechial-psychoidale Seele ist die Instinktseele, wenn wir den Instinkt als ganzheitliche Fähigkeit bezeichnen, Organe zu schaffen und organgemäß tätig zu sein. (Organwerkzeuge). Auch beim Säugling beobachten wir das Zusammenwirken regressiver und progressiver Identifikationen: Wachen—Schlafen, Lallen—Schreien und Saugen usw.

Das „Trauma des Bewußtseins"

Die Entwicklung der Organwerkzeuge führt zuletzt einen Konflikt mit der Außenwelt herbei. Das Kind stößt mit ihr zusammen, erleidet sie, sie trennt sich von ihm ab. Es kommt zu einer Differenzierung vom Eigenen und Fremden. Das Versagen der nach außen gerichteten Organwerkzeuge schafft innen eine verstärkte Spannung mit einem entsprechenden Lösungsstreben, das dahin gehen muß, das Abgetrennte wieder zu gewinnen, zu integrieren. Diese Spannung — Lösung, die außerordentlich sein muß, ist das Bewußtsein, eine neue Handlungsform. Die Seele differenziert sich in ein Nichtbewußtes und in ein Wissensorgan. Das Bewußtsein als Handlung ist selbst wieder differenziert, und die Teile sind integriert. Es sind dies Ich und Gegenstand mit dem Spannungs-Lösungserlebnis Wissen, bewußt

Haben, bewußt Sein. Die Organhaftigkeit des Bewußtseins erhellt aus der Tatsache, daß es dreieinig ist: Ich — habe bewußt — Etwas.

Die Aufgabe der neuen Entwicklungsstufe muß darin bestehen, das „Abgefallene", „Entfremdete" wieder zu gewinnen, und zwar restlos. Auch das Bewußtsein arbeitet ganzheitlich, wie das „Es". Es setzen nun Bestrebungen ein, die unzulänglichen Organwerkzeuge zu ergänzen, durch solche, die fähig sind, die Außenwelt zu integrieren. Es kommt zum „Werkzeugdenken", als dessen Ergebnis das Spielzeug erscheint. Wir haben es früher besprochen und gesehen, wie dabei von Außen und von Innen Bedeutungsidentifikationen in einem geeigneten Objekt zusammentreffen und das Spielzeug als Angliederung entsteht. Wir verstehen jetzt auch die Verdinglichung der Gedanken, die Gedanken als Spielzeuge. Die Sinneseindrücke werden bedeutungshaft. Dazu verhilft die Sprache. Diese macht die Entwicklung vom Organwerkzeug zum Werkzeug mit. Es ist auffallend, wie stark das Bestreben des Kindes wird, die Benennungen aller Dinge zu erfahren, die in seinen Gesichtskreis kommen. Das verlorene „Unbekannte" wird dadurch „bekannt", integriert. Wort und Sache treffen sich in der Wahrnehmung nach dem gleichen Vorgang der Spielzeugbildung, so daß das Entstandene, die Gedanken, ebenfalls als solche Verwendung finden können. Von hier aus ist die „Allmacht der Gedanken" zu verstehen. Durch die Gedankenverdinglichung, die, regressiv gesehen, eine Angleichung an das „Halluzinieren" sein dürfte, schafft sich das Kind im Spielzeug unbeschränkte Möglichkeiten zur Ganzheitsidentifikation und kann auf diese Weise die durch das „Trauma des Bewußtseins" erlebte „Unganzheit" wieder aufheben. Auch hier werden wieder deutlich die Identifikationen mit früheren Zuständen (Höhlenbauen, Sand-, Wasserspiele usw.) und die Identifikationen mit dem Endganzen, mit den Erwachsenen, die Allmachtsbedeutung erhalten, sichtbar. Daß auch die Spielstufe im „Werkzeugdenken" Fertiges leistet, sei an der Sprache gezeigt. Am Ende der Spielzeit verfügt sie über den vollen grammatikalischen Bestand derjenigen der Erwachsenen. Was später kommt, ist in dieser Hinsicht nur Verbesserung.

Real- und Ideal-Identifikation

Jede Stufe bringt die Ursache hervor, durch die sie überwunden wird. Ein neues „Trauma" bereitet sich vor. Wir können sagen, die Grundlage aller Traumen sei „Unganzheit". Sie wird dabei intensiv erlebt. Die Allmachtsbedeutung der Erwachsenen geht beim Kinde in die Brüche, bei

seinen Spielen wird es immerfort von der ganzen Umwelt (Personen und Dinge) in seine „Schranken“ zurückgewiesen. Diese Schranken hängen mit dem „Nur-Individuum-Sein“ zusammen. „Das Andere“ erzwingt sich Anerkennung als Reales. Die erreichte Ganzheit erweist sich als eine bloß relative, der die Tendenz zur absoluten gegenübersteht. Den so entstandenen Zwiespalt kann man als Trauma der Realität oder der Relativität bezeichnen. Er eröffnet jene Stufe, die langsam ansteigend das Kind zum Endganzen der Jugendhandlung führt. Die Integration, die Lösung jenes Zwiespaltes, geschieht in der Weise, daß die Realität, die Relativität anerkannt, die Ganzheitstendenz als Ideal aufgerichtet wird und die entgegenstehenden Ganzheitsidentifikationen verdrängt werden. Es bildet sich das Unbewußte als Verdrängungsorgan in starkem Maße aus. Im Verdrängten sehen wir polare Spannungen, die durch entgegengesetzt gerichtete an der Auswirkung gehemmt sind. Es sind Ganzheitstendenzen, die mit der übrigen in Widerstreit geraten sind. So finden wir nun zwei sich widersprechende Ganzheitsidentifikationen vor. Die eine geht von Entelechie und Psychoid, dem „Es“, über die spielerische Ganzheitseinstellung zum Persönlichkeitsideal. Die andere wirkt sich als Unbewußtes aus. Da die Seele immer als Ganzes tätig ist, so lassen sich die beiden nicht rein beobachten. Wir wollen sie immerhin für sich zu besprechen suchen.

Wie der Spielzeugvogel oder der Drache dem Flugschiff weichen mußten, so entwickelt sich das spielerische Werkzeugdenken zum arbeitsgerechten. Die arbeitsgerechten Werkzeuge entstehen in gleicher Weise wie das Spielzeug. Zwei Bedeutungsidentifikationen treffen zusammen, eine vom Realen und die andere vom Idealen, überwinden so den Zwiespalt dieser Stufe und schaffen Möglichkeiten einer neuen Integration mit neuen Ganzheitsidentifikationen. So entstehen Begriffe als Werkzeuge der Wissenschaft, die, am Realen gebildet, die Forderung der ganzheitlichen Eindeutigkeit erfüllen müssen, wenn sie dem Ideal der Wissenschaft, der ganzheitlichen Wissensordnung, entsprechen sollen. Wie Begriffe, so werden Kunstwerke, soziale und religiöse Lebensformen zu arbeitsgerechten Werkzeugen für die Integration mit Mitteln der Ganzheitsidentifikation, insofern sie das Reale im Sinne des Schönheitsideals (Formganzheit), des Tugendideals (ganzheitliche Lebensordnung), des religiösen Ideals (das Ganze, das Absolute, Gott) umgestalten.

Bei der arbeitsgerechten Integration wiederholen sich im Prinzip die Vorgänge bei der entelechialen Formbildung. Die einzelnen Teile der Zelle verzichten auf ihren Ganzheitsanspruch (prospektive Potenz), um sich einem

höher organisierten Ganzen einzubauen, sich der „prospektiven Bedeutung" gemäß zu integrieren. Die „Instinktseele" schafft in den Organwerkzeugen Gebilde zur Instinkthandlung, d. h. zu solchen, die bei ihrem ersten Auftreten realativ vollkommen, also ganzheitlich sind. Mit dem Auftreten des Bewußtseins wird die Integrationsmöglichkeit bedeutend erweitert, aber „es irrt der Mensch, so lang er strebt", weil er eben infolge seines Differenziertseins das Ganzheitsideal nicht erreichen kann. Oder ist der Irrtum gegenüber den Instinkthandlungen, wo es eigentlich keinen Irrtum gibt, bei den menschlichen Handlungen so groß, weil das Unbewußte mit seinen anders gerichteten Tendenzen als Störenfried eingreift? Weil dieses zum „dereierenden, autistischen Denken" (Bleuler), zum Verfälschen der ganzheitlichen Kunst-, Lebens- und religiösen Ideale führt? Jedenfalls stellen sich die unbewußten Tendenzen in Gegensatz zu den übrigen seelischen und erzeugen Gebilde, wie sie von der Psychoanalyse weitgehend studiert worden sind bei Psychosen, Neurosen, Normalen, in Wissenschaft, Kunst, Religion, sozialem Leben, Recht usw. Es erübrigt, darauf näher einzugehen. Der Analytiker findet alle meine angeführten Identifikationsformen vom Unbewußten, d. h. vom Verdrängten ausgehend, wieder, und wir stellen diese als „neurotische", „dereierende" oder „affektive" den anderen, „sachlichen" gegenüber.

Die Polarität der Ganzheitsidentifikation

Mit der absteigenden Lebenslinie des Menschen wird die Regressividentifikation stärker als die Progressividentifikation, und zuletzt erfolgt der Tod. Hier noch ein Wort über die universale Bedeutung der beiden Identifikationsformen. Wir sehen in der regressiven das Bestreben, den differenzierten Teil dem Ganzen wieder zurückzugeben und in der progressiven die Tendenz, dem Teil das Andere anzugliedern, ihn zum Ganzen auswachsen zu lassen. Sie gleichen zwei Punkten eines Kreises, die nebeneinander liegen und sich in entgegengesetzter Richtung auf der Peripherie bewegen und die auf der anderen Seite zusammenkommen. Die Regressivtendenz will zur ewigen Ruhe zurück und die Progressivtendenz zum ewigen Leben vorwärts. Beide erstreben die Aufhebung des Differenziertseins, also des Lebens. Das Leben ist eingespannt in den polaren Gegensatz der beiden Tendenzen. Sie erzeugen den Lebensrhythmus und schaffen die Lebensformen, indem sie sich in den Identifikationen durchdringen.

Schluß

Als Ergebnis unserer Untersuchung fassen wir zusammen: Die Identifikation bedeutet eine Veränderung (Handlung) der Person, die einer Differenzierung im Lebensablauf folgt, um der Integration als Mittel zu dienen. Ihre Ursache liegt in der Differenziertheit der Person, letzten Endes des Universums, ihre Form wird bestimmt durch die jeweilige Integration, letzten Endes durch die Integration ins Ganze (Universum). Da jedes psychische Geschehen entsprechend dem Wesen des Seelischen ganzheitlich bestimmt (determiniert, verursacht) wird, war es nötig, ein ganzheitskausales Begriffssystem zu gewinnen, um das Besondere einzubauen und es aus der Ordnung des Ganzen verstehen zu können. Das strebt eine begründende Psychologie an. So habe ich mir auch ein Schema erstellt, um die reichen Tatsachen, die uns die psychoanalytische Forschung geliefert hat, einordnen zu können. Das Bekenntnis zu diesen empirischen Tatsachen möchte ich als Geburtstagsgruß für Freud erneuern.

Gefühlstheoretisches auf psychoanalytischer Grundlage

Von

F. P. Muller

Leiden

Die Psychoanalyse stellt den Gefühlstheoretiker vor eine schwierige Frage, die nach dem Verhältnis zwischen Trieb und Gefühl. Sie hat uns gelehrt, das Seelenleben auf Triebe zurückzuführen, hat uns aber auch gezeigt, daß es unter der Herrschaft des Lustprinzips steht. Man strebt nach etwas, weil es einem Trieb entspricht, und man strebt nach Lust; wenn jedoch die Befriedigung eines Triebes von Lust begleitet ist, darf man noch nicht sagen, man erstrebe diese Befriedigung, weil sie lustvoll ist. Sonst hätte man, wenn die Befriedigung eines Triebes unmöglich wäre, sich einfach nach einer anderen, wohl erreichbaren Lustquelle umzusehen. Wer Hunger hätte, aber kein Essen bekommen könnte, wäre vielleicht wohl im Stande, einen sexuellen Genuß zu erlangen oder schöne Musik zu machen. Vielleicht meint man, hier sei Lust unmöglich, weil das Unbefriedigtsein — der Hunger bleibt ja ungestillt — zu unlustvoll sei. Wir kommen auf diesen Einwurf noch zurück; wichtiger ist jedoch, daß eine Handlung das eine Mal lustvoll ist, das andere Mal nicht, daß die Lust vom Zustande des Organismus abhängt, davon namentlich, ob aus diesem Zustande ein Drang zur Handlung hervorgeht oder nicht, mit anderen Worten: ob ein Trieb erwacht ist oder nicht. Daraus könnte man schließen, daß allerdings das Lustprinzip das psychische Geschehen beherrscht, die Triebe jedoch die Lustmöglichkeiten jedesmal beschränken.

Tatsächlich gibt es zu allererst einen Streit zwischen Trieben. So lehrt es auch die Traumtheorie: der Traum ist ein Kompromiß zwischen dem Bedürfnis zu schlafen und anderen Bedürfnissen, er ist also das Ergebnis

eines Kampfes zwischen Trieben. Der augenblicklich mächtigste Trieb beherrscht jedesmal unsere Wahl, z. B. ob wir essen gehen oder spazieren, und erst nachher bestimmt dann noch vielleicht die Lustbegierde, was wir essen werden oder wohin wir spazieren werden. Im letzten Falle handelt es sich aber nicht nur um Lust aus Befriedigung, sondern überdies um Lust an angenehmen Empfindungen.

Das bewußte Suchen nach angenehmen Empfindungen ist etwas, das neben dem Getriebenwerden durch bestimmte Neigungen, was wohl großenteils unbewußt bleibt, beim Kulturmenschen eine bedeutende Rolle spielt. Je mehr er durch seinen Zivilisationszustand in der Befriedigung seiner Triebe beschränkt wird, um so mehr anscheinend sucht er einen Ersatz darin, daß er sich der Einwirkung angenehmer Reize aussetzt. Die Tiere befriedigen ihre Triebe oder sie gehen im Kampfe um die Befriedigung zugrunde; sie kennen wohl weniger jenen Ersatz als ihren Gegensatz: das Meiden unangenehmer Empfindungen. Auch der Mensch sucht schon dem Schmerz zu entgehen, wenn er noch lernen muß, die Lust an sich zu suchen; aus Furcht vor Schmerz bezwingt er schon früh seine Neigungen.

Die Psychoanalyse hat jedoch gelehrt, daß man die Bedeutung dieser Furcht für die Erziehung dennoch überschätzt hat; nicht nur hat sie gezeigt, wie sehr man es lieben kann, Schmerz zu empfinden, sondern sie hat auch klargestellt, daß es tatsächlich ein Trieb ist, welcher die Erziehung ermöglicht. Ohne gewisse Formen und Mechanismen des Geschlechtstriebes, wie Übertragung, Identifikation, Ich-Ideal und Narzißmus, mißlänge wohl jede Erziehung; es käme jedenfalls nicht weiter als zu einer gewissen Zähmung.

Wir stoßen also auf Triebe, wo man vorher bloß ein Lustprinzip fand, und wir sehen, wie das Lustprinzip immer wieder von Trieben abhängig ist. Die Frage bleibt aber noch zu beantworten, in welchem Maße umgekehrt die Triebe vom Lustprinzip abhängig sind. Ein erster Versuch, einen Trieb zu befriedigen, kann nicht aus einem Streben nach Lust entsprießen, denn es mangelt noch an der Erfahrung, daß die Befriedigung lustvoll ist. Wenn die ersten Versuche mißlingen und nur Unlust herbeiführen, hören dennoch die Versuche nicht auf und dann wird es erst recht klar, wie wenig der Trieb sich durch das Luststreben beeinflussen läßt. Sonst hinge es auch großenteils vom Zufall ab, ob ein Trieb wirksam bliebe oder nicht; hätte ein erster Versuch Lust zur Folge, so käme es zu weiteren Versuchen, wäre jedoch das Gegenteil der Fall, so würden die

Versuche eingestellt. Tatsächlich werden die Versuche nur hie und da etwas modifiziert, um der Unlust soviel als möglich zu entgehen.

Der Einwurf, das Unbefriedigtsein zwinge zu neuen Versuchen, es käme darauf an, eine steigende Unlust los zu werden, kann die Behauptung der relativen Unabhängigkeit der Triebe vom Lustprinzip nicht entkräften; vielmehr geht aus den Erscheinungen, welche das Unbefriedigtsein eines Triebes verraten, hervor, daß hier etwas zu geschehen hat, was der augenblickliche Zustand des psychophysischen Organismus gebietet, ein Übergang in einen bestimmten anderen Zustand. Nicht vom Lustprinzip, sondern von gewissen Zuständen des Organismus hängen die Triebe ab. Die Wirksamkeit der Triebe liegt insofern „jenseits des Lustprinzips" und man könnte vielleicht von einem „Triebprinzip" reden, welches besagt, daß man ursprünglich seinen Trieben blindlings gehorcht; das Realitätsprinzip bedeutete dann, daß man seine Triebe bezähmte, um später sie desto besser befriedigen zu können.

Die Unabhängigkeit vieler Vorgänge im Seelenleben vom Lustprinzip führt Freud[1] auf den allgemeinen Charakter der Triebe zurück, daß sie einen früheren Zustand wiederherstellen wollen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das Luststreben sich schon zu Anfang des seelischen Lebens äußert und sogar weit intensiver als später; er sagt jedoch vom Lustprinzip, daß es eine Tendenz ist, die im Dienste einer Funktion steht, der es zufällt, den seelischen Apparat überhaupt erregungslos zu machen, oder den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu erhalten. Auf anderen Wegen ist Freud also tatsächlich auch zu dem Ergebnis gekommen, daß das Lustprinzip vielmehr von den Trieben abhängig ist, als die Triebe vom Lustprinzip. Freud hat weiter auf die Empfindung einer eigentümlichen Spannung gewiesen, die eine lustvolle oder unlustvolle sein kann. Nicht nur die Befriedigung ist also von Lust begleitet, sondern auch die Spannung, welche im Zustande des Unbefriedigtsein sich entwickelt. Damit stehen wir nun vor der Frage, ob das Lustprinzip nicht ebenso in Dienst der Erhaltung einer Spannung treten kann, wie in den Dienst der Befriedigung. Und ich meine, daß es tatsächlich so ist.

Hattingberg[2] nennt die Triebe Richtungen, worin von einem typischen Anfangszustand des Organismus (Bedürfnis) ein Ablauf zu einem typischen Endzustand vor sich geht. Nun ist während der Realisation eines Triebes, des Überganges von einem Zustand in einen anderen, der Organismus

1) Jenseits des Lustprinzips (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 255f.).
2) Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 77. Bd., S. 603.

tätig, um beim Eintreten der Befriedigung in einen Ruhezustand überzugehen. Es ist jedoch nur scheinbar ein Ruhezustand, denn die Befriedigung wird gefolgt von neuer Tätigkeit, nur anderer Art, die nach kürzerer oder längerer Zeit das beseitigte Bedürfnis wiederherstellt. Instabilität ist nun einmal ein Kennzeichen des Lebens und so wechseln die Zustände von Unbefriedigtsein und Befriedigung immer ab. Vielleicht darf man annehmen, daß immer die Gegensätze miteinander abwechseln, so daß z. B. die Befriedigung des Sexualtriebes von einem Unbefriedigtsein des Ich-Triebes gefolgt wird und die Befriedigung des Schlafbedürfnisses von einem Tätigkeitsbedürfnis. Aus dem Kreislauf, worin sich die Vorgänge im Organismus bewegen, geht möglicherweise die Notwendigkeit hervor, daß die Triebe immer in Gegensätzen auftreten.

Die Lust, welche die Befriedigung begleitet, kann sehr intensiv sein, aber sie dauert manchmal nur ganz kurz, und bisweilen tritt ein mehr oder weniger starkes Unlustgefühl schon bald an ihre Stelle *(„omne animal post coitum triste!")*. Nun wird das Fortschreiten nach der Befriedigung auch von Lustgefühlen begleitet und, was noch bedeutsamer ist, das Empfinden von Hindernissen bei der Triebrealisation verstärkt manchmal diese Gefühle statt sie zu verringern oder Unlustgefühle an ihre Stelle hervorzurufen. Man findet nicht nur eine „Vorlust", sondern auch die Spannung, der Kampf und Derartiges sind lustvoll. Das braucht uns nicht zu befremden, denn die Lust erscheint vielfach gebunden an intensive Lebensprozesse.

Die hier genannten Lustquellen müssen viel bedeutsamer werden, sobald das Seelenleben unter den Einfluß des Realitätsprinzips kommt. Dann wird manche Befriedigung aufgeschoben und das Individuum hat sich zu fügen in Zustände von Unbefriedigtsein. Viel mehr als zuvor lernt es, daß es aus diesen Zuständen Lust zu schöpfen vermag, wenn es nur unterläßt, sich zuviel aufzuregen. Während beim Tier und auch noch beim Säugling das Unbefriedigtsein schließlich auf Unlust hinausläuft, muß das beim Kulturmenschen nicht mehr unbedingt eintreten. Gleichwie er für die Lust aus Befriedigung einen Ersatz findet in ein Sichübergeben an die Einwirkung angenehmer Reize, so findet er auch einen Ersatz in angenehmen Spannungszuständen u. dgl. Solches gilt besonders vom sexuellen Gebiet, wo wohl am meisten die Befriedigung ausbleiben muß (Ödipus-Komplex!). Die Befriedigung tritt somit als Lustquelle in den Hintergrund und statt ihrer verursacht der sexuelle Aufregungszustand, in welchem das Individuum verharrt, angenehme Gefühle, bisweilen jedoch, namentlich wenn er zu stark wird, auch unangenehme, speziell Angstgefühle.

Es gibt noch besondere Mechanismen, welche diese Änderung im Seelenleben begünstigen. Beim Lutschen, wobei das Verschlucken von Nahrung ausbleibt, beim Halten der Kotsäule statt zu defäzieren, gleichwie im Aufhalten von Urin und in der Erektion ohne Ejakulation, entdeckt der Mensch Mittel, sich eine Lust von längerer Dauer zu verschaffen. Allmählich kann er nun lernen, überhaupt das Eintreten der Endzustände der Triebrealisationen zu verzögern. Es gibt Menschen, welche im allgemeinen die Befriedigung fürchten, weil damit die Lust ihr Ende nimmt. Wenn sie sich z. B. auch manchmal verlieben, so weichen sie doch immer der endgültigen Eroberung des geliebten Objektes aus. Die erzählende Literatur liefert auch viele treffende Illustrationen dafür, wie man sich den Besitz einer fortwährenden Lustquelle sichern kann, indem die Wunscherfüllung immer wieder aufgeschoben wird. Die Romane demonstrieren, was die Phantasie vermag. In der Wirklichkeit läßt sich das Eintreten der Befriedigung nicht immer hemmen; es gibt dort zu viele Faktoren, die man nicht beherrscht. In der Introversion sind die Verhältnisse anders.

Abraham[1] meint, daß die Introversion im Sinne Jungs großenteils mit dem infantilen Festhalten an der Retentionslust zusammenfällt. Das klingt sehr plausibel. Mittels der Phantasie wird man erst recht in den Stand gesetzt, den Ablauf der Lustform zu protrahieren. Die Wirklichkeit zwingt manchmal zu einem Entschluß; in der Phantasie kann man das entscheidende Moment immer ausbleiben lassen. Es gibt Leute, welche gewöhnlich von Ereignissen träumen, die kein Ende genommen haben; sie erzählen, gerade vor dem erwarteten Abschluß aufgewacht zu sein.

Wir müssen jetzt die merkwürdige Folgerung ziehen, daß man nicht nur aus Unbefriedigtsein in die Phantasie flüchtet, also um die ausgebliebene Befriedigung doch noch zu finden, sondern auch umgekehrt, damit man das Unbefriedigtsein behält. Für den einen hat also die Introversion eine ganz andere Bedeutung als für den anderen. Besonders die Zwangsneurotiker zeigen uns, wie die Phantasie sich dazu eignet, einen fortwährenden Spannungszustand zu erhalten, und, insofern dieser Spannungszustand als Lustquelle gelten darf, finden wir auch hier, daß das Lustprinzip in den Dienst der Erhaltung einer Spannung getreten ist.

1) Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung (Internationale Psychoanalytische Bibliothek Nr. XVI, 1925), S. 19 und 20, Fußnote.

Über Tanzen, Schlagen, Küssen usw.

(Der Anteil des Zerstörungsbedürfnisses an einigen Handlungen)

Von

A. Stärcke

den Dolder, Holland

Die Psychoanalyse ist bekanntlich zu dem Ergebnis gelangt, daß unsere Bewegungen und Handlungen in erster Linie nicht den Zwecken dienen, die wir ihnen zuschreiben, sondern primär nur die Entladung einer unlustvollen Spannung bezwecken.

Diese Spannung wird durch Reize vermehrt; die Bewegung ist die Reaktion auf einen Reiz und zielt darauf hin, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen.

Der Vorgang wäre auch so zu beschreiben: ein Reiz, uns von einem Sinnesorgane übermittelt, stört die ursprüngliche solipsistische Ruhe; er verursacht die Entfremdung von Teilen des Ichs, die dann durch einen eigentümlichen Vorgang, den der Projektion, eine Umwelt zusammensetzen. Zugleich verspüren wir eine Tendenz, von dieser Umwelt wieder Besitz zu ergreifen, das Ich zu rekonstruieren (Ich-Trieb).

In dem Vorgange — physiologisch der Reflex — ist der sensorische Teil, das Anfühlen und in höheren Entwicklungsstufen das Wahrnehmen einer Umwelt, gar nicht von dem motorischen Teile zu trennen, und wir dürfen ruhig voraussetzen, daß das Anfühlen oder Wahrnehmen der Umwelt die innerliche Empfindung der kleinsten Bewegungen („Phantasie") ist, welche schon den Zweck haben, diese Umwelt wieder aufzuheben und ins Ich zurückzuführen. Nur verschwindend wird die Umwelt uns bewußt.

Wir haben somit in der Entwicklung der sensorischen Funktion dieselbe Stufenreihe anzunehmen wie bei der Entwicklung der motorischen Funktion: I) eine oder mehrere tonische Stufen, II) Tonus mit Unterbrechung;

a) epileptische, *b)* rhythmische, *c)* reaktive, *d)* aufgeschobene Wiederholung. In der Tat liefert direkte Beobachtung die Beweise dafür, daß Empfindungen, die für unser Bewußtsein einmalig zu sein scheinen, in Wirklichkeit rhythmisch oder epileptisch vor sich gehen, das heißt die Form einer einfachen oder einer gedämpften Sinusoide haben (z. B. die taktilen Nachbilder). Auch die mittels Registrierung gewonnenen Bilder eines Sehnenreflexes zeigen die Form einer gedämpften Sinusoide. Der Sehnenreflex ist nicht eine einfache Muskelzuckung, sondern ein lokal epileptoider Vorgang. Über die Art der Empfindungen, welche diese Reflexe der niederen Stufen begleiten, sind wir nur bruchstückweise orientiert; aus der Symphonie von Empfindungen der höheren Stufen sind die Reste von den früheren nur mühsam herauszuhören.

Die Umwelt, welche man sich mittels dieser primitiven Empfindungen schafft, und welcher alle Sinnesqualitäten noch fehlen, ist für uns nicht vorstellbar. Man hat dafür den Namen: „Gott".

Jedenfalls ist aber auf den niedrigsten Stufen der Prozeß der Empfindung-Handlung zu einem Vorgange reduziert, welcher physiologisch eine tonische oder epileptische Reflexbewegung, psychologisch eine tonische (vegetative) oder epileptische Halluzination einer Umwelt ist. Dieser genügt schon an sich, um von der Umwelt Besitz zu ergreifen, das heißt, sie zu zerstören, denn diese beiden Begriffe sind identisch.

In dem Arbeitsplane, nach welchem die Umwelt vernichtet wird, — unser Lebenszweck — vollzieht sich eine Evolution, welche durch zunehmendes Aufschieben gekennzeichnet wird. Die direkt erlösende Gott-Empfindung muß immer größere Reste hinterlassen, welche zusammen die „Realität" darstellen, die schließlich, bei immer zunehmender Hemmung, zur mächtigen Dauerempfindung anschwillt, die wir als Wahrnehmungswelt kennen. Die „Realität" entspricht der Empfindung-Bewegung auf den Stufen der reaktiven und aufgeschobenen Wiederholung. Um von dieser „realen" Umwelt wieder Besitz zu ergreifen, sind die gröberen Bewegungen da;[1] es bleibt aber Spannung vorhanden. Die „Handlung" erlöst nie ganz. Nie ganz aufhörende Spannung, nie vollkommene Befriedigung charakterisiert die höheren Stufen. Die Restverarbeitung vollzieht sich dann in einem Rhythmus sekundärer Ordnung als religiöses, sportliches oder sonstig magisches Zeremoniell und — Empfinden.

Die Tötung oder Einverleibung des Gottes ist darin oft auffallend.

1) Es ist eine Schattenseite des Realitätsprinzips, daß unter seiner Herrschaft auch die Zersörung der Umwelt immer reeller wird, während sie unter dem Lustprinzip fast nur magisch vor sich geht.

Kommt man, die Schicksale der Libido verfolgend, zum Ergebnis, das religiöse Zeremoniell sei eine Abspiegelung der wichtigsten Ereignisse der Urfamilie, so kommt man, dem Schicksal des Ich-Triebes (Hemmung) folgend, auf andere Weise zur Erklärung dieses Mordes. Da „Gott" die Ur-Umwelt ist, muß Er zur Erlösung getötet werden, denn das Ich erträgt nichts außer sich.

Eine der ersten gröberen Tätigkeiten (also nach dem Atmen, Schreien, Zappeln, Saugen usw.), welche die Umwelt vernichten sollen, ist der Tanz. Beim Säugling von fünf Monaten kann man einen, z. B. auf zwitscherndes Pfeifen hin erfolgenden Tanz beobachten. Das Kind lacht sich Gruben in die Wangen, bewegt den Kopf energisch ruckweise und rhythmisch drehend nach links und rechts und hebt den Bauch ein oder mehrere Male auf. Dieser magische Bauchtanz entspricht mit einem der Geologie entnommenen Ausdrucke, der lumbalen Facies von der rhythmischen Stufe der sensumotorischen Besitzergreifung. Deren brachiale Facies ist das Schlagen, die digitale Facies das Kratzen.

Zu einer mehr gehemmten Stufe erhoben, wird aus dem rhythmischen Kratzen das einmalige Greifen. Ganz abgesehen von dem sekundären „realen". Erfolge des Greifens, ist das Greifen in seinem Kerne eine magische Besitzergreifung, vom Kratzen herstammend, zu welcher Form es bei der Frau bisweilen wieder herabsinkt.

Der lumbale Tanz, der die Zurückeroberung der Umwelt (des „Gottes") bezweckte, wird in seinem einmaligen Reste zur Verbeugung, der als magisches Zeremoniell bei Begrüßung eines Fremden auch seine magische Vernichtung als „Fremdes", seine Einverleibung, Zurückführung ins Ich bezweckt.

Das Schlagen tritt als magische Besitzergreifung bei gewissen sadistischen Handlungen und bei der Bestrafung derjenigen, die durch unerlaubte Handlungen wieder zu „Fremden" geworden sind, rein hervor. Sein Zweck ist nicht in erster Linie das Zufügen von Schmerz, sondern die Erlösung des Schlagenden dadurch, daß er das (den) Geschlagene(n) wieder in sein Ich zurückführt.

Seine Reste sind in den späteren Stufen vertreten durch die magischen Zeremonielle:

Winken, Schwenken und Zeigen. Dem letzteren kann auch die bestrafende Tendenz des Schlagens noch etwas anhaften.

Die glosso-labiale Facies der rhythmischen Besitzergreifung, das Saugen, wird auf der Stufe der reaktiven Wiederholung zum Kusse.

Bei der Paarung gestaltet sich der Vorgang dadurch komplizierter, daß das männliche Organ sich seinen Segmentalwillen reserviert. Infolgedessen wird es im Augenblick seiner nicht supra-kaudal gewollten Bewegungen zu etwas Ich-Fremdem, zu einem Stücke Umwelt. Die tonische Vorlust ist die kompensierende Wiederbesitzergreifung. Es scheint aber auch die Tendenz zu bestehen, sich dieses Stück Umwelt reell zu zerstören. Die seltsame Neigung zur Selbstbestrafung durch Kastration, welche wir so oft als Hintergrund pathologischer Neigungen und Handlungen annehmen müssen, findet ihre Quelle wenigstens zum Teile in der dem Ich-Triebe zuzuschreibenden Tendenz, keine Sinnesreize fühlen zu wollen, welche sich nicht aufheben lassen. Als ihre Ursache ist eine gestörte Vorlust anzunehmen. Längs diesem Wege fällt auch etwas Licht auf eine andere befremdende Triebhandlung, den Selbstmord. Jeder Selbstmörder ist wohl in außerordentlichem Maße Narzißt. Der Narzißmus aber kennzeichnet sich dadurch, daß nicht nur das Genitale, sondern der ganze Körper zum Objekte, zur Umwelt, werden kann. Weniger genau sagt man, es werde bei der Frau der ganze Körper zum Genitale; das ist aber keine Eigenschaft ihrer Weiblichkeit, sondern ihres Narzißmus, und trifft für den männlichen Narzißten ebenso gut zu. Der Selbstmörder schreitet zur realen Zerstörung seines Körpers, als Akt der Besitzergreifung, sobald ihm dessen magische Zurückeroberung nicht mehr gelingt. (Magische Bewegungen dieser Natur und der rhythmischen Stufe sind z. B. die bekannten „Angst"bewegungen: Kratzen, Sichgreifen, i. e. Händeringen, Haarraufen, Aufundabgehen, Stöhnen, dann das Sichgreifen bei der Gebetsstellung.)

In der Verliebtheit regrediert die Umwelt zu den ersten Stufen, das Geliebte schluckt den Rest der Umwelt und einen Teil der Ichs auf, wird zu „Vater" oder „Mutter", schließlich zu „Gott" herabgedrückt — wie wir entwicklungsgeschichtlich sagen müssen. —

Die beiden Wörtchen schließen
Die ganze Welt mir ein.

Dieser Gott wird dann mittels der Paarung — kaudale Sensu-Motilität der epileptischen, supra-kaudale der rhythmischen Stufe — zerstört. Zerstört, denn er ist im Ich aufgenommen worden, das Ich ist bereichert, die Umwelt verarmt.

Darum schläft man danach: es besteht keine Umwelt mehr.

Magische Bewegungen können einander vertreten (Symbolik). Ich möchte nun zwei Gesetze der Symbolik formulieren — von der Seite des Ich-Triebes gesehen — zu deren Nachprüfung ich die Kollegen auffordere.

1) Magische Bewegungen desselben Körpersegmentes können einander vertreten.

2) Magische Bewegungen derselben Entwicklungsstufe können schon dadurch einander Symbol werden. Zum Beispiel kann jede epileptoide Bewegung bei ihrer Hemmung von einer anderen epileptoiden Bewegung vertreten werden.

Ich fasse zusammen:

Jede Bewegung ist in erster Linie magisch. Das bedeutet, daß sie an sich, von ihrem „realen“ Nutzen abgesehen, eine Befriedigung unserer beiden postulierten Grundtriebe, der Libido und des Ich-Triebes bezweckt. Die Libido kennt nur eine Befriedigung: den Tod. Die Libido-Befriedigung in der Aktion ist also in dem Stoff- und Energieverbrauche zu suchen, der durch die Aktion der Umwelt zugeführt wird: Die Ich-Triebbefriedigung liegt in der magischen oder realen Aufnahme der Umwelt (oder eines Teiles davon) in das Ich.[1]

1) Obenstehende all zu lapidare Andeutungen sind ein Weiterspinnen von Gedankenreihen aus den für die Ich-Trieblehre so grundlegenden Arbeiten von Sandor Ferenczi: „Introjektion und Übertragung“ und „Die Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“.

Die Völkerpsychologie und die Psychologie der Völker

Von

Géza Róheim

Budapest

1

Unter Ethnologie versteht man in Deutschland oder verstand man bis zum Auftreten Gräbners eine Wissenschaft, die den Urformen allgemeinmenschlicher Erscheinungen nachgeht und dabei auf die Abgrenzung völkisch-bedingter Züge weniger Gewicht legt. Die Fragen der Rassenverwandtschaft hingegen bilden das eigentliche Problem der Anthropologie. In England verhält es sich gerade umgekehrt, „*ethnology*" ist die Lehre von den Rassen, von der Urheimat und Wanderung der Völker und Bräuche, und „*anthropology*", oder genauer „*social anthropology*", wäre die Wissenschaft des Allgemein-Menschlichen. Mit dem deutschen Worte Völkerpsychologie sind wir in einer noch mißlicheren Lage. Bald soll die Völkerpsychologie eine Psychologie kollektiver Erscheinungen im Sinne Wundts, etwa eine Psychologie des Völkerlebens sein, bald aber eine Psychologie der Völker. Der erste Typus gehört in die Kategorie der ernsten wissenschaftlichen Literatur, bei dem zweiten ist dies nur teilweise der Fall. Es handelt sich immer um den Versuch, möglichst einschneidende Unterschiede in der Charakterologie der Völker festzustellen. Dabei geht es etwa nach dem Schema der Bakairi zu. „Bei den Bakairi heißt *kurá* ‚wir', ‚wir alle', ‚unser' und gleichzeitig ‚gute' (‚unsere Leute'), *Kurápa* = ‚nicht wir', ‚nicht unser' und gleichzeitig ‚schlecht, geizig, ungesund'. Alles Übel kommt von Fremden, nicht zum wenigsten Krankheit und Tod, die von Zauberern draußen geschickt werden."[1] In seinem geistreichen Kongreß-

1) Karl von den Steinen: Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. 1897. 287.

vortrag[1] hat Th. Reik zwei Typen von Psychologie unterschieden, eine Verdrängungspsychologie, die, vom Über-Ich ausgehend, nichts Eigentliches erfassen will, und eine aus dem Geständniszwang entstehende Aufdeckungspsychologie. Als dritte Abart wäre vielleicht die eben erwähnte völkerpsychologische Literatur zu nennen. Sie ist stets damit beschäftigt, die Sünden anderer zu bekennen oder vielmehr das eigene Verdrängte dem Volksfremden zuzuschreiben. Sie ist eine Projektionspsychologie.

2

Damit soll nun aber keineswegs behauptet werden, daß nicht gewisse, relativ wichtige Unterschiede zwischen den einzelnen Völkerindividuen wahrzunehmen sind. Niemand wird einen Schweden äußerlich mit einem Bantu verwechseln, wenn wir auch wissen, daß sie einander in den wirklich grundlegenden Funktionen des Körpers ganz nahe stehen. Es liegt kein Grund zur Annahme vor, daß die seelische Gestalt der Menschheit nicht dieselben Variationsbreiten aufweist, die in dem Körperbau unzweideutig in Erscheinung treten.

3

Gerade von psychoanalytischer Seite liegt nun aber eine Einwendung nahe. Wir haben Religionen, Sitten, Sagen durchforscht und überall dieselben Deutungen gefunden. Den Wünschen der Menschen wird von Schottland bis Neuseeland dieselbe Allmacht zugeschrieben und vom Harz bis Hellas kehrt König Ödipus immer wieder. Aber auch die Untersuchung des Einzelindividuums führt überall auf dieselben Grundtatsachen, und doch gibt es eine Neurosenwahl, verschiedene Möglichkeiten in der Ausprägung des Urstoffes. Die Verschiedenheiten liegen hauptsächlich auf dem Gebiete der Libidoökonomie und sind teilweise durch Heredität, d. h. Anlage, teilweise durch die individuell verschiedenen Schicksale des Einzelnen begründet. Da aber die Anlage wiederum als Niederschlag der Erlebnisse der Ahnen zu betrachten ist, brauchen wir uns als Völkerpsychologen vorläufig um diesen individuell so wichtigen Unterschied nicht zu kümmern. Wir werden einfach sagen: das Allgemein-Menschliche liegt in der gemeinsamen Urgeschichte der Menschheit, das Spezifische in den Sonderschicksalen einzelner Rassen oder Völker begründet. (Freud: Rassencharakter— Niederschlag der Rassengeschichte.)

1) „Der Ursprung der Psychologie." (Vortrag auf dem IX. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß, Bad Homburg, Sept. 1925).

4

Nun ist aber bei dem Feststellen solcher Unterschiede Vorsicht geboten. Denn uns steht ja nicht die intensive Beobachtungsart des Analytikers zu Gebote. Zwar erzählen uns auch die Völker wie die einzelnen Kranken ihre Lebensschicksale in ihren Einrichtungen, Gewohnheiten usw., aber in einer Schrift, die schwer lesbar ist, weil sie nur in Bruchstücken überliefert wird. Auch wissen wir eigentlich nicht, inwieweit die Reisebeschreibungen den Tatsachen entsprechen oder diese individuell-komplexbetont fälschen, es wäre da eine Analyse nicht nur der Völker, sondern auch der Berichterstatter notwendig. Es gibt aber doch eine Möglichkeit, um einigermaßen wahrscheinliche Ergebnisse zu gewinnen. In der Analyse ist das Ko-Variieren gewisser Charakterzüge, ihr Zusammenhang mit der Libidobesetzung einzelner erogenen Zonen, dann aber auch mit den Mechanismen der sekundären Bearbeitung nachgewiesen worden. Wenn wir solche Gruppen auffallender Einzelzüge nachweisen und auch ihre libidinösen Grundlagen wahrscheinlich machen können, so haben wir vielleicht den ersten Schritt zu einer differentiellen Völkerpsychologie der Zukunft getan.

5

Versuchen wir es wieder mit den Bakairi. Da erfahren wir, daß sich bei ihnen die Vorstellung von Gut und Böse in erster Reihe auf die Gastfreundschaft bezieht. „*Kura*“ (gut) sein, hieß es beim Empfang an Beijus und Püserego, den Fladen und den besten Kleistertrank aus Mandioka nicht fehlen lassen.[1] „Gut ist also derjenige, der zu Essen gibt, böse aber, wer das Essen verweigert“. Der Wichtigkeit der oralen Funktion entsprechend finden wir bei diesen Völkern eine lebhafte Schamreaktion der Nahrungsaufnahme. Karl von den Steinens Beschreibung gehört zu den vielzitierten und bestbekannten Stellen der ethnologischen Literatur. „Als Paleko mir den Topf mit kleinen Fischen brachte, waren wir beide allein im Flötenhaus, er kehrte mir den Rücken zu und sprach kein Wort während der langen Zeit, daß ich mit den Gräten kämpfte. Ich gab Tumayaua von unserem Bohnengericht; er nahm die Portion und ging bis zu seinem Hause, wo er sich hinsetzte, aß, und zwischendurch, aber ohne den Kopf zu wenden, herüberrufend sich auch an unserer Unterhaltung beteiligte.“[2]

Ein Volk, dessen moralische Begriffe vorwiegend oral orientiert sind und das bei dem Essen eine ähnliche Schamreaktion wie wir beim Ge-

1) Karl von den Steinen, l. c. 72.
2) Karl von den Steinen, l. c. 69.

schlechtsverkehr empfindet,[1] darf füglich als klassisches Beispiel der Oralerotik gelten. Mit Recht erklärt Karl von den Steinen die Sitte des Alleinessens damit, daß man sich dem neidischen Blick der Zuschauer entziehen will, da die Regel sich auf die begehrteren Speisenarten in verschärftem Maß bezieht. Der Neid ist uns aber aus den Untersuchungen Abrahams als ein hervorstechender Zug des oralen Charakters bekannt.[2]

6

Jener idyllische Zustand des allgemeinen Altruismus, der uns so oft in den Reisebeschreibungen dieses oder jenes Naturvolkes begegnet, dürfte teilweise als Reaktionsbildung auf den oralen Neid zu deuten sein. „Bei den Choroti und Aschluslaydörfern herrscht kein Klassenunterschied, noch gibt es Reiche oder Arme. Ist der Magen voll, so ist man reich, ist der Magen leer, so ist man arm. Wir sind alle Brüder (vgl. auf den Neid folgende Liebe der Brüder als Konkurrenten um die Mutterbrust), dies ist der Grundgedanke im Gesellschaftsbau dieser Menschen. Sie leben in einem beinahe vollständigen Kommunismus. Bekommt ein Indianer Brot, so teilt er es in kleine Stücke, damit es für alle reicht. Ich vergesse niemals einen kleinen Aschluslayknaben, dem ich Zucker gab. Er biß ein Stückchen ab und aß es anscheinend mit Wohlgefallen auf, dann sog er ein bißchen an dem Rest und nahm ihn aus dem Munde, damit die Mutter und die Geschwister auch kosten sollen.“[3] In Südostaustralien wird die Jagdbeute nach festen Regeln in solcher Weise an alle möglichen Verwandten verteilt, daß dem Jäger selbst dabei nur verhältnismäßig wenig übrig bleibt.[4]

7

Heiter, sorglos, optimistisch wie das Kind, welches die Mutterbrust genossen und von derselben Quelle stets wieder Befriedigung seiner Wünsche erhofft, erscheinen viele Naturvölker den Augen europäischer Beobachter. So schreibt z. B. Hagen:

„Als ich den Leuten dann aber in die treuherzig blickenden Augen und das trotz aller scheußlicher Bemalung und trotz alles barbarischen Schmuckes gutmütige, in freundliche Falten gelegte Gesicht sah, da war mein zweiter

1) Vgl. E. Crawley: The Mystic Rose. 1902.
2) K. Abraham: Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. 1925, 40.
3) E. Nordenskiöld: Indianerleben. 1912. 34, 35.
4) A. W. Howitt: Native Tribes of South East Australia. 1904, 756.

ebenso intensiver Gedanke: Das sind gute Menschen.“[1] Oder denken wir an die „Bakairi-Idylle“ in dem oben angeführten Werke Steinens und wir erhalten denselben Eindruck.

8

Daß dem Essen bei den Naturvölkern eine intensivere Lust und Angstbesetzung zukommt als bei uns, beweisen mannigfaltige Sitten und Vorstellungen. Wir erwähnen nur (da andernorts schon besprochen) den Kannibalismus, die Phobie, von Zauberern aufgegessen zu werden, die magische Bedeutung des Speichels und des Atems, die Vorstellungen von der befruchtenden Speise usw.[2] Daß es sich aber tatsächlich im Vergleich zu den Kulturvölkern um einen stärker betonten Zug und nicht etwa um eine gleichmäßig menschliche Erscheinung handelt, beweist die Geschichte der Speiseverbote. Ihre Bedeutung nimmt mit dem Fortschritt der Kultur ab und in gleichem Maße wächst die gesellschaftliche Rolle des Geldes, d. h. der Kulturfortschritt hängt eng mit dem Verwandeln oraler in anale Libidoquantitäten zusammen. Daß Analerotik und Zwangsneurose hervorstechende Merkmale unserer Kultur sind, ist z. B. von Stärcke energisch betont worden.[3] Allgemein pflegt man zu sagen, daß die Konservierung der Nahrungsmittel und die Sorge für den kommenden Tag den Kulturmenschen von dem Naturmenschen unterscheiden. Das wäre aber gerade der Übergang von der oralen zur zweiten analen Stufe Abrahams mit den Zügen des Behaltenwollens und des Pessimismus. Vielleicht hängt auch die Tatsache, daß der Kulturmensch seine impulsiven Gefühlsausbrüche besser beherrscht[4] als der Naturmensch, mit dem Erstarken der Sphinkterfunktion zusammen.

9

Die vorausgesetzte Verwandlung oraler in anale Charakterzüge bedeutet eine ökonomische Veränderung,[5] zugleich aber einen Stufenunterschied;

1) B. Hagen: Unter den Papuas. 1899. 248.

2) Vgl. meine Arbeiten: „Das Selbst“. Imago VII. „Nach dem Tode des Urvaters“. Imago IX. „Heiliges Geld in Melanesien“. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX, und „Australian Totemism“. 1925.

3) A. Stärcke: Psychoanalyse und Psychiatrie. 1921. 27, 28, 32.

4) Vgl. Vierkandt: Naturvölker und Kulturvölker. 1896. Vgl. auch die Theorie der analen Entstehung der Kochkunst (A. Bálint: Die mexikanische Kriegshieroglyphe atl-tlachinolli. Imago IX. S. 425), als der Konservierung der Speise.

5) Es bleibt einem anderen Zusammenhang vorbehalten, auf die ökonomischen Unterschiede in der Verteilung der Genital-Libido zwischen Natur- und Kulturvölkern einzugehen.

das phylogenetische Vorbild eines in der Ontogenese wohlbekannten Vorganges. Solche Stufenunterschiede werden wohl noch öfter den psychischen Typus einer Völkergruppe bestimmen. Ob sie grundsätzlich von den historisch bedingten Abweichungen zu unterscheiden sind, möge dahingestellt bleiben. Wir glauben es nicht, denn die phylogenetische Evolution ist ja auch nur durch traumatisch oder ständig wirkende Einflüsse der Außenwelt aufgezwungen.

Den Wurzeln unserer eigenen Rassenentwicklung stehen die Ureinwohner Australiens nahe. Dementsprechend finden wir auch in Zentralaustralien eine Kultur, deren religiöse und soziale Organisation sich um die berühmte Frage dreht, woher kommen die Kinder? und diese ganz unseren infantilen Sexualtheorien entsprechend beantwortet.[1]

Wir steigen einige Stufen höher mit den Rothäuten Nordamerikas. Die meisten von uns waren ja Indianer in ihrer Kindheit oder trachteten wenigstens, der Jugendliteratur folgend, sich in die pathetisch-großsprecherische Art eines Indianerhäuptlings einzuleben. Daß die Romane Coopers, Karl Mays usw. für diese Spiele verantwortlich sind, ist eine oberflächliche Erklärung. Warum hat sich keine ähnliche Romantik etwa um die Hottentotten oder Ainu gesponnen? Die Antwort ist naheliegend. Weil diese Indianerstämme des Nordostens in dem Zustand, in dem sie sich zur Zeit der ersten Kämpfe mit den Weißen befanden, in typischer Weise die Pubertät des Individuums oder das heroische Zeitalter vertreten. Die heroische Lüge, sagt Rank, besteht darin, daß einer behauptet, die große Tat allein vollbracht zu haben, die in der Wirklichkeit nur den vereinten Kräften der Bruderhorde gelingen konnte.[2] Jene Tat der Urzeit wird bekanntlich in den Pubertätsriten aller Völker in der Umkehrungsform wiederholt. Die Brüder, die den Vater töten wollten, werden zur Strafe von den Vätern (symbolisch) getötet, dann aber auch wiederbelebt. Es handelt sich um einen Ritus, um Handlungen, die in der Gruppe ausgeführt werden; die einzige Ausnahme von dieser Regel bilden die Indianer Nordamerikas. Wie der Held der Sage, geht der Jüngling eines nordamerikanischen Stammes allein daran, die Heldentat zu vollbringen. Auch geschieht hier keine Rückwendung des Urereignisses; der Held erleidet keine Strafe, wird nicht getötet, sondern er tötet *lege artis* den Vater, beziehungsweise sein Symbol, das Totemtier. Dieses Ereignis wird durch einen Traum oder eine Vision

1) Cf. Australian Totemism. 1925.
2) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. (Ges. Schriften VI, S. 340.)

eingeleitet und durch ihren überwiegend halluzinatorischen, der Realität entrückten Ablauf steht es auch der Heldensage sehr nahe.[1]

Denn vergessen wir nicht, der Jüngling und sein verklärtes Ebenbild, der Held, leidet und läßt andere leiden, er ist sadomasochistisch eingestellt, auf der prägenitalen Stufe der Sexualentwicklung. Bei den Martern, denen die Kriegsgefangenen der Nordamerikaner unterworfen werden, trachten die letzteren die Pfeile stets lächelnd zu empfangen und den Peinigern keine Zeichen von Schwäche zu zeigen.[2] Was es aber für eine Bewandtnis mit dieser typischen Szene des an den Marterpfahl gebundenen und mit Pfeilen beschossenen Gefangenen hat, zeigt uns der Umstand, daß in Mexiko der Repräsentant des Gottes in der Kulthandlung, welche „Erschießen mit Pfeilen" genannt wird, in der Koitusstellung der Frau an ein Gerüst gebunden wurde.[3]

10

Die Geschichte der Menschheit kann auch als ein Wechselspiel zwischen der Verdrängung und dem Verdrängten betrachtet werden. Bei der Untersuchung der australischen Urvölker hat sich ein weitgehendes Ko-Variieren gewisser Erscheinungen herausgestellt, deren Zusammenhang auf dieser Grundlage verständlich wird. Bei den Stämmen des Südostens finden wir einen Totemismus, der sich hauptsächlich in Verboten erschöpft. Das Zahnausschlagen, also eine im Vergleich zur Beschneidung verhülltere Milderungsform der Kastration, erscheint als Höhepunkt der Männerweiheriten, während bei den Zentral- und Nordstämmen die Beschneidung mit einem totemistischen Fruchtbarkeitskult mit Überlebsel der Brunstzeit und mit der Erzeugerrolle des Totemtieres als gemeinschaftlichen Ich-Ideals einhergeht. Ferner erwähne ich noch, daß die Religion der Stämme vom Verdrängungstypus von dem übermächtigen Vertreter des getöteten Urvaters von *Mungan ngaua* und ähnlichen „Vätern im Himmel" beherrscht wird, während bei den Zentralstämmen alle Einrichtungen auf Horden wandernder zauberkräftiger Ahnen, also auf die Brüderhorde zurückgeführt werden. Dies alles bietet ein gutes Beispiel für die Wichtigkeit der infantilen Traumata im Völkerleben. Bei den Stämmen des Südostens endete der Urhordenkampf mit dem Sieg der Väter oder eigentlich mit dem Sieg einer Generation

1) Vgl. Róheim: Das Selbst. Imago VII. 492.
2) Handbook of American Indians. II. 146.
3) J. Löwenthal: Die Religion der Ostalgonkin. 1913. 198. Ed. Seler: Comm. zum Codex Borgia. I. 171—174. Ed. Seler: Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. II. 1904. 1073; III. 317.

von Söhnen, bei denen die Vergeltungsfurcht eine größere Rolle spielte als der Inzestwunsch. Sie schufen also die Grundlagen der Gesellschaft in der Vatereinstellung mit dem Kult des Allvaters und der Verdrängung. Bei den Zentralstämmen siegt die Bruderhorde und von Zeit zu Zeit werden die beiden Grundverbote des Totemismus (Inzest und Totemessen) feierlich durchbrochen. Und nun kommt das Merkwürdigste. Die ursprüngliche Gesellschaftsform der Verdrängungsstämme ist ein Zweiklassensystem mit Mutterfolge. Das heißt: wenn wir die beiden Hälften des Stammes voneinander als *A* und *B* unterscheiden und mit *m* die Männer, mit *f* die Frauen bezeichnen, so sind bei einer Ehe von *Am* mit *Bf* die Kinder *Bmf*. Sie gehören zur selben Heiratsklasse wie die Mutter, also darf der Sohn *Bm* keinen Geschlechtsverkehr mit der Mutter und auch nicht mit seinen Schwestern, die alle *Bf* sind, pflegen. Wohl aber wäre ein Inzest zwischen dem Vater *Am* und seinen Töchtern *Bf* möglich. Die matrilineare Einrichtung der Südstämme entspricht also vollkommen unseren Erwartungen, sie ist vom Standpunkt der Väter leicht verständlich. Umgekehrt liegen die Verhältnisse im Norden.

Wenn ich nämlich richtig erschlossen habe, daß die Heiratsklassen dieser Stämme auf einem Zweiklassensystem mit Vaterfolge beruhen, so wären bei einer Ehe von *Am* mit *Bf* die Kinder *Amf*. Eine Ehe des Sohnes demnach sowohl mit der Mutter, als auch mit den Schwestern wäre gestattet, während der Vater hier durch die Regel der Exogamie von der Tochter getrennt ist.[1] Hie Urvater, hie Bruderhorde! Und tatsächlich herrscht die Vaterfolge, dem Geist der Bruderrevolution entsprungen, noch immer bei den fortschrittlichen, die der Mutterfolge bei den rückständigen Rassen der Menschheit.[2]

11

Eine andere psychologische Einteilung der Völker ist auf Grundlage ihres Verhaltens zur Außenwelt möglich und auch oft versucht worden. Man spricht etwa von intro- und extravertierten oder, psychoanalytisch ausgedrückt, von narzißtischen und objekt-erotischen Völkern. „Das alte, spekulative Indien mit den mystischen Systemen der Philosophie und der Religion, die wir

1) Ich ergreife die Gelegenheit, um das kryptomnestische Versehen, welches ich mir in meinem Buch zuschulden kommen ließ, richtigzustellen. Die Bemerkungen über Vater- und Mutterfolge gehen auf **Freud**: Totem und Tabu, 1913, Anm. 1, zurück, beziehen sich aber dort auf Totemverbände. Eigentlich handelt es sich hier aber um die Phratrie.

2) Vgl. **Róheim**: Australian Totemism. 1925. 426, 431, 432, 434.

Brahmanismus nennen, war zweifelsohne introvertiert", sagt Professor Seligman.[1] Jedenfalls scheint das für die Heimat des Buddhismus zu stimmen, da ja das Endziel der buddhistischen Versenkung als Regression zum Intrauterinleben nicht zu verkennen ist.[2]

Bei einer näheren Untersuchung der Mythenstoffe, insbesondere der Sage von der wilden Jagd, stellt sich aber heraus, daß diese intrauterine Einstellung keineswegs als primär, sondern als Regressionserscheinung zu betrachten ist.

Die Entstehung des Buddhismus hängt ja eingestandenermaßen mit einer Flucht vor dem ewigen Wiederholungszwang der Wiedergeburten zusammen. In der Wiedergeburtsphantasie erkennt Freud „eine Milderung, sozusagen ein Euphemismus für die Phantasie des inzestuösen Verkehrs mit der Mutter",[3] und es ist auch mit Hilfe der vergleichenden Mythenforschung nachweisbar, daß die indogermanische Urzeit jener ewigen Wiederholung des Kampfes um das Inzestobjekt noch relativ angstlos, lustvoll und bejahend gegenüberstand.[4]

Und tatsächlich läßt sich die Analogie zwischen der naiv lebensfrohen Weltbejahung des vedischen und des europäischen Heldenzeitalters nicht verkennen.[5] Beiden ist das Leben eine ewige, aber dennoch nicht ermüdende Jagd nach den Freuden dieser Welt. Das Gegenspiel libidinöser Strebungen (Hetero- und Homosexualität, genital und prägenital) hält die Spannung auf gleicher Höhe und ermöglicht kulturelle Ersatzbildungen. Dann setzen Verfallserscheinungen, die man historisch als „Mittelalter" zu bezeichnen pflegt, hüben wie drüben ein. Zuerst das Zwangsneurotische in der Scholastik und Upanishadenlehre, dann in Indien die von Alexander gekennzeichnete weitergehende Regression von der Melancholie zur Schizophrenie. Indien hat ein Mittelalter von zwei Jahrtausenden hinter sich,[6] dementsprechend hat die Flucht vor der Mutter-Natur hier tiefere Spuren hinterlassen, während Europa den Pubertätsheroismus des Heldenzeitalters in dem Geist der Aufklärung und den Naturwissenschaften wiederholt.[7]

1) Seligman: Anthropology and Psychology. Journal R. A. J. 1924. 30. Vgl. auch Cohen-Portheim: Asien als Erzieher. 1920.

2) Alexander: Der biologische Sinn psychischer Vorgänge. Imago IX. 45.

3) Freud: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 546.

4) Vgl. die demnächst erscheinende Arbeit „Die wilde Jagd".

5) Vgl. L. v. Schroeder: Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung. 1887. 384.

6) Schroeder, l. c. 256.

7) Vgl. S. Radó: Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse. Imago VIII. 401.

Die Verschiedenartigkeit der Entwicklung zu erklären scheint aber vorläufig noch nicht möglich. Auch können wir zwar behaupten, daß die Reihenbildung mit der Kulturentwicklung, das Verneinen der Lust in der Reihe mit dem Verfall zusammenhängt; wir wären aber einigermaßen in Verlegenheit, wenn man uns fragen würde, warum dieses Volk zur Reihenbildung mehr neigt als das andere, und welche weiteren Faktoren noch hinzukommen müssen, damit aus der Reihenbildung eine Kultur in unserem Sinne entstehe.

12

Von der Reihenbildung ausgehend, läßt sich aber der Versuch machen, die Einwirkung psychischer Faktoren auf die Geschichte zu untersuchen. Bekanntlich hat die Psychoanalyse den Reisetrieb als Flucht vor der Mutter oder vor dem Vater gedeutet.[1] Die der Mutter entzogene Libido wird zur Besetzung immer neuer Gegenden verwendet, wobei dann die Inzestverdrängung die Besetzung immer wieder loslöst und eine räumliche Reihenbildung ein verhältnismäßig rasches Nacheinander der „Erd-Mütter" entstehen läßt.

Es scheint, daß diese Züge sich auch bei den Polynesiern, den Wikingern der Südsee, nachweisen lassen. Da hätten wir die Sage von der Entstehung der fünften Ordnung der Wesen durch Taaroa und Hina. Hina (das Weib, „*kat exochen*, die Mondgöttin") fragt den Taaroa (den Himmelsgott), „wie soll der Mensch gemacht werden". Und Taaroa antwortet: „Gehe ans Land und suche deinen Bruder." „Ich war dort und fand ihn nicht." „Suche ihn im Meer." Als sie weggegangen war, verwandelte sich Taaroa in Tii (der erste Mensch). Hina trifft ihn und sie leben zusammen als Geschwister und zugleich als Ehegatten. Ihr Sohn war Tai, der erste Mensch. Sie hatten auch eine Tochter, die sich wiederum mit dem Vater vermählte und ebenfalls Hina hieß. Ihr Sohn war Taata (Mensch), mit dem sich nun wiederum Hina, also seine Großmutter, vermählte, nachdem sie sich in eine junge Frau verwandelt hatte.[2]

In dieser Sage finden wir also eine Wanderung zu See und Land nach dem Objekt des inzestuösen Begehrens, welche auch mit einer Reihenbildung einhergeht. Denn es sind ja alle Göttinnen, die auf dem Schauplatz der Handlung erscheinen, nur Wiederholungen der Urmutter Hina und alle ihre männlichen Partner Wiederholungen des Urvaters Tangaroa. Bezeichnenderweise bemerkt die Sage sowohl bei Tii, wie auch bei seinem

1) Winterstein: Zur Psychoanalyse des Reisens. Imago I, S. 489 ff.
2) Domeny de Rienzi: Ozeanien. II. 1839. 461.

Sohn Tai und dann wieder bei der nächsten Generation „dies war der erste Mensch". Jene Rolle gebührt aber auch dem Tane, von dem die Sage berichtet, wie er, eigentlich seine Mutter Hina suchend, sich nacheinander mit der „Hina" der Wälder, Bäche, Felsen usw. vermählt und mit ihnen verschiedene Wesen zeugt.[1] Es ist auch lehrreich, im Wörterbuch eine kleine Nachlese zu halten. Da erfahren wir, daß Tane eigentlich den Gatten bedeutet, *whaka-tane* = „*to become a man; virile*". In Samoa, Hawaii, Tahiti und Rarotonga bedeutet Tane den Gatten, das Männliche, und in Tonga bedeutet „*taane*" ein Hochzeitsfest feiern.[2] Er ist eben der Mann, der Penis, die Libido, die ewig die Mutter suchend, auf ihrem Wanderweg eine Reihe von Ersatzobjekten entstehen läßt.[3] Der Wanderheld der Torresstraße heißt Sida. Er kommt von Neuguinea, fliegt in der Gestalt eines Fregattenvogels nach Gebar und sagt dort: „Ich wünsche eine Frau." Diese Episode wiederholt sich auf verschiedenen Inseln, überall bekommt er ein altes Weib und schenkt der Insel dafür Kokosnüsse und andere Nutzpflanzen. Zuletzt kommt er nach Murray Island, hier schenkt man ihm ein junges Mädchen und eine reiche Vegetation entsteht als unmittelbare Folge des Koitus. Sidas Wanderungsweg ist aber auch der Wanderungsweg der Ahnen dieser Völker oder wenigstens einer tatsächlichen Einwanderung von Neuguinea auf diese Inseln.[4] Somit wäre der Zusammenhang zwischen Völkerwanderung und erotischer Reihenbildung einwandfrei erwiesen. Als Symptom der psychischen Bedingtheit des Wandertriebes werden wir demgemäß eine polytheistische Mythologie erwarten, deren Götter und Göttinnen recht deutlich als Abspaltungen eines Urtypus zu erweisen sind.

Am Anfang der Maori-Mythologie steht die Sage von Rangi (Uranos) und Papa (Gaia). Sie hatten fünf Söhne und lange zauderten diese, bis sie sich entschließen konnten, ihre Eltern, die, wie in der griechischen Sage, in steter Umarmung lebten, auseinanderzureißen, beziehungsweise zu töten. Endlich wird die Tat von Tane, d. h. dem Penis, vollbracht.[5] Einer der

1) Shortland: Maori Religion and Mythology. 1882. 22.

2) Tregearn: Maori Polynesian Comparative Dictionary. 460.

3) „*Tane is the Fertilizer of Maori Myth. He produces trees and has a dozen names each of which indicates some phase of his activity.*" Elsdon Best: The Maori. Memoirs of the Polynesian Society. Vol. V. 1924. 99.

4) Vgl. A. C. Haddon: Cambridge Expedition to Torres Straits. V. 28. VI. 29. Über Sida in Neuguinea. W. N. Beaver: Unexplored New Guinea. 1920. 176, 302. Siehe auch Róheim: Australian Totemism. 1925. 314—324.

5) Die aufrechtstehenden (phallischen) Steine in Hawaii heißen *pohaku a kane*. Fornander: Collection of Hawaiian Antiquities and Folk Lore. Memoirs of the Polynesian Society. VI. 347.

Brüder heißt Tangaroa, der Gott des Meeres.[1] Denselben finden wir als Himmelsvater in Samoa, wo er durch seine Tochter Turi die Erde schafft.[2] In Tonga scheint er zwar nur als Gott der Zimmerleute und Handwerker, aber seine Rolle in der Schöpfungssage, sowie der ethnologisch enge Zusammenhang zwischen Tonga und Samoa legen die Vermutung nahe, daß wir es auch hier mit einem herabgesunkenen Schöpfergott zu tun haben.[3] In Hawaii und auf den Marquesasinseln ist er der Böse, der Führer des Aufstandes gegen die göttliche Weltordnung, der Herr des Westens und der Unterwelt, der Tod.[4] Hier erscheint er auch als Genosse Tanes, beide in der Gestalt von Jünglingen und in der Rolle von Fruchtbarkeitsgöttern.[5] Die Ansätze zu einer Reihenbildung liegen demnach schon in den Gegensatzpaaren Gut und Böse oder Vater und Sohn, die jeweilig verschieden kombiniert werden können. Wenn er dann in Mangaia als Erstgeborener des Urelternpaares,[6] in Melanesien als eine Brüderschar erscheint,[7] in Neuseeland die Urtat in nahe anthropomorpher Form wiederholt und dann auch erleidet,[8] überall aber als Gott der Meere[9] und der Schiffe, d. h. der Wanderungen der Urpolynesier auftritt, so liegt es nahe, zwischen Reihenbildung im Polytheismus, Wanderung und dem Ausgang des Urhordenkampfes einen Zusammenhang anzunehmen. Die Analyse der polytheischen Mythologie würde nämlich zweifelsohne das Resultat ergeben, daß alle Götter sowie alle Göttinnen durch fortgesetzte Abspaltung je einer, beziehungsweise je zweier Urgestalten entstanden sind, je nachdem wir Vater-Sohn, Mutter-Tochter[10] als Anfang der Reihe ansetzen. Eine solche durch Spaltung entstandene Reihenbildung läßt sich auch in der Paranoia beob-

1) G. Grey: Polynesian Mythology. VI. 347.

2) G. Turner: Samoa a hundred years ago. 1884. 7. Stair: Old Samoa. 1897. 212.

3) Vgl. W. H. R. Rivers: The History of Melanesian Society. 1914. II. 399; und auch W. Mariner: An Account of the Natives of the Tonga Islands. 1827. I. 108, 113.

4) Tregear: Maori Polynesian Comparative Dictionary. 464. G. Thrum: Hawaiian Folk Tales. 1907. 18.

5) Ad. Bastian: Heilige Sage der Polynesier. 1881. 132, 133.

6) W. W. Gill: Myths and Songs from the South Pacific. 1876. 10.

7) R. Codrington: The Melanesians. 1891, 156.

8) Vgl. History and Traditions of Rarotonga. Journal of the Polynesian Society. VIII. 67. White: Ancient History of the Maori. I. 22, 23. Maui ebenfalls ein Wanderheld, Sohn und Abspaltung Tangaroas, hebt mit seinem Vater Ru den Himmel empor, wonach er dann den Vater tötet. Westerwelt: Legends of Ma-ui. 1910. 37, 38.

9) Selbst im melanesischen Randgebiet ist Tangaroa Urheber des Meeres. Codrington, l. c. 370.

10) Eine Reihe von Hina-Gestalten! Siehe Percy Smith: Nive and its People. J. P. S. XII. 92.

achten, sie ist nach psychoanalytischer Annahme durch die übergroße Intensität der Vater-Imago bedingt und stellt einen Versuch zur Bewältigung dieser Spannung dar. Anderseits bedeuten aber die vielen Verfolger, die an Stelle des Einen, Großen treten, wiederum die Bruderhorde. Vielleicht läßt sich diese funktionelle und historische Bedeutung der Reihenbildung in der Annahme vereinigen, der Einzelne in der Urmasse hätte sich den Brüdern zugewendet, nachdem er mit dem Vater nicht fertig werden konnte, d. h. es waren die von der Herde abgetriebenen Männchen, die sich gegenseitig zum Objekt nahmen und somit zu einer Reihe von flüchtigen Libidobesetzungen gelangten.[1] Die Brüder waren aber nur unvollkommene Ersatzbildungen der Mutter, daher die Bedeutung der Homosexualität in der erotischen Reihenbildung (Don Juan) und darum ist der Sohnesgott Tammuz mit der Mutter identisch.[2] In jener Periode des Abgetriebenwerdens dürfte auch die Wiederholung der vermutlich zuerst nach der Geburt erfolgten Besetzung der Umgebung (Erde) mit mütterlichen Libidoquantitäten erfolgt sein, da die Symbolbildung erst jetzt in der Abwesenheit der begehrten Mutter zur wirklichen Notwendigkeit wurde.

Bedenken wir aber, daß sowohl nach den Theorien der Ethnologen wie nach den Sagen selbst als Helden der Urwanderungen stets eine Gruppe von Männern ohne Frauen auftreten,[3] dann liegt die Annahme nahe, daß der Mangel an Weibern eben die Ursache der Wanderung ist. Denn nicht immer mag der Urhordenkampf den gleichen Ausgang genommen haben. Vielleicht kam es auch nach etlichen Generationen gelungener Revolutionen zu einer endgültigen Niederlage, zum Vertreiben der jungen Männchen von der Herde. Diese Horde der vertriebenen Brüder auf der Suche nach dem Weibe führt dann zur Entstehung der Exogamie, während ihre Flucht aus der Urhorde die richtige „fluchtartige Entziehung der Besetzungen" und somit eine Urform der Verdrängung bilden würde. Solche Völker würden dann dazu neigen, die Urflucht stets wiederholend und stets nach neuen Ersatzobjekten der Mutter sowohl in anderen Frauen wie in der

1) Vgl. Freud: Massenpsychologie (Ges. Schriften VI, S. 327). Über Paranoia und Bruderhorde vgl. Róheim: Das Völkerpsychologische in Freuds Massenpsychologie. Int. Zschr. f. PsA. VIII, 1922, 209.

2) S. Langdon: Tammuz and Ishtar. 1914. 16.

3) „*It is probably a very general character of human migrations differentiating them from those of other animals, that women are absent or but few in number as compared with the men.*" W. H. R. Rivers: The History of Melanesian Society. 1914. II. 295. Vgl. die „Transformer", Wanderhelden der Nordwestamerikaner. F. Boas: Indianische Sagen der Nordpazifischen Küste Amerikas. 1895.

Natur suchend, zu Wandervölkern zu werden und in ihrer Götterwelt die Spaltung und Reihenbildung zu wiederholen. Hie Hellas,[1] hie Mangaia! Odysseus, der Wanderer, sucht die Kalypso-Penelope, Maui[2] die Hine-nui-te-po und in Griechenland und Polynesien ist die „hohe Mythologie" zu Hause. Dem wäre noch hinzuzufügen, daß jene Niederlage der Brüder mit dem darauf folgenden Sieg gegen einen fremden „Urvater" eine gewisse Tendenz seitens der Brüder einen auf Inzestflucht beruhenden unvollkommenen Siegeswunsch voraussetzt, der wiederum dem nichterreichten Genitalprimat der genitofugalen Libidoströmung entsprechen würde. Die Libido genitofugal, das Volk zentrifugal. Genitofugal, d. h. auf dem Rückweg von dem Genitalorgan den eigenen Körper oder andere Objekte genitalisierend, sind aber Hysterie und Kunst . . ., man denke an griechische Kunst, aber auch an die polynesische!

13

Haben wir im letzten Abschnitt die Einwirkung psychischer Faktoren auf die Geschichte der Völker untersucht, so blieb doch unser Ausgangspunkt die Annahme, daß diese psychischen Faktoren wiederum historisch, nämlich aus der Urgeschichte der Menschheit zu deuten sind. Wie sich Urgeschichte in Geschichte fortsetzt, wie die Urereignisse, eine ununterbrochene Kette bildend, in unsere Tage hineinreichen, soll jetzt untersucht werden. Die moderne Ethnologie legt großes Gewicht auf Wanderung und Entlehnung, auf die Einwirkungen der Nachbarvölker aufeinander. Nicht mit Unrecht, denn mit dem Auftreten des anderen Stammes hört die Vorgeschichte, die Kinderstube auf, und die Geschichte einer Menschengruppe nimmt ihren Anfang. In früheren Arbeiten versuchte ich insbesondere Krieg und Kopfjagd als Wiederholungsformen des Urkampfes, den Feind oder Stammesfremden somit als „unheimlichen" Wiedergänger des getöteten Urvaters zu erweisen. Nun wollen wir überlegen, inwiefern jene Deutung zur Erklärung der Entlehnungen, eventuell sogar zur Erklärung der Annahme einer fremden Kultur, eines fremden Volkscharakters zu verwerten ist. Es ist bekannt, daß viele kleinere afrikanische Stämme die kriegsberühmten Massai in Tracht und Art nachahmen („Massaiaffen"), um den

1) Vgl. die Bemerkung von Freud: Imago. I, 491. Dritte Fußnote. — Über Wanderungssagen und Abspaltung beziehungsweise Doppelung in Griechenland vgl.: Eitrem: Beiträge zur griechischen Religionsgeschichte. III. Kap. 7. 1920.

2) Zur Bedeutung des Maui, *Mou = life, alive, to live. Mauri, mouri = life, life principle.* Elsdon Best: The Maori. Memoirs of the Polynesian Society. V. 1924. 140.

anderen als echte Massai zu imponieren.[1] Theophylactus Simocatta erzählt, wie ein „Var Chuni" genannter Stamm sich so gebärdete, als ob sie die berühmten, mächtigen Awaren wären. Die kleinen Stämme der Umgebung wurden getäuscht, sie glaubten, das seien die Awaren selbst und unterwarfen sich den Ankömmlingen. Sie sehen nun, daß ihre List geglückt ist und nannten sich jetzt wirklich Awaren, obwohl sie nur Pseudoawaren waren.[2]

Wenn das fremde Volk, besonders aber ein irgendwie, sei es kriegerisch oder kulturell, überlegenes als Wiedergänger der toten Väter erscheint, wird auch der bisher psychologisch unaufgeklärte Vorgang der Übernahme fremder Sitten und Kulturen verständlich. „Der kleine Knabe legt ein besonderes Interesse für seinen Vater an den Tag, er möchte so werden und so sein wie er, in allen Stücken an seine Stelle treten. Sagen wir ruhig: er nimmt den Vater zu seinem Ideal."[3] Als Schulbeispiel des vorausgesetzten Vorganges seien aber die Ansichten der Australier über die weißen Eroberer angeführt. Die Eingeborenen der Koburg-Halbinsel sehen in jedem Fremden, sowohl in den Europäern wie in den Farbigen, einen ihrer auferstandenen Toten.[4] Die Kamilaroi glaubten, daß sich ihre Seelen nach dem Tode in Weiße verwandeln.[5] Als die Weißen auf ihren Schiffen an die Westküste Australiens kamen, glaubten die Whajook in ihnen die Ahnen des Stammes zu erkennen.[6] Wenn wir demnach voraussetzen, daß ein Volk dem anderen als Neubelebung des Vaterideals zum Lehrmeister in der Kultur werden kann, gewinnt auch jene Deutung der Ethnologen einen gewissen Sinn, die in den Sagen von himmlischen Kulturheroen die Spuren kultureller Beeinflussung seitens höherstehender Völker erblicken wollen.[7] Diese Sagengestalten sind nämlich anderseits vom psychoanalytischen Standpunkt Vertreter der Vater-Imago, Ahnen; sie können aber beides sein, indem der Vater für das Kind der eigentliche Kulturträger ist, und der Fremde nur als Vater zum Kulturträger werden konnte.

So können im Laufe der Geschichte verschiedene mehr minder ichfremde Idealbildungen einem Volke aufgepropft werden. Ja, auch die

1) Buschan: Illustrierte Völkerkunde I. 1922. 566..

2) Theophylactus. VII. 8.

3) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. (Ges. Schr. VI, 303).

4) G. Windsor Earl: On the Aboriginal Triebes of the Northern Coast of Australia. Journ. Geogr. Soc. XVI. 1896. 240.

5) W. Ridley: Australian Languages and Traditions. Journ. of the Royal Anthr. Inst. VII. 242.

6) E. M. Curr: The Australian Race. 1886. I. 339.

7) W. I. Perry: The Children of the Sun. 1923.

Wanderung einzelner Gebräuche kann modifizierend auf die unbewußte Einstellung eines Volkes einwirken. Ich denke an jene Mitteilungen über gewisse Formen der aktiven Therapie, die unlängst von Dr. Ferenczi in einer Sitzung der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung gemacht wurden. Er hat nämlich bei gewissen Patienten eine angstfreiere Einstellung, eine Annäherung zur erotischen und zur sonstigen Realität erzielt, indem er sie aufforderte, die Vorhaut zurückzustülpen und damit die Dauerinvaginierung der Eichel aufzugeben. Dasselbe erreichen aber die Primitiven in der Männerweihe durch die Beschneidung. Wenn man nun bei diesen Riten nicht nur den unbewußten Sinn, sondern auch die Verbreitung berücksichtigt, muß man annehmen, daß die Sitte nicht überall, wo sie heute existiert, autochthon entstanden ist, sondern sich aus einigen Verbreitungszentren von Volk zu Volk fortpflanzte. Es wäre anzunehmen, daß eine solche Übernahme der Beschneidung nicht ohne Wirkung auf den Gesamthabitus eines Volkes bleiben kann. In Australien scheint sich die Sache nun ethnologisch so zu verhalten, daß die Stämme mit Zahnausschlagen als Initiationsritus von den Stämmen, welche die Beschneidung ausüben, abgedrängt worden sind, und jene spätere Völkerwelle betrachtet sich, wie auch sonst Beschnittene den Unbeschnittenen gegenüber, als die überlegene.[1]

14

Das Ergebnis dieser Untersuchungen wäre demnach, daß die psychischen Variationen des ewig Menschlichen sich auch unter den Völkerindividuen feststellen und psychoanalytisch deuten lassen. Diese Unterschiede sind auch verschieden bedingt. Vor allem haben wir die Unterschiede der Libidoökonomie der Verteilung einer als konstant aufzufassenden Libidoquantität. Am auffallendsten tritt dies beim Übergang von den Natur- zu den Kulturvölkern zutage. Erst durch die Entstehung der psychischen Sphinkterfunktion durch den Übergang vom Oralen zum Analcharakter wird auch die Entstehung unserer Kultur erklärlich. Nicht nur, daß die Sorge um die Zukunft die Anhäufung der Nahrung erst durch eine rückläufige Verschiebung der Sphinkterfunktion vom Analen auf das Orale ermöglicht wird. Es stellen sich auch andere Überlegungen ein; namentlich der Zusammenhang mit der Entstehung des sozialen Genitalprimates. In einer

---

1) „*The Bidas look upon themselves as being superior in race to the Banapas.*" Howitt: Native Tribes of South East Australia. 1904. 644. Bidas, die sowohl beschnitten wie subinzidiert sind, Banapas, Randvölker zwischen diesen und der älteren Schichte.

Untersuchung, deren Ergebnisse in Buchform veröffentlicht werden, glaube ich bewiesen zu haben, daß der Gott-König der altorientalischen Kultur den Phallos der Gesellschaft darstellt. Es ist anzunehmen, daß die durch die Sphinkterbeherrschung bedingte Spannungserhöhung wesentlich zur Erreichung dieses Genitalprimates beigetragen haben mag (Ferenczi).

Als Bestätigung dieser Auffassung will ich noch erwähnen, daß das Orale bei den Primitiven eine viel geringere Rolle im Liebesleben (Küssen, beinahe unbekannt), dafür aber eine entsprechend größere in sozialen Bildungen spielt. Mit dem Abbau des oralen und Aufbau des analen Charakters scheinen auch gewisse früher im Ich verarbeitete orale Libidoquantitäten wieder freigeworden und an ihre ursprüngliche Stelle zurückgeströmt zu sein. Da wir ferner wissen, daß der *Coitus a tergo* bei den Primitiven mehr verbreitet ist wie bei den Kulturvölkern, dürfen wir vielleicht auch hier annehmen, daß sich anallibidinöse Strebungen in Züge des Analcharakters verwandelt haben. Auch jene Unterschiede, die wir auf die relative Stärke der Verdrängung und auf die Wiederkehr des Verdrängten zurückgeführt haben, lassen sich als Unterschiede der Libidoökonomie auffassen, indem die Verdrängung durch die Entziehung der Libido von der Mutter und durch die Besetzung der väterlichen Leiche mit dieser Libido (Ausgangspunkt des Über-Ich) aufrechterhalten wird, und drittens handelt es sich beim Oszillieren zwischen Objektliebe und Narzißmus ebenfalls um eine Frage der Libidoökonomie. Von einem historischen Standpunkt ausgehend und die ontogenetische Parallele heranziehend, kann man diese Unterschiede der Libidoökonomie auch als Stufenunterschiede deuten, während diese Stufen selbst wohl als Reaktionserscheinungen auf noch unbekannte Traumata der Urzeit entstanden sind. In dem wechselnden Verhältnis des Verdrängten zur Verdrängung spiegelt sich aber auch eine nähere urmenschliche Vergangenheit. Wie die Schicksale der Einzelnen ihre individuelle Urzeit wiederholen, so wird es auch bei den Völkerindividuen zugegangen sein. Wir vermuten hier gewisse Unterschiede im Ausgang des Urhordenkampfes. Bei einer großen Völkergruppe wird die Stabilisierung im Sinne der Väter zustande gekommen sein. Sie entwickelten ein Zweiklassensystem mit Mutterfolge mit dem obersten Gebot: kein Geschlechtsverkehr zwischen Mutter und Sohn. Diese Völker sind von der Vater-Imago beherrscht, konservativ, rückständig geblieben. Eine zweite große Gruppe hat die Stabilisierung wohl etwas später vorgenommen und eine Gesellschaftsform hervorgebracht, die einer Legalisierung der Sohnesrevolution gleichkommt. Ein Zweiklassensystem mit Vaterfolge; die Söhne

dürfen die Mutter, nicht aber die Väter ihre Töchter heiraten. Trotzdem nun eine solche Gesellschaftsform sich nicht halten ließ und durch das Verschwinden des Zweiklassensystems später in dem einfachen patrilinearen System die Vateridee wieder stärker hervortrat, blieb diesen Menschengruppen von der Urzeit die fortschrittliche, revolutionäre Einstellung, und sie bilden heute die führenden Mitglieder der Völkergesellschaft. Eine dritte Lösung der Urhordensituation bestand in einem Sieg der Väter, aber ohne Unterwerfung der Söhne.

Es kam zu den Wanderungen der abgetriebenen Männchen, deren Lebensschicksale sich in der psychischen Einstellung (Reihenbildung, Polytheismus) gewisser Völker spiegeln. Um aber zu erklären, warum die Lösung der Urhordensituation in dieser oder jener Weise erfolgte, müssen wir wieder zu der Annahme gewisser Tendenzen, zu dem genitofugalen Zug der Libido greifen. Hier haben wir es wahrscheinlich mit den Urtatsachen des Lebens zu tun. Wahrscheinlich sind sowohl Regression (Inzest) wie Exogamie als die durch die Spaltung hervorgerufene Flucht vor dem Urobjekt schon lange vorgebildet, ehe sie sich in der Urhorde eine Gesellschaftsform schaffen. Alle diese Unterschiede, mögen sie nun geschichtlich bedingt sein, in der Verteilung der Libidoquantitäten, in der topischen Lagerung der Urtendenzen oder in den Mechanismen der sekundären Bearbeitung liegen, können in Verbindung mit verschiedenen Stufen in der Ich-Entwicklung der Völker auftreten. Eine Idealbildung überlagert die andere, Kulturen werden nachgeahmt und den Urtendenzen entsprechend bearbeitet. Nachdem wir somit die Grenzen einer zukünftigen Wissenschaft angedeutet haben, merken wir erst recht, wie weit die Völkerpsychologie hinter der individuellen Analyse zurückgeblieben ist. Denn die bisherige analytische Ethnologie kann doch nur beanspruchen, eine Symptomanalyse zu sein, während die klinische Analyse schon längst zu einer Analyse der Gesamtpersönlichkeit geworden ist. Doch ich zweifle nicht daran, daß eine Zeit kommen wird, in der, wie Rivers es wünschte, die Einheit der Ethnologie hergestellt sein wird.[1] In dieser Synthese der verschiedenen Wissenszweige (Archäologie, Anthropologie, Sprachforschung, Ethnographie, Soziologie, Religionswissenschaft) wird aber der Psychoanalyse die zentrale Rolle zukommen. Ohne sie fehlte „das geistige Band“ und die noch so sauber herauspräparierten Bestandteile ließen sich nie zu einer lebendigen Einheit zusammenfassen.

1) W. H. R. Rivers: The Unity of Anthropology. Journal of the Royal Anthr Inst. 1922. LII.

Die Zukunft wird die Fragen lösen, jedem Volk seine besondere Altersstufe oder spezifische Neurosenform zuweisen und die Wissenschaft der Völkerpsychologie von der prägenitalen Haß- und Projektionsstufe auf die Stufe einer objektsangepaßten und objektiven Psychologie der Völker emporheben.

Der Familienvater

Von

Alice Bálint

Budapest

Erwachsensein, d. h. die Erledigung des Ödipus-Komplexes und die volle Entwicklung des Realitätssinnes sowohl auf der Ich-Seite wie auf der libidinösen Seite (erotischer Realitätssinn),[1] ist eine Aufgabe, an der wir unser Leben lang arbeiten. Im Leben der Völker spielt dieses Problem eine ebenso große Rolle, wie im Leben des Einzelnen. Es gibt infantile Völker genau so wie infantile Menschen und in den sozialen Einrichtungen der verschiedenen Nationen spiegeln sich alle Entwicklungsstufen und Regressionsmöglichkeiten, die wir im Seelenleben des Individuums auffinden können. Innerhalb des infantilsten Volkes gibt es natürlich erwachsene Menschen, doch die Einstellung der anderen zu diesen und der Platz der ihnen zugewiesen wird, sind charakteristisch für die Entwicklungsstufe, die die Kultur eines Volkes im allgemeinen erreicht hat. Besonders aufschlußreich ist in dieser Beziehung das Studium des Häuptlingswesens und der politischen Organisation, da unter primitiven Verhältnissen eben die Häuptlinge und führenden Männer die „erwachsenen" Mitglieder des Stammes sind. Die analytische Erfahrung hat uns gelehrt, daß jede Autorität ein Abkömmling der elterlichen Autorität ist. Die Einstellung zur Autorität im allgemeinen zeigt uns daher am besten, auf welche Weise und bis zu welchem Grade die Erledigung des Ödipus-Konfliktes gelungen ist.

Das Studium der Prärie-Indianer Nordamerikas bot mir Gelegenheit, eine besondere Form des Häuptlingsideals und den entsprechenden Lösungsversuch des Ödipus-Komplexes zu analysieren. Ich nannte dieses Häuptlingsideal den „Familienvater", da sein Charakter dem, was wir heute

1) Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XV.)

einen Familienvater nennen, in wesentlichen Punkten gleicht. Bei dem Indianerhäuptling finden wir diese Züge in einer Vergrößerung und Schematisierung, die uns zum besseren Verständnis der kulturhistorischen Bedeutung der Entwicklung der Vaterfigur, vom Urvater zum Familienvater, verhilft.

Der ideale Indianerhäuptling ist ein wohlwollender, weiser und friedliebender Mann, der seine Stellung in erster Reihe seiner außerordentlichen Freigebigkeit verdankt. Diese Freigebigkeit äußert sich im besonderen in der Veranstaltung großer Schmausereien, bei denen groß und klein geladen ist. Dabei hat der Häuptling als solcher keine besonderen Einnahmen, noch wird er etwa bei der Verteilung der Jagdbeute irgendwie bevorzugt.[1] Daher kann sich nur ein reicher Mann um die Häuptlingswürde bewerben, der außerdem noch über den Beistand einer ausgedehnten Verwandtschaft verfügt. Und wenn er sein Ziel erreicht hat, ist er oft der ärmste Mann des Stammes, da er alle seine Habe verschenkt hat.[2]

Bei der unbestreitbar älteren Form des erblichen Häuptlingstums tritt die tiefere Bedeutung der im Vordergrund stehenden Forderung der Freigebigkeit weit klarer zutage, da bei dem Wahlhäuptlingstum die Verdeckung der eigentlichen Motive durch Rationalisierung (auch von seiten der Forschungsreisenden) viel leichter gelingt. Bei den Sioux-Stämmen der Dheghiha-Gruppe und den Iowa, war die Häuptlingswürde in jenen Gentes bzw. Subgentes erblich, deren Totem die Hauptnahrung des Stammes bildete, oder die die Riten zur Vermehrung und Erhaltung dieser wichtigsten Lebensmittel besaßen.[3] Die Beziehung des Häuptlingstums zu der Hauptnahrung des Stammes ist so fest, daß nach dem Übergang der meisten Sioux-Stämme vom Ackerbau zur Büffeljagd, die Büffelgentes die führende Rolle an Stelle der Maisgentes übernahmen, oder, daß letztere neben den alten Ackerbauriten auch Jagdriten entwickelten und so allmählich zu Büffelgentes wurden.[4]

In dem Schema der Stammesorganisation, in der jeder Gens eine bestimmte Funktion zugeteilt ist, vertritt die Gens, deren Riten für die Nahrung

1) P. Radin: The Winnebago Ind. 37th A. Nep. Bur. Am. Ethn., p. 290. — C. Wissler: Soc. Life of the Blackfoot Ind. A. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. v. VII., p. 22. — A. Skinner: Pol. Org. Cults a. Cerem. of the Plains-Ojibway a. Plains-Cree. v. XI, p. 482. — Fletcher-La Flésche: The Omaha Tribe. 27th A. Rep. Bur. Am. Ethn., p. 212.

2) Wissler, a. a. O. Skinner, a. a. O.

3) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 147. — Skinner: Iowa Societies A. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. v. XI, p. 685—686.

4) Skinner: Iowa. Vgl. auch die Inkeçabe Gens der Omaha. — Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 147.

sorgen, den Häuptling. Der Platz, den diese Gens im Lager einnimmt, entspricht dem Platz des Vaters im Zelt der einzelnen Familie. Und zwar gilt dies nicht nur im ideellen Sinne, sondern auch rein formal, da das Lager selbst ein großes Zelt darstellt, in dem der Stamm wie eine Familie haust.[1] Jene Gens, die bei den Omaha diesen Platz einnimmt, heißt *Honga*, d. i. „Führer", „Erster" oder „Urahn". Das Verhältnis dieser Gens zu den übrigen ist das des Vaters zu seinen Kindern. Diese Gens besitzt die wichtigsten Riten in Verbindung mit dem Nahrungserwerb.[2]

Eine ganze Reihe von Einzelheiten bestärkt noch den Eindruck von der engen Beziehung, die zwischen der Nahrung und dem Häuptling besteht. Es sei hier einiges erwähnt: Das allgemein verbreitete „Ring- und Speer"-spiel, dessen Koitussymbolik auch den Indianern bekannt ist, wurde in alter Zeit nur von den Häuptlingen gespielt und diente als ein magisches Mittel zur Vermehrung der Büffelherden.[3]

Die Omaha geben eine interessante Erklärung der Tracht, die im ganzen Präriegebiet von den Häuptlingen und Priestern getragen wurde. Diese Tracht bestand aus einer vollständigen Büffelhaut, welche mit den Haaren nach außen um den Leib gewickelt wurde. „Die Häuptlinge, die in dieses Fell gewickelt saßen, zeigten einige Ähnlichkeit mit einer Gruppe von Büffeln." Dieser Brauch wurde von den Indianern erklärt „... als eine Form der Anerkennung der Tatsache, daß durch den Büffel das Leben auf den Menschen übertragen werde, damit dieser lebe."[4]

Unter den Männergesellschaften dieser Stämme ist die Büffelgesellschaft oft zugleich die Gesellschaft der Häuptlinge, oder doch der alten und angesehenen Männer, was ebenfalls auf einen Zusammenhang zwischen dem Nahrungstier und den Häuptlingen hinweist.[5]

Der Häuptling ist also in erster Reihe der Ernährer. Diese Ernährerrolle erscheint als das Wichtigste an ihm. Man könnte fast behaupten, daß der Häuptling in einigen besonders ausgeprägten Fällen geradezu mit der Nahrung identifiziert wird. Der Häuptling gehört ja bei einigen Stämmen zu der Gens, deren Totem die Nahrung des Stammes bildet, ist selbst ein

1) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 138, 140, 141.

2) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 153, 154.

3) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 148.

4) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 258. Das „Leben" bedeutet hier die Nahrung.

5) Vgl. die Angaben in R. H. Lowie: Plains Ind. Age Societies, Historical a. Comparative Summary. A. Pap. Am Mus. Nat. Hist. v. XI., pt. XIII.

Maismann oder Büffelmann, für den die Nahrung, die er durch die Riten seiner Gens den übrigen verschafft, Tabu ist.[1]

Die für die Massenbildung so wesentliche Fiktion, daß alle Mitglieder der Masse vom Führer in gleicher Weise geliebt werden (Freud, Massenpsychologie) treffen wir auch in unserem Falle am Werk. Ist doch der Häuptling bei all diesen Stämmen der Vater, der nach der Aussage eines Winnebago-Indianers alle Stammesgenossen, die Alten wie die ganz Jungen, wie seine Kinder liebt. Auffallend ist jedoch bei den indianischen Massenbildungen ihr demokratischer Charakter. Hier gibt es keine Tabus und Zeremonien, durch die der Häuptling von den übrigen Stammesmitgliedern abgesondert und ferngehalten wird. In der Sprache des Ödipus-Komplexes ausgedrückt, scheint vollkommener Friede zwischen dem Vater und der Sohnesschar zu herrschen. Dem Häuptling fehlt überhaupt jeder aggressive Zug. Er ist der allgemeine Friedensstifter des Stammes und das Zeichen seiner Würde, die Pfeife ist immer eine Friedenspfeife. Mit Hilfe dieser Pfeife vermittelt er den Frieden unter seinen Stammesgenossen.[2] Jene Gens der Osage, aus denen die Häuptlinge gewählt werden, tragen den Beinamen „*washtage*", d. h. Friedensstifter. Das Zelt des Häuptlings ist ein Asyl für alle Fliehenden, selbst für den zu opfernden Hund. Bei den Osage wurden die Kriegsgefangenen in der Regel von dem Tsizhuhäuptling adoptiert, deshalb trägt diese Gens den Beinamen „Lebensspender".[3]

Mit Kriegsangelegenheiten hat ein Häuptling überhaupt nichts zu tun, nur wenn die Existenz des Stammes von außen bedroht wird, wenn es sich also um die Verteidigung des Heims und der Familie handelt, nimmt der Häuptling teil an dem Gefecht und kann eventuell selbst Anführer des Verteidigungskampfes sein.[4]

Im allgemeinen ist der Krieg bei allen Indianerstämmen eine Privatangelegenheit der jungen Männer, die durch Kriegstaten zu Ruhm und Ansehen gelangen wollen. Einen Kriegshäuptling gibt es nicht, doch finden wir Kriegsriten und Zeremonien, deren Priester einigen Einfluß auf das

---

1) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 147. — Skinner: Iowa. Die Ähnlichkeit mit den australischen Intichiumariten springt in die Augen. Vermutlich ist diese Form des indianischen Häuptlingswesens eine Fortbildung ähnlicher Zeremonien.

2) J. O. Dorsey: Omaha Sociology. 15th A. Nep. Bur. Am. Ethn., p. 218. — Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 205, 206, 215, 187.

3) La Flésche: The Osage Tribe. 36th A. Nep. Bur. Am. Ethn., p. 67—71.

4) J. O. Dorsey: Siouan Sociology 3d A. Nep. Bur. Am. Ethn., p. 222—224 (Assiniboin). — Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 211.

Kriegswesen ausüben.[1] Bei den Omaha, wo die Zentralisation der Kriegsmacht etwas weiter fortgeschritten ist, müssen die Krieger, bevor sie etwas unternehmen, die Zustimmung der Priester des heiligen Kriegszeltes erhalten. Die Gens, die das Kriegsheiligtum besitzt, heißt *Whezhinshte*, d. i. „durch die der Stamm zornig wird". Aus dieser Gens werden gerade, weil sie eine kriegerische Gens ist, keine Häuptlinge gewählt.[2]

Der Krieg erscheint also bei diesen Indianern nur in ganz geringem Grade als ein politisches Mittel und ist fast ausschließlich eine Form der Abreagierung der sadistischen und feindseligen Gelüste, die der Jungmannschaft des Stammes erlaubt, ja sogar geboten ist. Den Häuptlingen jedoch wird das Ausleben dieser Gelüste geradezu verboten. Berühmte Krieger, die ihre Lust zur Gewalttätigkeit auf dem Kriegspfade bekundet haben, werden zwar als Helden verehrt, doch, besonders in älterer Zeit, niemals zu Häuptlingen gewählt.[3]

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir somit von dem indianischen Häuptling erhalten, sei noch erwähnt, daß dem Häuptling auch die Macht und das Recht zu strafen fehlt. Im Gegenteil ist er es, der selbst das Leben des Mörders beschützt und mit der Kraft seiner Friedenspfeife die Blutrache von ihm abzuwenden sucht.[4]

Zur Zeit der allsommerlichen gemeinsamen Büffeljagd, wo ein strenges Regiment von lebenswichtiger Bedeutung ist, wird in der Regel ein besonderer Jagdführer gewählt, dem auch die Häuptlinge Gehorsam schulden. Die Ablehnung jeder machtvollen Autorität ist jedoch so stark, daß in einigen Fällen selbst der Jagdführer seine Stellung nicht für die ganze Dauer der Jagd behält, sondern täglich von einem anderen ersetzt wird.[5]

Dieser letzte Umstand macht uns bereits darauf aufmerksam, daß der Friede zwischen dem Häuptling-Vater und der Sohnesschar nur ein scheinbarer ist. Die Wichtigkeit des Vaters für das Wohlsein der Kinder wird zwar voll anerkannt, doch alle Macht wird ihm genommen. Daß wir es hier mit einem Verdrängungsprodukt zu tun haben, zeigt sich besonders

1) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 405—408. — Skinner: Kansa Organisations. A. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. v. XI. p. 747, 748.

2) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 201.

3) G. A. Dorsey: Soc. Organis. of the Skidi Pawnee. Proc. Congr. Am. v. XV. — J. O. Dorsey: Omaha, p. 218. — Skinner: Kansa, p. 746.

4) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 205—206. — La Flésche, a. a. O. p. 67—71. — P. Radin: Winnebago.

5) Skinner: Iowa, p. 685. Hdb. of Am. Ind. Art. „Teton". — La Flésche: Osage, p. 67, 68.

darin, daß die Macht schlechthin das Böse, besser gesagt, die Macht zum Bösen bedeutet. Deshalb dürfen Krieger keine Häuptlinge werden. Besonders deutlich kommt dieser Gedanke in der Hako- oder Pfeifentanz-Zeremonie zum Ausdruck. In dieser Zeremonie spielen zwei Pfeifenrohre die Hauptrolle, die einen weiblichen und männlichen Adler darstellen. Der weibliche Adler ist der Häuptling oder Führer (als Führer tritt in dieser Zeremonie auch die Mais-Mutter auf). Der männliche Adler ist der Vater und Soldat. Das weibliche Rohr wird immer in der Mitte der Prozession getragen, denn es symbolisiert die Mutter, deren Platz unter den Kindern ist, die sie füttert und hegt. Das männliche Rohr hingegen trägt man stets etwas abseits, damit die in ihm verkörperte Kriegswut sich gegen die Fremden und Feinde, und nicht etwa gegen die eigenen Kinder richte.[1]

Wir erkennen in den zwei Adlern unschwer den Häuptling und die Krieger des Stammes. Der gute Vater (Häuptling) also, der jeglicher Aggression entkleidet ist, der alles seinen Kindern schenkt (Freigebigkeit), sie füttert und für ihr Gedeihen sorgt, wird eigentlich als eine Mutter betrachtet. Die Winnebago-Indianer sagen selbst von ihrem Häuptling, daß er am „Fest des Häuptlings" den Stamm füttert „wie eine Vogelmutter ihre Jungen".[2]

Wie ist nun dieses mütterliche Häuptlingsideal entstanden? Wir vermuten, daß der Vermütterlichung des Häuptlings die Spaltung der ursprünglichen Vater-Imago in einen guten und einen bösen Vater voranging. Hinweise darauf finden sich bei mehreren der in Betracht kommenden Stämme.

Als charakteristisches Beispiel nenne ich die zwei heiligen Pfähle der Omaha. Das ältere Stammesheiligtum war der dem Donnergott geweihte Zedernpfahl, der im heiligen Kriegszelte der Whezhinshte Gens gehütet wurde. Der andere „heilige Pfahl" wurde nach der Sage später von den alten und weisen Männern des Stammes eingeführt, „um die Einheit des Stammes zu sichern". Dieser Pfahl wird in der Honga Gens gehütet, die auch die Mais- und Jagdriten besitzt.

Durch den Zedernpfahl des Kriegsgottes wurden die Ehrenabzeichen an die Krieger ausgeteilt. Durch den „heiligen Pfahl" der Honga Gens hingegen werden diejenigen Männer ausgezeichnet, die sich durch Taten des Friedens Verdienste erworben haben. Als solche Taten kamen in erster Reihe Geschenke an die Gesamtheit in Betracht, also eben jene Leistungen, durch die man

1) Fletcher: The Hako: A Pawnee Ceremony, 22d A. Rep. Bur. Am. Ethn. pt. 2. p. 42, 21, 59, 192, 288, 680 ff. — Hdb. of Amer. Ind. Art. „Calumet".

2) P. Radin: Winnebago, p. 290.

Häuptling werden konnte.[1] Dieser Pfahl spielt die zentrale Rolle in der Danksagungszeremonie am Ende der großen gemeinsamen Büffeljagd. Bei dieser Gelegenheit wird vor dem Pfahl eine Figur in den Sand gezeichnet, die „das Verlangen" des Kindes symbolisiert, das alles Gute von seinen Eltern erwartet.[2]

Der Zedernpfahl repräsentiert den aggressiven, bösen Vater.

Der heilige Pfahl der Danksagungszeremonie, den lebenspendenden, guten Vater.[3]

Ein anderes Beispiel bietet die Spaltung der Winnebago Donnergens in die „guten" oder „großen" Donner und die „bösen" Donner oder Krieger. Der Häuptling mußte aus einer „guten" Donnergens gewählt werden.[4]

Die führende Rolle der Donnerleute zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte all dieser Stämme. Auch die beiden heiligen Pfähle der Omaha sind dem Donner geweiht.[5] Der Donnergott selbst kann uns als der Prototyp der Vater-Imago vor der Spaltung in einen guten und bösen Vater dienen. Dieser Gott ist nämlich gleichzeitig der furchtbare Gott der Stürme und Kriege und der wohlwollende Gott der Fruchtbarkeit. Zur Zeit, als der alte Zedernpfahl das alleinige Stammesheiligtum der Omaha war, wurden vermutlich sowohl die Kriegsriten wie die Fruchtbarkeits- und Danksagungszeremonien ihm zu Ehren gefeiert.[6]

Die Spaltung der Vater-Imago setzt also die volle Anerkennung der Rolle des Vaters bei der Zeugung voraus. Der „gute" Vater ist eben der Lebenspender. Es liegt jedoch im Wesen des Ödipus-Komplexes, daß der Penis des Vaters unbedingt die Ambivalenz des Kindes herausfordert. Die Spaltung allein genügt also nicht zur Festigung des Friedens, und so wird das Bild des „guten" Vaters immer mehr dem Bilde der Mutter angenähert, d. h. die Rolle des Erzeugers wird durch die Rolle der stillenden Mutter ersetzt. Der gute Penis, der das Leben gibt, wird zur Mutterbrust. Besonders klar kommt dies in der doppelten Symbolik der Pfeife zum Ausdruck. Die Pfeife ist einerseits Symbol des Schöpfers, also ein Penissymbol. Als Friedenspfeife

1) A. Fletcher: Emblematic use of the Tree in the Dakota Group. Science. v. IV. — Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 229, 457, 458, 219—221.

2) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 254, 241.

3) Beide Pfähle stellen übrigens einen alten Mann dar.

4) P. Radin: Winnebago.

5) Fletcher: Emblem. use of the Tree ... p. 481. — Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 229.

6) Fletcher-La Flésche, a. a. O. p. 217, 458.

und Abzeichen des Häuptlings ist es anderseits ein Symbol der Mutterbrust. (Verbrüderung durch gemeinsames Rauchen.)[1]

Nun dürfen wir aber nicht übersehen, daß im Falle unserer Indianer die Spaltung der Vater-Imago zugleich Kastrierung des Vaters bedeutet. Der gute Vater, der Häuptling besitzt keine Macht. Er darf wohl geben, aber nichts versagen, er wird zur Mutter gemacht. Der böse, aggressive Vater, der durch die Gesamtheit der Krieger des Stammes repräsentiert wird, ist ebenfalls kastriert. Denn die Krieger können nicht Häuptlinge, d. i. gute Väter, Lebenspender, werden.

Die bedeutsamste Folge dieser Art der Beseitigung des Vaters ist die Regression von der genitalen Stufe auf die orale. Der Vater-Häuptling, der für das Gedeihen des Stammes sorgt, ihm zu essen gibt, wird der stillenden Mutter gleichgestellt. Die Söhne, die wohl den Penis an sich rissen, doch die Macht, die er verkörpert, keinem unter sich ungeteilt überlassen, erwerben nicht die Mutter, sondern bloß die Mutterbrust.

Diese Erledigungsform des Ödipus-Komplexes bedeutet also letzten Endes die Umgehung des Kampfes mit dem Vater. Die „böse" Seite des Vaters, die die Versagung der Mutter und die Anforderungen der Realität verkörpert, wird verdrängt und es erfolgt die Regression auf jene Stufe, wo eine erotische Beziehung zu der Mutter von dem Vater gestattet war, dies ist eben die Zeit des Gesäugtwerdens. Der Preis dieses Friedens ist also ein ewiges Kindbleiben.

Die Infantilität und Realitätsfremdheit, man könnte auch sagen Unfruchtbarkeit des indianischen Kriegertums, ist die direkte Folge dieser Tatsache, daher kann es uns zur Illustrierung des bisher Gesagten dienen.

Das eigentliche Hauptmotiv, das den Indianer in den Krieg führt, ist die Erreichung persönlichen Ruhmes durch Vollbringung eines Bravourstücks.[2] Das Bravourstück, der „*Coup*", wie es allgemein genannt wird,

1) In der Kriegspfeife ist beides enthalten. Es verbrüdert die Krieger durch gemeinsames Rauchen und repräsentiert den aggressiven Penis gegenüber den Feinden. Hdb. of Amer. Ind Art. „Smoking". — Skinner: Iowa. p. 728 (Origin. Myth). — Kroeber: Gros Ventre. Myths a. Tales. A. Pap. Mus. Nat. Hist. v. I. — G. A. Dorsey-Kroeber: Trad. of the Arapaho. Publ. Field Col. Mus. v. V. — J. Mooney: The Ghost Dance Religion. 14th A. Rep. Bur. Am. Ethn. p. 959, 960 (Arapaho).

2) Daß die Rüstung eines Kriegszuges ein privates Unternehmen ist, wurde bereits erwähnt.

charakterisiert die Männlichkeit der indianischen Krieger. Die Frucht ihrer Tat ernten sie zu Hause im Lager, wo sie im Kreise ihrer Genossen, vor den Häuptlingen und angesehenen Männern, und nicht zuletzt vor den anwesenden Frauen ihre „Coups" aufzählen, indem sie jedesmal mit einem Stock auf einen aufgerichteten Pfahl schlagen *(Counting Coup)*.[1]

Diese Krieger sind keine Eroberer und Ländergründer, sondern Kinder, die sich mit ihrer Männlichkeit brüsten. Wohl ist die Bravour und der Exhibitionismus für jedes Soldatentum charakteristisch, doch die Ausschließlichkeit, mit der es hier auftritt und das gänzliche Zurücktreten aller anderen Motive ist immerhin bemerkenswert. Das Ziel des Kampfes ist rein narzißtisch, und zwar individuell narzißtisch. Während z. B. im Falle eines Eroberungszuges oder der Einnahme einer Stadt bereits die objektlibidinöse Stufe erreicht wird und das Unternehmen für das Unbewußte die Bedeutung eines Koitus (der Eroberung der Mutter) erhält.[2]

Die Kriegführung der Indianer verhält sich etwa zu den Kriegen einesEroberervolkes, wie die Pubertätsonanie zu dem Koitus des Erwachsenen. Die Kriege dieser Indianer sind unfruchtbar, haben keine eigentlichen „Folgen". (Ländererwerb, Tribut usw.) Sie gelangen wohl dazu, sich mit dem Vater-Feind zu messen, doch sie sind unfähig, einen Gewinn daraus zu ziehen. Darin erkennen wir die Wirkung der Angst vor dem Vater und des aus dem Ödipus-Komplex stammenden Schuldgefühls. Unter dem Druck dieser psychischen Einstellung bleiben diese Völker trotz ihrer ewigen Kriege und ihrer heldenhaften Tapferkeit immer dasselbe: heimatlose, unstete Jägernomaden.[3]

Wenn wir die Entwicklungshöhe unserer Indianer durch eine bestimmte Periode des individuellen Lebens veranschaulichen wollten, so ließe sich am besten die Pubertätszeit, und zwar der Anfang dieser Periode, zum Vergleich heranziehen. Die Auflehnung gegen die Autorität, die paradierende Männlichkeit und dabei das Fehlen der inneren Selbständigkeit (was sich

1) Hdb. of Amer. Ind. Art. „Warfare", „Coup". — Zahlreiche Angaben sind in allen Beschreibungen dieser Stämme zu finden. — Der wertvollste Coup besteht darin, daß man mit der bloßen Hand auf den lebenden Feind schlägt. Diese tollkühne, doch vollkommen zwecklose Handlung, wird mit der erstklassigen Auszeichnung belohnt. Das Töten des Feindes kommt erst an dritter oder vierter Stelle. Dies zeigt gleichfalls die Realitätsfremdheit der indianischen Kriegsgebräuche.

2) Rank: Um Städte werben. Internat. Ztschr. f. PsA I, S. 50—58.

3) Als Äußerungen des Schuldbewußtseins können wir auch die weit verbreiteten, geradezu selbstmörderischen Kriegsgebräuche der Kriegerverbände betrachten. Siehe die zahlreichen Angaben in Anthr. Pap. of the Amer. Mus. of Nat. Hist. v. XI.

hier in der geringen Entwicklung der politischen Einsicht und dem Fehlen echt politischer Ziele kundgibt), sind alles Merkmale dieser Entwicklungsperiode.[1]

Wollen wir diese Betrachtungsweise auch auf die Beziehung des Stammes zu den Häuptlingen anwenden, so kann der Stamm mit jenen sexuell reifen, doch wirtschaftlich unselbständigen Jünglingen verglichen werden, die das Geld (hier Nahrung) von ihren Vätern erhalten. Das Geld, mit dem man alles erwerben kann, bedeutet die Potenz des Vaters, die dieser „gute" Vater sozusagen den Söhnen schenkt. Doch die Minderwertigkeit dieser geschenkten Potenz erhellt daraus, daß diese Söhne keine (Familien-) Väter werden können. In dem individuellen Falle sind sicher dieselben Regressionsmechanismen am Werk, die wir im Falle unserer Indianer angenommen haben.

Die Frage, wodurch jene Entwicklung in Gang gesetzt wurde, die zu der Spaltung der Vater-Imago und der Vermütterlichung des Häuptlingsideals geführt hat, ist, da uns die Überlieferungen fehlen, schwer zu beantworten. Wir vermuten aber, daß der Übergang vom Ackerbau zum Jagdleben und die damit verbundene Wanderung aus der alten waldigen Heimat in die offene Prärie dabei eine große Rolle gespielt haben mag. Wir wissen, daß die Bodenbewirtschaftung bei all diesen Völkern auf der Stufe des Hackbaues steht und von den Frauen betrieben wird. Wo also die wirtschaftliche Bedeutung des Hackbaues an erster Stelle steht, sind wirklich die Frauen die nährenden Mütter des Stammes. Ihr Sinnbild ist die Mutter Erde, aus der die Nahrung gewonnen wurde und in deren Schoß sie ihre Dörfer gebaut hatten. Mit dem mehr oder minder vollständigen Übergang zum Nomadenleben haben diese Völker in gewissem Sinne die Mutter verloren.[2] Etwas anderes trat jedoch an ihre Stelle: das war der Vater, der seine Kinder ernährt. Bis dahin war die wirtschaftliche Rolle des Mannes gering neben der der Frau. Nun wurde aber seine Be-

1) Auch sonstige Anzeichen lassen sich finden, so die homosexuelle Einstellung der Männer (Männergesellschaften, zu denen von den Knaben bis zu den Greisen alle Männer des Stammes gehören) und die geringe Gefühlsbildung an die Frau (Verschenken, Verspielen der Ehefrau; sportmäßig betriebener gegenseitiger Weiberraub, wobei dem geraubten Weibe nicht nachgetrauert werden darf und der Räuber selbst die Frau nicht für sich behält, sondern sie ihren Eltern zurückgibt). Siehe ebenfalls A. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. v. XI.

2) Das hier Gesagte gilt streng genommen nur für die Stämme des Ostens und Südens. Dies sind aber zugleich auch jene Stämme, die das hier besprochene Häuptlingsideal am reinsten entwickelt haben.

deutung in ungeheurem Maße erhöht.[1] Dadurch wurde der Vater dazu gedrängt, in gewisser Beziehung auch Mutter seiner Kinder zu sein, denn sie ernähren, hieß ihnen gegenüber mütterlich fühlen. Durch die Umstände selbst wurde also der Weg zur Entwicklung der mütterlichen Vater-Imago vorgezeichnet. Diese Wandlung im Inneren mitzumachen mochte der Mehrzahl Schwierigkeiten bereitet haben, was die Spaltung der Vater-Imago zur Folge hatte. Die psychische Ursache dieser Spaltung ist also die Unfähigkeit zur Identifizierung mit dem neuen Vater-Ideal.[2]

Diese Schwierigkeit kommt sehr schön in dem bekannten Cherokeemärchen von Kanati und Selu zum Ausdruck. In dieser Erzählung bringt der Vater-Jäger jeden Tag ein erlegtes Wild nach Hause. Eines Tages wird er von den Kindern bei der Jagd belauscht und diese sehen, wie er das Wild aus einem Berge herausholt. Die Kinder machen ihm das Kunststück nach und lassen dabei alle Tiere aus dem Berge heraus, die sich sogleich im Walde zerstreuen. Seither ist es nicht mehr so leicht, für jeden Tag das nötige Wild herbeizuschaffen.[3]

Das Freilassen der Tiere bedeutet, daß die Möglichkeit des Koitierens nunmehr allen offen steht (Róheim). Das nachträgliche Bedauern deutet jedoch auf die Schwierigkeit, mit dem Koitieren auch die psychische Rolle des Ernährers zu übernehmen. Denn derjenige, der diese Rolle zu übernehmen vermag, ist selbst nicht mehr an die Mutterbrust fixiert, hat die infantile, orale Bindung an die Mutter gelöst, und die Furcht vor dem Vater überwunden, die ihn in dieser Bindung beharren ließ.

Im Bedauern ist also bereits die Spaltung der Vater-Imago enthalten. Die Spaltung selbst bedeutet aber letzten Endes die Flucht vor der neuen Aufgabe und die Regression zu der Mutter, also das Kindbleiben.

Versuchen wir nun zum Abschluß an Hand der Ergebnisse, die wir durch die Analyse des Häuptlingswesens dieser Indianer erhalten haben, die Entstehungsgeschichte des Typus „Familienvater" zu rekonstruieren.

Aus dem bisher Gesagten ist es bereits klar, daß der Familienvater aus dem rein narzißtischen Urvater, auf dem Wege der Identifizierung mit der Mutter entstanden ist. Die erste Phase dieser Ent-

1) Den Präriestämmen sind in dieser Beziehung nur die Eskimo an die Seite zu stellen.

2) Es ist klar, daß den führenden Männern der Maisgentes diese Identifizierung leichter fallen mußte. Diese Männer genossen ja eine Vorerziehung durch die Riten ihrer Gens, durch die sie ihren eigenen Totem den übrigen zur Nahrung schenkten. So wurden sie die ersten Vertreter des neuen Häuptlingsideals.

3) Mooney: Myths of the Cher. 19th A. Rep. Bur. Am. Ethn.

wicklung wurde zuerst von Róheim in seinem Berliner Kongreßvortrag (1922)[1] beschrieben, wo er darauf hinwies, daß die Leiche des getöteten Urvaters dadurch, daß er verspeist wird, mütterliche Qualitäten erhält. Als Leiche speiste nämlich der Vater zuerst seine Kinder, wie es bis dahin nur die Mutter tat.[2] Dieser Vater, den man nicht mehr bloß bewundern, sondern bereits lieben konnte, wurde zu dem neuen Vater-Ideal. Wie das Streben nach diesem weniger lustvollen Ideal aufrecht erhalten wurde, kann ich nicht sagen. Das Schuldbewußtsein gegenüber dem getöteten Vater und die Vergeltungsangst, die sich im Wunsch nach Liebe und Versöhnung mit den Kindern äußerte, hat dabei sicher die Hauptrolle gespielt. (Freud, Totem und Tabu.) Zuerst erhielt wohl die altruistische Komponente des Koitus eine Verstärkung. Während der Beischlaf bis dahin bloß die Reizabfuhr bedeutete, wurde er nun mehr ein „Geben": Kinderschenken an die Frau, Lebenschenken an die Kinder. Diese neue Bedeutung des Koitus wird dann auf die männlichen Arten der Nahrungsgewinnung (Jagd, Fischfang), die alle Koitusbedeutung haben, übertragen.[3]

Die Folge dieses Bedeutungswandels war, daß die Männer, die früher ihre Jagdbeute allein verzehrten oder unter sich verteilten, einen Teil des erlegten Wildes nunmehr nach Hause brachten.

Der geregelte Nahrungserwerb der Männer hat sich übrigens wahrscheinlich viel später entwickelt, als der der Frau. Die Jagd gewann ihre wirtschaftliche Bedeutung wohl erst für die vertriebenen Söhne, für die auch die Koitussymbolik des Jagens eine erhöhte Wichtigkeit besaß. Der Vater der Horde mußte sich nicht selbst versorgen, denn er wurde (wie auch die kleinen Kinder) von den pflanzen- und würmersammelnden Frauen ernährt. Zu der Nahrung, die der Urvater von den Frauen erhielt, gehörten, wie mehrfach angenommen wurde, auch die Kinder, die seine Frauen geboren hatten. (Er gab ihnen also nicht einmal das Leben.) Der Vater hatte also in der Urzeit deshalb zu essen, weil er sich die Frauen, die zu essen gaben, erwarb. Die Söhne hingegen, für die keine Frau sorgte, introjizierten sich die Mutter, sie wurden ihre eigenen Mütter und ernährten

1) Nach dem Tode des Urvaters. Imago IX (1923). Rank betrachtet als Grundlage der Identifizierung des Vaters mit der Mutter, die Angst vor der Mutter, die sekundär auf den Vater übertragen wird. S. „Trauma der Geburt". p. 86, 87, 89.

2) Vgl. damit die Indianerhäuptlinge, die sich mit den Büffeln, also dem Nahrungstier identifizieren.

3) Auf diese Weise erhielten wohl auch die Intichiumariten, deren Koitusbedeutung von Róheim (Australian Totemism) festgestellt wurde, sekundär die Bedeutung eines Geschenkes an die Stammesgenossen.

sich selbst. Das war der erste Schritt zur Lösung der oralen Fixierung an die Mutter. Nach der Festigung des neuen Vater-Ideals identifizierte sich der zum Vater gewordene Sohn mit der Mutter und wurde selbst zu einem Gebenden. Sein erstes Geschenk an die Kinder, nachdem er erlaubte, daß sie am Leben blieben, war, daß er sie saugen ließ: er schenkte ihnen die Mutterbrust.

Alles, was der Vater sonst dem Sohne gibt, ist symbolisch gleich der Mutterbrust. Das Versorgtwerden durch den Vater ist gleich dem Gesäugtwerden durch die Mutter. Die Brust ist derjenige Teil der Mutter, der allein vom Vater dem Sohne geschenkt wird. Wenn dieser jedoch mehr verlangt und nach dem Genitale der Mutter trachtet, so ist der, durch die Überlassung der Brust geschlossene Friede zwischen Vater und Sohn wieder gebrochen.

Die kulturelle Bedeutung des „Familienvaters" liegt also darin, daß mit Hilfe dieser Umwandlung des Vater-Ideals der Frieden zwischen Vater und Sohn ermöglicht wurde. Liebe und Haß halten sich nunmehr die Wage und mit Hilfe der Verdrängung kommt sogar nur mehr die Liebe zur Geltung. Welche Gefahr diese Lösung selbst für ganze Völker in sich birgt, haben wir im Falle einiger Indianerstämme gezeigt. Die Psychoanalyse weist uns einen neuen Weg, den der gegenseitigen Verständigung durch Bewußtmachung der Schwierigkeiten. Dieser Weg konnte aber nur betreten werden, nachdem die Menschheit bereits den anderen gegangen war, denn jene Entwicklung vom ursprünglichen Narzißmus zur Objektliebe, die der Umgestaltung der Vater-Imago zugrunde liegt, ist sicher eine notwendige Grundlage jeder psychologischen Forschung.

Farbensymbolik

Von

Hans Christoffel

Basel

Die Psychoanalyse hat den Sinn mancher Symbole verstehen gelehrt; sie hat uns vor allem die sexuelle Symbolbedeutung erschlossen, wobei es vorläufig eine offene Frage bleibt, ob es überhaupt eine nichtsexuelle Symbolik gibt.

Symbolik ist eine Teilerscheinung anthropomorpher, anthropozentrischer Betrachtungsweise. Man könnte deshalb von Erlebnis statt bloß von Betrachtungsweise sprechen, weil Subjekt und Objekt sich im Symbol verschmelzen, Subjekt im Objekt sich weniger betrachtet, spiegelt, als sich erlebt. Symbol heißt Sinnbild. Es ist klar, daß die Verbildlichung unser selbst nur dann einen Zweck erfüllt, wenn der direkten Selbstwahrnahme Widerstände entgegenstehen. Das Symbol setzt also die Projektion von Verdrängtem voraus, eine unbewußte Identität zwischen Subjekt und Objekt, eine komplexhafte Verbundenheit zwischen Eigentlichem und Gemeintem. Je weniger diese Voraussetzungen erfüllt sind, desto mehr wird das Symbol zur Allegorie, das Sinnbild zur Anspielung.

Da in der Symbolik das Objekt nicht zu seinem vollen Rechte kommt, sondern bloß bildhaften Wert hat, seine Bedeutung sich in der Darstellung des Subjekts und in der Verbindung dieses mit dem Objekte erschöpft, muß alle Symbolik triebhaft fundiert sein. Es darf angenommen werden, daß, wenn, wie die Psychoanalyse sicher erwiesen hat, die Sexualtriebe im Symbol ihren Ausdruck finden, die Todestriebe darin ebenfalls Geltung haben, Eros und Thanatos sich im Symbole finden. Auf diese mögliche und sogar wahrscheinliche Verbindung, auf eine eventuelle Triebundifferenziertheit und Triebamalgamierung kann hier nicht näher eingegangen werden, sondern es soll ein Stück Symbolik vor allem nach seiner sexuellen Seite untersucht werden.

Neben Bewegung, Zahl und Form spielt in der psychoanalytischen Symbolik eine außerordentlich geringe und bisher kaum gewürdigte Rolle die Farbe. Und doch gibt es ohne Zweifel auch eine Farbensymbolik. Ihr Alter zählt wohl nach Jahrtausenden. Sie hat sich in der Psyche der Gesamtheit bald mehr, bald weniger erhalten, in Bildnerei und Dichtung Form gefunden und in Wissenschaft Ausdruck und Enträtselung gesucht. „Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein Tun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßiges, ein Abstoßen und Anziehen, ein Männliches ein Weibliches[1] überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik,[1] die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag."[2]

Wenn nun auch der Farbensymbolik in den Arbeiten der psychoanalytischen Schule wenig Beachtung geschenkt worden ist, so findet sich doch in dem von Freud und seinen Schülern beigebrachten und untersuchten Materiale manches vermerkt, was bloß bemerkt werden muß, um in seiner Bedeutung erkannt zu werden.

Vor drei Jahren habe ich in einer kleinen Arbeit unter anderem auf die merkwürdig konstanten Beziehungen zwischen Schwarz und Männlich, und Weiß und Weiblich hingewiesen, und an dem Material, das mir aus meinen Analysen zur Verfügung stand, kurz erläutert.[3] Herr Henry Flournoy stellte mir daraufhin eine mir vorher unbekannte Arbeit zu, die von völkerpsychologischer Seite das von mir bei ärztlicher Tätigkeit Gefundene einleuchtender, schlagender bestätigte, als ich es selber vorerst hatte erweisen können,[4] wie ja auch Freud darauf aufmerksam macht, daß uns die Symbolik im unbewußten Vorstellen des Volkes deutlicher entgegentritt, als vorerst im Traume.[5] Flournoy hatte auf einer Ostasienreise verschiedenen Götterdarstellungen sein psychologisches Interesse geschenkt und berichtet nun unter anderem vom sogenannten Linga (Phallus, der sich immer zugleich mit seiner weiblichen Ergänzung, dem Yoni dargestellt findet). Linga und Yoni zusammen repräsentieren die Zeugungskraft des Gottes Çiwa. Der männliche Anteil

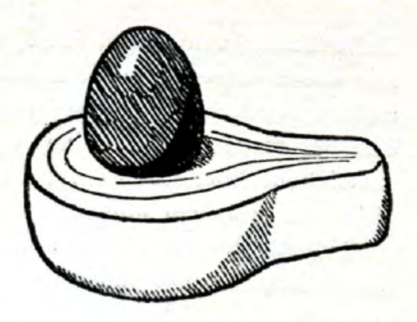
1) Hervorhebungen vom Verfasser.

2) Goethe über seine Farbenlehre, zit. nach Wessely: „Goethes und Schopenhauers Stellung in der Geschichte der Lehre von den Gesichtsempfindungen." Berlin 1922.

3) Christoffel: „Affektivität und Farben, speziell Angst und Helldunkelerscheinungen." Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. 82, S. 46. 1923.

4) Flournoy: „Çiva Androgyne." Archives de Psychologie. Bd. 18, p. 235. 1922.

5) Freud: „Die Traumdeutung." Ges. Schriften. Bd. III, S. 67.



des Symbols pflegt schwarz, der weibliche weiß dargestellt zu werden. *„C'est bien le noir qui représente l'élément masculin, et le blanc le féminin.*" (Schriftliche Mitteilung Flournoys vom 17. Juni 1923.) Abbildung 1 seiner Arbeit bekräftigt diese Farbenverteilung. Ich zitiere die betreffende Stelle in Übersetzung:

„Es gibt Lingas von allen Größen; sie sind dreißig und mehr Zentimeter hoch; meistens bestehen sie aus schwarzem oder weißem Marmor." Über Çiwa selbst bemerkt Flournoy, daß er sowohl Gott der zerstörenden wie der Zeugungskräfte sei. Bei Beschreibung des göttlichen Symbols dagegen findet in Flournoys Beschreibung das zerstörende Moment keinen Ausdruck. „Was das Linga anbetrifft, so stellt es nichts anderes dar als den göttlichen Phallus. Das Emblem setzt sich zusammen aus dem eigentlichen Linga, einer zylindrischen, konischen oder ovoiden Säule, welche senkrecht in der Mitte einer Steinschüssel von der Form eines Tennisschlägers *(raquette)* steht. Diese letztere, Yoni genannt, liegt horizontal und trägt in ihrer Mitte eine Öffnung zur Aufnahme des Linga. Peripher laufen am Yoni ringsherum Rinnen und vereinigen sich an dessen Auslauf, gewissermaßen dem Stiel des Rackets. Das Yoni stellt die weiblichen Organe dar, den Uterus und die Vulva. Das vollständige Linga ist also ein bisexuelles Symbol."

Nach O. Eckstein[1] spielt in den Anschauungen der altchinesischen Medizin ein helles weibliches und ein dunkles männliches Prinzip eine wesentliche Rolle: „Alles Leben beruht auf der Gegenwirkung eines weiblichen und eines männlichen Prinzips. Diese Prinzipien des Yang und Yin, des Hellen und Dunkeln — —, die ja in aller chinesischen Philosophie, Literatur und Kunst wiederkehren, sind gleich stark, und Gesundheit des Körpers hängt von ihrem genauen Gleichgewicht ab."

Daß solche symbolische Auffassungen intuitiv richtig sein können und sich teilweise mit dem Experiment erhärten lassen, möge folgendes zeigen. (Münchner Medizinische Wochenschrift. Nr. 51, S. 2219. 1925. M. Hartmann: „Über relative Sexualität und ihre Bedeutung für das Befruchtungssystem." Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft vom 9. Dezember 1925.)

„Am bedeutungsvollsten ist die ältere Befruchtungshypothese von Bütschli, welche gewissermaßen erst wieder von neuem entdeckt werden mußte, die Sexualitätshypothese. Der Neuentdecker war 1905 Schaudinn, der, von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehend, wieder auf sie kam. Nach dieser Hypothese ist jede Geschlechtszelle, aber nicht nur diese, sondern überhaupt jede Zelle des Organismus doppelt geschlechtlich (bisexuell). Es prävalieren die Potenzen eines Geschlechts, indem die des andern gehemmt werden, und die vorhandenen Spannungen zwischen den Zellen führen durch

1) Über altchinesische Medizin. Schweiz. Med. Wochenschr. S. 322. 1925.

Befruchtung zum Ausgleich . . . Die Beweise für diese Hypothese können natürlich nur durch experimentelle Arbeiten beigebracht werden, und Hartmann bringt ein außerordentlich umfangreiches und überzeugendes Material bei. Er weist z. B. nach, daß bei Protozoen aus einer einzigen Zelle sich männliche und weibliche Gameten entwickeln können und daß beide dann wieder aufs neue männliche und weibliche Gameten erzeugen können.

Außenbedingungen sind es, oder bei den höheren Tieren Vererbungsvorgänge, wenn die mit innewohnenden Anlagen des andern Geschlechts nicht zur Entwicklung kommen.

Weiter zeigt der Vortragende, wie bei einzelnen Pilzen zwei weibliche Zellen miteinander verschmelzen, also kopulieren können, und erweist hieraus, daß bei niederen Formen von Lebewesen die Sexualität der Zellen nicht zweipolig, also absolut entgegengesetzt, sondern relativ ist. Bei einer Algenform *(Spirogyra)* konnte er beobachten, wie die gleichgeschlechtlichen Zellen einer Zellschicht einmal männlich, einmal weiblich kopulierten. Gegen diesen Befund sind noch Einwendungen möglich, darum sind die umfangreichen Versuche an Braunalgen und Grünalgen, die im Meere vorkommen, von grundlegender Bedeutung. Jedes Individuum erzeugt nur Zellen eines Geschlechts, und obwohl sie morphologisch sich vollkommen gleichen, geht aus ihrem Verhalten beim Befruchtungsvorgang doch hervor, daß es sich um Zellen von ausgesprochenem Sexualcharakter handelt, und hier kann man nun feststellen, daß die einzelnen Zellen sich in ihrer Kopulationsenergie verschieden verhalten und daß es Zellen mit stark-männlichen und schwach-männlichen Eigenschaften gibt, und ebenso verhält es sich bei den weiblichen Geschlechtszellen. Und nun kommt das Erstaunlichste: es zeigt sich, daß die Zellen mit schwach-männlichen Eigenschaften sich beim Zusammenbringen mit Zellen mit stark-männlichen Eigenschaften wie weibliche verhalten, daß also die stark-männlichen Zellen mit den schwach-männlichen Zellen durch Kopulation zusammentreten. Hiemit ist der Beweis erbracht, daß es in Geschlechtszellen eine relative Sexualität gibt.

Die an Braunalgen erhaltenen Resultate sind von Jollos in Neapel an Grünalgen völlig bestätigt worden. Ja, darüber hinaus fand Jollos, daß Behandlung mit Extrakten die Eigenschaften der Zellen verändern kann, daß man also durch Extrakte schwachweibliche Zellen zu solchen mit stark-weiblichen Potenzen machen kann. Es gibt also außer der Konstitution noch andere sexuelle Affinitäten und die hiedurch sich eröffnenden Perspektiven sind einfach unbegrenzt.“

Nach diesem Exkurs sei wiederum auf die Schwarzweißsymbolik zurückgegriffen. Ein vierzigjähriger Mann mit beginnender paranoider Schizophrenie hatte schweren Verdacht, daß nachts Unbekannte in sein Haus einstiegen, ihn bedrohten und bei der Frau schliefen; insofern er überhaupt noch schlafen konnte, schrak er oft auf, glaubte im ersten Moment Licht im Hause, das dann im Moment seines Erwachens verlöschte, einen schwarzen Verfolger neben seinem Bett, der im Moment, wo Patient mit dem Messer auf ihn einstach, mit einem leisen Zischen zu Nichts wurde. Daß der Teufel eine Vater-Imago ist, braucht hier

nicht mehr erwiesen zu werden; die Gleichsetzung von „der Teufel" und „der Schwarze", seine Ankündigung oder Begleitung durch einen schwarzen Hund, seine Verehrung in sogenannten schwarzen Messen,[1] bei denen unter anderem ein schwarzer Kater verküßt wurde, das alles sind ganz bekannte Dinge. Desgleichen ist, wie ich mich in meiner früheren Arbeit ausdrückte, der schwarze Mann, der die Hysterika verfolgt, ein alter Bekannter jedes Psychiaters, während wir bei einer Paraphrenen eher helle, weibliche Feinde als Halluzination erwarten werden. Daß eine stark mutteridentifizierte Angsthysterika einen Vater und Sohn zu kleinen Tieren, welche bekanntlich Kinder bedeuten, macht, sie gewissermaßen beide verkindlicht und als schwarze Käfer träumt, wird nicht verwundern. Bei Graber[2] finden wir in Hugos Phantasien den Vater als Verfolger und Verfolgten, Todbringenden und Totgewünschten durch ein konstantes Schwarz ausgedrückt.

Wie wir in der Symbolbedeutung von Schwarz als männlich oft feindliche Züge treffen und vielleicht deshalb Schwarz vielfach als männlich-sadistisch deuten dürfen, so gilt diese Verquickung von Liebe und Tod anscheinend auch für die Weiblichkeitsbedeutung von Weiß.[3]

1) Löwenstein, R.: „Zur Psychoanalyse der schwarzen Messen." Imago, Bd. IX, S. 73. 1923.

2) „Ambivalenz des Kindes." Imago-Bücher VI, S. 66. 1924.

3) Kaum ausgeprägt ist das Todeselement in der Phantasie von Kuhnen („Psychoanalyse und Baukunst", Imago, Bd. X, S. 375. 1924), wo er seine Mutter-Imago als im Tale liegende, von silbrigem abendlichen Hauche überschleierte Stadt erschaut, in welche eine Brücke — auf deren phallische Bedeutung nicht hingewiesen zu werden braucht — hineinführt. — Dagegen sagt Zulliger von einem durch zwei Mädchen nächtlich halluzinierten weißen Dämon, einem „Toggeli", daß er die „personifizierte Strafe für die Todeswünsche der Töchter gegen die Mutter" bedeuten könnte. (Zulliger: „Zur Psychologie der Trauer- und Bestattungsgebräuche." Imago, Bd. X, S. 193 und 194. 1924.) Folgender Traum ist, auch aus dem Zusammenhange der Dichtung gelöst betrachtet, leicht verständlich. (Romain Rolland: „L'Ame enchantée." Ollendorff, Paris, p. 280 et 281.)

Annette wendet sich enttäuscht von ihrem Geliebten ab; wohl ist ihre Sinnlichkeit durch ihn gereizt worden; sonst aber fühlt sie sich durch ihn auf sich selber zurückgeworfen. In der Erregung und Verwirrung des Abschieds gibt sie sich ihm körperlich hin.

Im folgenden Traum nun ist das Finden ihrer selbst in ähnliche Situation verwoben, in denen sie ihrem Geliebten den Abschied gegeben. Der Traum lautet in Übersetzung:

„Eines Nachts im Traum sah sich *Annette im knospenden Wald. Einsam eilte sie durch das Dickicht. Baumäste verfingen sich in ihr Gewand, feuchtes Gebüsch streifte sie. Sie wand sich, riß sich los. Nun sah sie sich fast entblößt und bückte sich, voller Scham, um mit den Fetzen ihres Gewandes sich zu bedecken. Da erblickte sie unmittelbar vor sich auf dem Boden einen ovalen Korb, einen Haufen sonnenbeschienener Blätter — nicht gelb und goldiger —*

Betrachten wir in diesem Zusammenhange den Traum von den weißen Wölfen in Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose“,[1] so erweist sich das Weiß, das Freud aus individuellen Erlebnissen des

sondern silberweißer Blätter, weiß wie leuchtende Birkenrinde, weiß wie feinstes Linnen. Bewegt schaut sie, kauert nieder; und das Linnen beginnt sich zu regen. Pochenden Herzens, ihre Hand hinstreckend, erwacht sie ... Ihre Rührung hielt an ... Sie begriff noch nichts ... Doch es kam ein Tag — und sie begriff ... Sie war nicht mehr allein ... In ihr wuchs Leben, ein neues Leben ... Und die Wochen vergingen, während sie ihr verborgenes All zur Entwicklung kommen ließ ...“

Es mag noch ein Hinweis erlaubt sein auf den Narzißmus der Träumerin, um es verständlicher zu machen, daß sie in ihrem Kind ihr Ebenbild, sich selbst liebt. Folgendes Zwiegespräch führt sie mit dem Kind im Leibe: „Liebe, bist du es wirklich? Liebe, die du mich flohst, wann immer ich dich zu erfassen glaubte, bist du in mich gedrungen? Ich halte dich, halte dich fest; nimmer wirst du mir entfliehen, kleiner Gefangener, festgebannt in meinem Leib! Räche dich! Friß mich! Nag' ihn durch, meinen Leib, kleiner Nager! Trink mein Blut! Du bist ich! Du bist mein Traum! Da ich dich in der Welt nicht finden konnte, hab' ich dich aus meinem Fleisch geschaffen ... Und nun Liebe, habe ich dich! Ich bin die, welche ich liebe! *Je suis celui que j'aime.*“

Der folgende Traum aus J. Wassermanns Roman: „Faber oder die verlorenen Jahre“ (Fischer, Berlin 1925) enthält eine Kastrationsverwahrung gegenüber der Frau durch das Symbol der silberweißen Eidechse gewissermaßen doppelt ausgedrückt. (Über die symbolische Bedeutung der Eidechse siehe Freuds Traumdeutung. Ges. Schriften, Bd. III, S. 74.)

Faber hat in jahrelanger, durch den Krieg erzwungener Abwesenheit von seiner Gattin dieser trotz sexueller Entbehrungen die Treue gehalten. Zurückgekehrt, findet er sie herzlich, aber frigid, ganz in sozialem Dienste unter einer mütterlichen Frau aufgehend. Er träumt vor dem Koitus, der ihm die Frigidität bestätigt, folgendes (S. 85 und 86):

„*Ich saß in einer Matrosenkneipe in einer Hafenstadt. Um mich herum lauter verkommene, verluderte Subjekte, Männer und Weiber. Niemand kümmerte sich um mich, aber ich wußte, wenn ich die geringste Bewegung mache oder nur eine Silbe rede, fallen sie alle über mich her. Weshalb aber war ich da in dieser Kneipe, in der alles so verrucht und traurig war? Weil ich heruntergesunken war, wie in tiefes Wasser, und ich hatte bloß den einen Gedanken: nie mehr wirst du an die Oberfläche kommen, alles Süße hast du verloren. Komischerweise war es besonders dieses Wort: das Süße; das Süße hast du verloren, schrie es in mir; du kannst es dir nicht vorstellen, mit welcher Gewalt. Nie habe ich so einen Ausdruck gedacht; außer in diesem Traum ist mir nie so etwas eingefallen. Und das Süße war etwas ganz Bestimmtes, mußt du wissen, es schwebte mir vor als eine silberweiße Eidechse. Ich war so erfüllt von dem Verlangen danach, daß ich mich platt auf den Boden warf, das Gesicht auf die schmutzigen Dielen preßte, und unter dem tobenden Gelächter des ganzen unflätigen Haufens blieb ich liegen, während ich die Fingernägel ins Holz grub und die Lippen blutig schürfte. Da näherte sich mir eines von den Frauenzimmern, das scheußlichste und lasterhafteste von allen; höhnisch entblößte sie ihren Busen, und da, zwischen den Brüsten glitzerte die silberne Eidechse, genau, wie ich sie in meinem schrecklichen Verlangen gesehen hatte. Wie ich nun aufspringen will, ergreift sie das Eidechschen und hält es mit den Armen in die Höhe. Ich knie vor ihr, da grinst sie mich hexenhaft an und schreitet mit dem erhobenen Tier nach rückwärts; und ich, in der Angst und Verzweiflung, ich könnte das silberweiße Gebild nicht erreichen und bis an die Haut bedrängt von all den Menschen in dem engen Raum, krieche ihr auf allen Vieren nach, selber wie ein Tier, und das Johlen und Gröhlen wird immer ärger und reißt mich endlich aus dem Schlaf.*“

1) Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 437 ff.

Träumers erklärt, als überindividuell, typisch, symbolhaft. Mit vollkommenster Subtilität zeigt Freud die männlich-kastrierende Bedeutung des Traumbildes; aber obschon er die Bedrohung des kleinen Träumers von weiblicher Seite mit gleicher Peinlichkeit völlig klarstellt, scheint er doch nicht geneigt, im weißen Wolfe das zu sehen, was er meiner Überzeugung nach ist, ein bisexuelles, weib-männliches Symbol mit kastrierender Bedeutung. Merkwürdig ist es ja auch, wie im Grimmschen Märchen vom Wolf und den sieben jungen Geißlein der Wolf an Stelle der Mutter tritt und ihre Angleichung an sie durch Weiß, d. h. durch Kreide, die er verschluckt, und durch Mehl, das er sich an seine Pfoten kleben läßt, vollzieht. Es wäre eine Arbeit für sich, diese hier bloß angedeuteten Dinge herauszuarbeiten und in Vergleich zu setzen zur bisexuellen, mannweiblichen Symbolhaftigkeit der „schwarzen Spinne".[1] „Obschon ... auch die Spinne als männliches Sexualsymbol bekannt ist, so ist sie doch von jeher fast ausschließlich als ein Symbol des Weibes dargestellt worden, und zwar des teuflischen Mannweibes, das auf Vernichtung der Männer sinnt, um deren Stelle einnehmen zu können."[2]

Nur in Kürze sei hier darauf hingewiesen, daß Weiß und Schwarz keineswegs die einzigen Farbensymbolisierungen von Weiblich und Männlich sind. Vielmehr kann Weiblich auch in Blau und Gelb, Männlich in Rot und vielleicht Grün seinen Ausdruck finden. Dabei ist es so, daß in Blau und Grün Passivität, in Gelb und Rot Aktivität vorherrschen, mithin als ausgesprochen männliche Farbe Rot, als weibliche Blau zu gelten hat.

Beispielsweise sei auf Flournoys[3] Darstellung des ostasiatischen, Taikih genannten, kreisförmigen, durch liegende S-Linie geteilten Symbols verwiesen: „Die beiden Scheibenhälften repräsentieren, eng aneinandergefügt. das männliche und das weibliche Element; das obere ist rot (der purpurne Himmel), das andere blau (das Meer)." Das Taikih wird auch Yn-Yang benannt.[4] Es stellt also die Vereinigung der beiden oben erwähnten Prinzipien dar, des dunkeln, männlichen Yn und des hellen, weiblichen Yan. Das Beispiel zeigt somit, wie Männlich sowohl

1) Vgl. K. Abraham: „Die Spinne als Traumsymbol." Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, VIII, S. 470, 1922, und insbesondere G. H. Graber: „Die schwarze Spinne." Imago, Bd. XI, Heft 3. 1925.

2) Graber, a. a. O. S. 296.

3) A. a. O. S. 253.

4) Regnault: „Médecine et pharmacie chez les Chinois et chez les Annamites." Paris 1902, p. 28 et 29.

durch Schwarz als Rot,[1] Weiblich sowohl durch Weiß als Blau symbolisiert werden kann.

Wir kennen Mantel und Hut als typisch männliche Symbole; sie sind als Attribute des als ehrsamen Bürgersmannes erscheinenden Teufels rot (der Mantel) und schwarz (der Hut) in der von Freud geschilderten Teufelsneurose aus dem siebzehnten Jahrhundert.[2] Ganz besonders frappant aber tritt die Gleichbedeutung von Schwarz und Rot als männlicher Farben aus den Teufelsbeschreibungen von Jeremias Gotthelf hervor.[3]

Ein Masochist träumt, ein Kamerad sei ins Zimmer gekommen und habe ihn masturbiert. Daraufhin habe er diesen verklagt, daß er ihn schwarz masturbiert habe. Der Träumer assoziiert „Schwarz onanieren — Blut onanieren — bei der ‚ersten' Pollution mit sechzehn bis zwanzig Jahren hatte ich nächtlicherweise die Idee, Blut zu verlieren". Ein Zwangsneurotiker mit schwerem Kastrationskomplex chargierte während Jahren seine Männlichkeit, trug Tag für Tag einen schwarzen Cutaway und ließ seine Zimmer ausschließlich rot tapezieren. Zur Zeit der Lösung der analsadistischen Fixierung, jedoch als diese Entwicklung noch in *statu nascendi* und noch nicht vollendete Tatsache war, begann er die übliche Herrenkleidung zu tragen, und schlug seine Vorliebe für Rot in eine solche für Gelb und Blau um. Verschiedene Fehlhandlungen passierten ihm damals. Beispielsweise versah er das Rot von sogenannten Judenkirschen in Gelb, und wandelte sich in seiner Erinnerung der rote Mantel der Kalypso auf dem bekannten Gemälde von Arnold Böcklin in Blau. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß in diesem Stadium der Analyse, wo die weiblichen Farben an Stelle der männlichen bevorzugt wurden, auch ein Umschwung von einer homo- zur heterosexuellen Objektbesetzung sich zeigte.[4]

1) Daß Schwarz und Rot phänomenologisch zusammengehören, scheinen auch die Halluzinationen des Epileptikers zu zeigen. Die Einleitung eines epileptischen Angstzustandes „bildet vielfach eine ganz bestimmte, sich regelmäßig wiederholende Sinnestäuschung; namentlich bemerkenswert ist der schwarze Mann und das Sehen von roten Gegenständen." (Kräpelin: „Psychiatrie." III. Bd., S. 1061. 1913.)

2) Ges. Schriften, Bd. X, S. 409.

3) Vgl. Graber: „Schwarze Spinne", a. a. O. S. 287: Die spätere Höllendienerin Christine bleibt vor dem Bösen „stehen wie gebannt, mußte schauen die rote Feder am Barett, und wie das rote Bärtchen lustig auf- und niederging im schwarzen Gesicht."

4) Zwei kurze Beispiele aus Graber (a. a. O.) mögen nochmals die weibliche Bedeutung von Weiß und Blau illustrieren; eines Kommentars bedürfen sie sonst nicht (S. 285): „In Hirschhorn (Hessen) wurde ein junger Mann jede Nacht vom Alp gequält. Schließlich fing die Mutter letzteren in ein Tuch, sperrte ihn in eine Kommode und ließ den Schlüssel stecken. Der Sohn war erlöst. In Erlenbach aber starb zur selben Stunde ein Mädchen. Als man es eben begraben wollte, zog der

Anna Martin hat 1921 Untersuchungen über „Die Gefühlsbetonung von Farben und Farbenkombinationen bei Kindern“ im Alter von vier bis sechzehn Jahren angestellt[1] und gefunden, daß Rot „das größte assoziative Moment für beide Geschlechter“ hat. Sie konstatierte ferner: „Die Mädchen ziehen im allgemeinen das Rot dem Blau, die Knaben das Blau dem Rot vor. Gelb neigt anscheinend zu einer starken, aber schwankenden Gefühlsbetonung“ (S. 43); Grün wird weder positiv noch negativ stark gefühlsbetont. Es ist unmöglich, aus dieser Arbeit Genaueres zu unserem Thema zu entnehmen, da sie im wesentlichen statistisch ist, und keine genaueren Versuchsprotokolle vorliegen. Interessant mag immerhin erscheinen, daß in der Bewertung der Farben eine Geschlechtsdifferenz besteht und bei dieser das von uns als männliches Symbol angenommene Rot von den Mädchen bevorzugt wird, während die Knaben das weibliche Blau höher schätzen.

Zum Grün als atypisch-männlicher, als passiver Farbe führt uns „der Traum vom doppelten Ich und der Traum vom Weinen“ aus dem Roman „Oberlins drei Stufen“ von Jakob Wassermann (Fischer, Berlin 1922). Offenbar haben wir in der Symbolbedeutung des Grün eine nahe Beziehung zum weiblichen Blau; ohne daß wir das hier des Nähern ausführen könnten, ist Grün die Farbe des noch in der Mutteridentifikation befindlichen Sohnes, des weibischen Mannes.

Diese „Stufe“ und den Übergang zum reifen Manne schildert Wassermann bei seinem Helden zur Zeit, als folgender Traum sich einstellte. Oberlin bekommt in Erwartung seiner Geliebten Hanna eine Herzneurose; er mißtraut ihr, ohne daß er weiß, daß sie die Mörderin seiner eigentlichen Geliebten, ihrer Zwillingsschwester ist; er liebt diese in ihr; die körperliche Vereinigung mit Hanna und die Liebe einer einzigen Nacht bringt Klarheit; Hanna sühnt ihr Verbrechen mit dem freiwilligen Tode. Er selber sucht im Schmerze seinen früheren Lehrer und Führer und merkt, daß er ihm entwachsen, daß er frei und für die Welt offen ist. Dieser Entwicklung gibt nun der Traum Ausdruck; noch mehr aber dem Sträuben vor den drohenden Auseinandersetzungen, der Lähmung des noch in der Ödipus-Bindung befindlichen Muttersohnes.

„Er ging durch ein vierbogiges Rundtor, das aussah wie eine Riesenhand, die mit den Fingerspitzen gegen die Erde gesetzt ist. Keine Stimme redete, aber er wußte, daß es entscheidend

---

junge Mann in Hirschhorn den Schlüssel der Kommode weg, ein weißes Mäuschen schlüpft heraus und fährt bald darauf in den Mund der Toten, die wieder erwacht.“ (S. 282.) „Eine andere Sage berichtet von einem Jüngling, der mit Hilfe der wundertätigen Kraft einer blauen Blume schließlich den Drachen (Vater) erlegt und die dadurch erlöste Jungfrau heiratet. Die blaue Blume aber fliegt fort und ruft: „Ich bin die Seele deiner verstorbenen Mutter.“

1) Pädagogisches Magazin, Heft 831. Beyer, Langensalza.

für ihn sein würde, durch welchen der vier Bogen er ging. Das Tor war ganz aus grünem Stein. Ohne sich lange zu besinnen, ging er geradeaus; und mit dem Augenblick, wo er den Bogen durchschritten hatte, kam eine herzzerreißende Furcht über ihn; denn ihm dünkte, er sei auf einmal außerhalb der Welt. Die Landschaft, die sich vor ihm dehnte, war so grün wie jenes Tor; es war nicht das Grün, wie es die Blätter haben, nicht das Grün des Mooses, nicht das Grün von alten Kupfergefäßen; es war ein Grün, das er noch nie gesehen, ein finsteres, böses, totenhaftes Grün. Darüber wölbte sich etwas wie ein Himmel; aber es war kein Himmel, es war eine weißliche Blase, aus deren unteren Rändern weißliches Licht strömte. Weit und breit keine Seele, die vollkommenste Verlassenheit. Von Furcht bis in die Knochen geschüttelt, dachte er: jetzt werde ich endlich wissen, woran ich bin. Zu rasten war ihm nicht erlaubt, er mußte gehen, beständig vorwärts gehen. Er wollte sich beschweren, daß er müde sei, aber das Wort müde fiel ihm nicht ein, er dachte statt dessen bloß grün."

Es folgt der Kampf mit einem schwarzen Riesen, der aus dem Grünen wächst. Oberlin erwacht, nachdem er vergeblich einen Stein gegen das Ungetüm geschleudert, der Stein gegen ihn selber abgeprallt ist. *Aber nun schläft er wieder ein und beginnt nun in den Himmel zu fliegen, der sich aus der „weißlichen Blase" in „azurne Höhe" gewandelt hat, findet Gottvater, auf einer Scharlachwolke sitzend, sucht und findet endlich seinen Blick und sinkt nun selig befreit, weinend zur Erde nieder.*

Vergleicht man diese Farbensymbolik mit derjenigen des Taikih, so fällt vielleicht auf, wie der Traum anfänglich die Geschlechter verkehrt, das Weibliche oben, das Männliche unten ist, jenes fahl weiß, dieses totengrün und schwarz; und wie dann aber, ganz wie im Taikih das Männliche, Gottvater auf der Scharlachwolke, im Weiblichen, das nunmehr zur azurblauen Höhe geworden ist, thront. — Daß Blau übrigens beim freien Assoziieren als Farbe des Madonnenkults, als das lockende, versöhnende und tröstende Moment des Katholizismus ungemein häufig bewertet wird, verdient hier auch noch Erwähnung.

Noch ein kurzer Rückblick auf Grabers schon mehrfach erwähnte Arbeit.[1] Wie der Teufel erstmals in der Gotthelfschen Erzählung erscheint, kommt Graber aus analytischen Erwägungen, die Farbensymbolisches außer Spiel lassen, dazu, ihn als Repräsentanten des „weiblichen und mütterlichen Prinzips" zu nehmen und in Zusammenhang zu bringen mit der „Fiktion der hochgesteigerten Identifikation mit der Mutter." Dementsprechend ist der Teufel nicht, wie später, wo er als Vater-Imago erscheint, schwarz und rot, sondern als — *sit venia verbo* — Zwitter zwischen Mutter- und Vater-Imago grün, ein „grüner Jägersmann".[2]

1) „Schwarze Spinne", a. a. O. S. 277 f.

2) Von Gelb sagt F. Kluge in seinem etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache, daß es als Wort verwandt sei mit dem lateinischen *helvus* = graugelb, dem griechischen *chloros* = grün, gelb, *chloë* = grün, sowie den Wörtern Galle, Gold und glühen. Das lateinische *flavus* = blond, gelb, sei mit dem deutschen blau eines Stammes. — Solche Bedeutungsänderung stammgleicher Worte sei häufig. Combaz („Dans les Temples impériaux de la Chine", Bruxelles 1912) bestätigt das mit Beispielen von verschiedenen Völkerstämmen Asiens und Amerikas. So werde z. B. Blau und Grün „verwechselt" oder mit einem einzigen Wort bezeichnet; desgleichen Blau und Schwarz. Das lateinische *coeruleus* bedeute je nachdem schwarz, grün, himmel-

Bei Untersuchung der Symbolbedeutung von Gelb wird mehr als bei den andern Farben auf die Nuancen zu achten sein. Insbesondere wird sowohl das, was kurz als Golden bezeichnet wird, wie auch ein Gelb mit mehr oder weniger schwärzlicher Beimischung, also das Braun, in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen sein.

„Eine Sängerin trat auf in Gold und Braun", träumt eine Analysandin von ihrer Freundin, die sich gegen den Willen des Vaters ihrer Kunst zugewandt und sich trotzig durchgesetzt hat, fortan in Fehde mit dem Vater. Die gleiche Analysandin steht in unbewußt stärkster Ablehnung ihrem Gatten gegenüber; stark libidinös wehrt sie doch jeden Koitusversuch durch Scheidenkrampf ab; ihre genitale Erregung beschränkt sich auf die Klitoris; vor allem aber sind die Brüste erogene Zonen, und, verdrängt, der Mund; sie kann die Zunge niemals herausstrecken, sondern verschließt krampfhaft den Mund; auch litt sie an derartiger Anorexie und Magenkrämpfen, daß sie eine Probelaparatomie provozierte, wie sie überhaupt während Jahren von einem *furor operativus* befallen war und operativ sowohl defloriert wie vaginal dilatiert und halbseitig kastriert worden ist.

oder meerblau. — So begegnen wir auch beim früher erwähnten Symbol des Taikih einem Grün an Stelle des Blau sowie gelegentlich einer völligen Vertauschung der Symbolqualitäten, so daß alles, was sonst dem Yan zugeschrieben wird, dem Yn zukommt.

Zur Symbolbedeutung des Gelb mag folgendes aus Goethes „Entwurf einer Farbenlehre" (6. Abteilung, sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe) zitiert werden: „Gelb besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft . . . Wenn nun diese Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat, so ist sie dagegen äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes. Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgeteilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kotigen verwandelt und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottierer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden sein; ja die sogenannte Hahnreifarbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb." Goethes Äußerungen entsprechen der von Martin experimentell bei Kindern gefundenen, bereits erwähnten, starken, aber labilen Gefühlsbetonung, welche Gelb gegenüber besteht. „Gelb ist die typisch irdische Farbe", sagt Kandinsky („Über das Geistige in der Kunst". 3. Aufl., S. 64. München 1912). „Gelb kann nicht weit in die Tiefe getrieben werden. Bei Abkühlung durch Blau bekommt es . . . einen kränklichen Ton. Verglichen mit dem Gemütszustand des Menschen könnte es als farbige Darstellung des Wahnsinns wirken, aber nicht der Melancholie, Hypochondrie, sondern eines Wutanfalles, der blinden Tollheit, Tobsucht. Der Kranke überfällt die Menschen,

Ihrem Manne wirft sie mangelnde Aggressivität vor, mangelnde Potenz, so daß ihre eigene Erregung immer wieder nach ebenso heftigem wie kurzem Aufflackern verfliege. Im Traume gibt sie dem so Ausdruck, daß sie gelbe Blumen pflückt; aber der Mann läuft ihr davon und sie bleibt weinend zurück. Sie symbolisiert ihr Genitale als eine Reihe gelber Messingpfannen mit Metallstielen; Reitknecht und Zahnarzt kommen in diesem Traume und den Einfällen dazu als männliche Partner. Sie projiziert sich selbst in den Mann, zeichnet ihm eine gelbe Mütze in Form einer Glans und blaue Hosen usw. Eine andere Analysandin ist durch „Gold" von ihrem Gatten getrennt und findet sich erst mit ihm vereint, wie sie sich selber mit ihrer ganzen Umgebung in goldiges Licht getaucht sieht. Ihrem Abscheu vor dem Gliede des Mannes gibt sie so Ausdruck, daß sie ihn mit goldenen Zähnen träumt; sie versucht vergeblich dieses scheußliche Gold wegzuküssen. Erst wie sie sich überwunden hat und sich ihm gibt, ist die ekelhafte Vergoldung weg. „Dann wache ich halb auf in seinen Armen." Den Analytiker träumt sie in einem kurzen Stadium des Widerstandes als Mann im weißen Mantel und mit goldenen Zähnen, ihre ungeborenen

schlägt alles zugrunde und schleudert seine physischen Kräfte nach allen Seiten, verbraucht sie plan- und grenzenlos, bis er sie vollständig verzehrt hat. Es ist auch wie die tolle Verschwendung der letzten Sommerkräfte im grellen Herbstlaub . . ." — Man vergleiche zu diesen Ausführungen „Die psychologische Entwicklung Vincent van Goghs" von Westerman Holstijn (Imago, Bd. X, 1924). Der Autor deutet das alles beherrschende Gelb bei van Goghs Bildern als „symbolisierte Libido", „die Allmacht der Liebe". „Gelb und Blauviolett komplementierten einander, wie das männliche und das weibliche Prinzip einander komplementieren." An dieser Deutung darf stutzig machen, daß das von W. H. als weiblich gedeutete Blau ein männliches Rot beigemischt hat, violett ist. Und da es sich bei diesem Gelb und Blauviolett um ein „*mariage des complémentaires*", ein „*amour de deux amoureux*" handelt, so müssen wir annehmen, daß das dem weiblichen Prinzip zugemischte männliche Element dem Gelb abgeht, somit dieses nicht rein männlich ist. Eine Farbengeschlechts-Symbolik, wie sie bei van Gogh vorliegt, läßt an eine nicht ausdifferenzierte Sexualität denken, wozu uns ja auch sonstige Anhaltspunkte zur Verfügung stehen. Lehrreich in dieser Beziehung ist Alice Bálints Arbeit: „Die mexikanische Kriegshieroglyphe atl-tlachinolli" (Imago 1923, Heft 4). Daß das Farbenpaar Blau und Gelb symbolisch weniger in die Richtung einer vollentwickelten Genitalität weist, sondern vielmehr auf Urethral- und Analerotik deutet, geht aus Bálints Untersuchungen mit Wahrscheinlichkeit hervor: Wasser, Urin wird blau verbildlicht, Feuer und Kot gelb oder braun. — Wir haben oben Goethe zitiert, der ein schmutziges Gelb als wohl mittelalterliche Kennzeichnung der zu Geldmanipulationen Gezwungenen und deswegen wieder Verachteten, d. h. der Juden und Wucherer erwähnte. Somit wieder ein Hinweis auf Anales. Gelb sei aber auch die Farbe der Hahnreie, sagt Goethe, wozu beigefügt werden mag, daß Hahnrei Kapaun bedeutet und sich zum Sinne sowohl des betrogenen und deswegen verhöhnten Ehemannes wie auch des Ehebrechers ausgewachsen hat. (Kluge, a. a. O.)

Kinder als „kleine, leuchtende Punkte", „wie Leuchtkäferchen". Bei einer Dame, in deren ersten Analysenträumen der Mann ohne Kopf eine Rolle spielte (Salome-Motiv, Johannes, Hans = Vorname des Analytikers), äußerte sich die Übertragung einesteils so, daß sie ihm „goldene Kinderaugen" andichtete, andernteils so, daß sie ihn wegen seiner Goldzahnkronen haßte. Urethralerotik spielte noch in den ersten Schuljahren eine starke Rolle: wiederholte Bemühungen, stehend, wie ein Junge, zu urinieren, kam während der Analyse in einem Konversionssymptom, vor allem aber als Ehrgeiz und in dem öfteren Vorwurfe der Unverschämtheit des Analytikers zum Ausdruck.

Auf weiteres kann ich hier nicht hinweisen. Ich hebe bloß einige für die Gelbsymbolik wesentliche Stellen aus einem Briefe der Analysandin an den Analytiker hervor. Es ist erst von Dingen die Rede, die nicht für die Augen des Analytikers bestimmt seien. „*A propos* — Ihre Augen, — bilden Sie sich ja nicht ein, daß diese noch goldig für mich sind. Seit Wochen haben Sie für mich ganz undefinierbare Augen — schwärzlich oder grau oder braun, oder ich weiß nicht was. Ich wollte, ich könnte die ‚Goldigen' wieder einmal sehen! Aber da sind nur die goldigen Zähne." ... „Einmal bin ich mit einem Schrei aufgewacht, bin im Bett aufgefahren, ich sah eine rosarote Helle vor mir, ich starrte immerfort draufhin. So nach und nach merkte ich, daß es nur das Fenster war und daß dahinter der Morgen dämmerte. Ich legte mich wieder hin, da verspürte ich furchtbare Zahnschmerzen, und zwar in allen Zähnen oben und unten. Ich befühlte sie, einige Zähne waren so empfindlich, daß ich sie kaum berühren konnte. Es dauerte ziemlich lange, bis die Schmerzen nachließen und ich wieder einschlafen konnte. Heute Morgen sind meine Zähne wieder ganz gesund und ich spüre nicht mehr das Leiseste. Aber es ist mir sonst nicht gerade wohl — ich merke, daß die Periode bald kommt." ... Analysandin leugnet dann homosexuelle Bindungen, die sich kürzlich der Bearbeitung immer stärker zugänglich erwiesen hatten, und fährt fort, das sei eine unerhörte Frechheit von seiten des Analytikers; „er wolle sie homosexuell machen", um sie los zu werden. Das sei ein raffinierter Betrug. „Natürlich haben Sie es auf eine Weise getan, daß Sie sich jederzeit herausbeißen könnten — mit Ihren goldigen Zähnen." Sie kauft sich Romain Rollands Roman: „Anette et Sylvie!" Legt ihn erst mißvergnügt wieder weg und findet ihn dann herrlich. Zwischenhinein erzählt sie folgende Episode von ihrem zweitältesten Töchterchen. „Was ich jetzt schreibe, ist schrecklich — unglaublich. Es ist wegen X. Das Kind ist mir furchtbar — ich kann kaum an mich halten — und dabei ist es rein versessen auf mich, lehnt sich an mich, küßt mich unzählige Male. Schickt man sie ins Bett, so ist sie kaum fortzubringen. Heute hat sie mich wieder mit ihrer ewigen Bitte, einmal in Abwesenheit von Papa bei mir, in meines Mannes Bett, schlafen zu dürfen, gequält. Dabei liebe ich diese einsamen Nächte so sehr, wo ich mit meinen Selbstgesprächen lebe. Nein, das andere Bett bleibt leer, das lasse ich mir nicht nehmen." Nun liest sie Rollands Roman von den zwei Freundinnen, „verschlingt" ihn, ist entzückt. „Ich hatte keine sehr ruhige Nacht, hatte wieder dieses komische Zahnweh, nur viel schwächer als letzte Nacht. *Ich träumte von zwei Vögeln, die miteinander zankten*

und sich fast zu Tode pickten; sie waren beide in einem goldenen Käfig eingeschlossen. Es tat mir furchtbar weh, diesem Kampfe zuzuschauen — ich spürte förmlich selbst die Schnabelhiebe. Ich lag darauf lange wach und zerbrach mir den Kopf, wie man wohl eine Seele fassen könne? Wie man sie spüren könne? Ob sie wohl bei den einen groß, bei den andern klein sei? Ob man sie auch ganz vernichten könne? Ach, es war ein schmerzliches Sinnen und ich wurde nicht froh davon . . ."

Zu Braun bloß eine Reihe freier Assoziationen einer jungen Frau:

„Holz — unser sogenannter Herzlikasten — ‚Holz vor dem Haus' — von Soldaten als Zeppelin bezeichneter erigierter Pferdepenis — gestern oder vorgestern in den See abgestürzter Flieger — gestrige Lokomotiventgleisung an Strecke, die wir selber ohne Unfall durchfahren haben — braun = fruchtbar — Kinderausspruch: Papa hat braune Haare und weiße sogar — braun hat etwas Warmes — ich hatte einen einzigen Fliegertraum, wobei ich nicht einmal selber flog, sondern einen Flieger in seinem Apparat herrlich kreisen sah — eitler Schmetterling mit prachtvoller Unterfläche, die er immer im See spiegelt; sie verlieren dann diese schöne Unterfläche — gezwungene Deutungen solcher Dinge — Neid auf Frauen mit richtigen Flugträumen."

Es sei nochmals auf Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose" zurückgegriffen und darauf hingewiesen, wie an den Angsttraum des Vierjährigen von den weißen Wölfen sich unmittelbar eine Phobie vor gelbgestreiftem Schmetterling anschließt. Freud bringt diese Phobie und die Schreckwirkung des Gelb in ätiologisch unzweideutigen Zusammenhang mit Kastrationsbedrohung des Jungen, welche er von seiten einer Frau anläßlich urethralerotischer Betätigung erfahren.[1]

Daß Gelb und Weiß sich hier gegenseitig vertreten, scheint mir unzweifelhaft. Auch widerspricht es individueller Motivierung dieser Farben keineswegs, daß sie auch überindividuell sein könnten, zieht doch auch

---

1) Die Analogie zwischen Angsttraum und Phobie ist sehr weitgehend. Traum: „. . . *ich sehe mit großem Schrecken, daß auf dem großen Nußbaum vor dem Fenster ein paar weiße Wölfe sitzen.*" Auf einer Blume sitzt der gelbe Schmetterling, vor dem den Jungen, welcher ihn vorher gejagt, plötzlich Angst ergreift. Dazu kommt noch, daß der gezeichnete kahle Baum mit seinen spitzen Ästen durchaus Schmetterlingsform hat („große Flügel in spitze Fortsätze auslaufend"). Fügen wir dem noch folgenden Passus bei: „Die Beziehung der Gruschaszene zur Kastrationsdrohung bestätigte er durch einen besonders sinnreichen Traum, den er auch selbst zu übersetzen verstand. Er sagte: Ich habe geträumt, *ein Mann reißt einer Espe die Flügel aus.* — Espe? mußte ich fragen, was meinen Sie damit? — Nun, das Insekt mit den gelben Streifen am Leib, das stechen kann. Es muß eine Anspielung an die Gruscha, die gelbgestreifte Birne sein. — Wespe, meinen Sie also, konnte ich korrigieren. — Heißt es Wespe? Ich habe wirklich geglaubt, es heißt Espe. (Er bediente sich wie so viele seiner Fremdsprachigkeit zur Deckung von Symptomhandlungen.) Aber Espe, das bin ja ich, S. P. (die Initialen seines Namens). Die Espe ist natürlich eine verstümmelte Wespe. Der Traum sagt klar, er räche sich an der Gruscha für ihre Kastrationsdrohung."

Freud selber[1] eine Analogie zwischen unbewußtem Wissen seines kindlichen Neurotikers und dem Instinkt: „Dieses Instinktive wäre der Kern des Unbewußten . . .“ Glaube ich also in Weiß und Gelb weibliche Schreckfarben vermuten zu müssen, so gibt mir hiezu noch besonderen Anlaß der deutliche Gegensatz des erwähnten Traumes und der Phobie zu der Traumbedrohung, wie sie der Kleine von männlicher Seite durch einen aufrechten Wolf, einen aufrechten Löwen erfährt. Während wir aber hier immer noch, wenn auch vorwiegend männliche, so doch einigermaßen bisexuelle Symbole vermuten können, so findet in einem dritten Traum die Zerlegung in Männlich und Weiblich statt und es tritt nun hier als unzweideutig männliche Farbe das Schwarz auf: „In diesem früheren Traum sah er den Teufel im schwarzen Gewand und in der aufrechten Stellung, die ihn seinerzeit am Wolf und am Löwen so erschreckt hatte. Mit dem ausgestreckten Finger wies er auf eine riesige Schnecke hin. Er hatte bald erraten, daß dieser Teufel der Dämon aus einer bekannten Dichtung, der Traum selbst die Umarbeitung eines sehr verbreiteten Bildes sei, das den Dämon in einer Liebesszene mit einem Mädchen darstellte. Die Schnecke war an der Stelle des Weibes als exquisit weibliches Sexualsymbol.“[2]

*

Einleitend habe ich angedeutet, daß Symbol und Begriff sich gegensätzlich verhalten. Während dieser abgegrenzt ist und selber trennt, verbindet jenes und schillert in seiner Bedeutung. Aber Symbol und Begriff sind doch nicht durchaus getrennte psychische Wesenheiten; es vermag ein Symbol mit zunehmender Bewußtheit ebensowohl begrifflich zu werden, wie ein Begriff seine Schärfe verlieren und zum Symbol sich wandeln kann.

Wie allem Unbewußten steht auch der Symboldeutung ein mehr oder weniger starker Widerstand entgegen. Was speziell die Farben anbetrifft, so lautet ein Spruch: „*de gustibus et coloribus non est disputandum*“. „Es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln“ — sagt Goethe (Entwurf einer Farbenlehre. Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. 40, S. 72) — „dergestalt, daß einer unserer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: Hält man dem Stier ein rotes Tuch vor, so wird er wütend; aber der Philosoph, wenn man nur überhaupt von Farbe spricht, fängt an, zu rasen.“

1) Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 566.
2) Freud, a. a. O. VIII, S. 511.

Das Symbol gilt als mehr oder weniger „stummes“ Traumelement,[1] d. h. als Traumteil, zu dessen Auflösung die Einfälle des Träumers nicht genügen, sondern dessen Deutung nur oder vorwiegend mit Hilfe des Folklore möglich ist.[2] Symbolische, d. h. typische und individuelle Motivierung solcher Traumelemente schließen sich aber, wie wiederholt betont, keineswegs aus. „Somit nötigen uns die im Trauminhalt vorhandenen, symbolisch aufzufassenden Elemente zu einer kombinierten Technik, welche sich einerseits auf die Assoziationen des Träumers stützt, anderseits das Fehlende aus dem Symbolverständnis des Deuters einsetzt.“[3] Symbolkenntnis ist für den Deuter unerläßlich. Dem Analysanden gegenüber aber empfiehlt sich sparsamster Gebrauch bloßer Symboldeutungen. Sie haben in der Hauptsache bloß vorläufigen Wert in der analytischen Therapie; werden sie nicht durch individuelle Lösungen ergänzt und ersetzt, so ist die Arbeit bloß zum Teil geleistet. C. G. Carus[4] schrieb einst: „daß, obwohl Bewußtes und Unbewußtes in Wahrheit nur die beiden Pole eines und desselben Wesens sind, doch zwischen beiden eine ewige Grenze gezogen ist, ja, daß sie sich in dieser Beziehung gewissermaßen verhalten wie Quadrat und Zirkel, wo zwar der Kreis von dem geradlinigen Maße bis auf einen gewissen Punkt allerdings gemessen werden kann, niemals jedoch in demselben ganz aufgeht.“ So ist Symboldeutung bloße Quadratur des Zirkels. Und wenn auch das Unbewußte des einzelnen starken Anteil hat am Unbewußten der gleichzeitigen und phylogenetischen Kollektivität, so können doch seine Produkte zwar mit Hilfe der Symbolik annähernd erfaßt werden, ihre restlose Deutung aber nur aus dem Individuum selbst erfahren.

1) Freud, Vorlesungen. Ges. Schriften, Bd. VII, S. 151.
2) Freud, a. a. O. S. 160.
3) Freud, Traumdeutung. Ges. Schriften, Bd. III, S. 69.
4) „Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt.“ 1857.

Das Erbe des Fortunatus

Von

Vilma Kovács

Budapest

Das Problem der vollwertigen Männlichkeit ist ein Hauptproblem der Neurose und wurde bereits in der psychoanalytischen Literatur von den verschiedensten Seiten beleuchtet.[1] In einer ganzen Reihe von Fällen hatte ich Gelegenheit, eine bisher weniger beachtete Seite dieser Frage zu untersuchen, und zwar die psychologische Rolle des Skrotum bei der Entwicklung zur Genitalität.[2] Diese Fälle gaben mir Gelegenheit, die mit dem Skrotum verbundenen unbewußten Phantasien aufzudecken, die wahrscheinlich auch im normalen Seelenleben eine Rolle spielen. Auf diese letztere Vermutung brachte mich das uralte Volksmärchen von Fortunatus und seinem Säckel, in welchem der ganze Skrotumkomplex in geradezu vollkommener Weise aufgearbeitet ist.[3]

Fortunatus erhält von seinem Vater folgendes zum Erbe: einen Hut, mit dem man dort ist, wo man sein will, und einen Säckel, der nie versiegt. Er mahnt ihn, die zwei Dinge nicht voneinander zu trennen, da dies Unglück über ihn bringt. Fortunatus nimmt sein Erbe, geht zu Hofe, wo er mit großem Reichtum auffallen will, um damit die Prinzessin zu erobern. Die Prinzessin ist vom Glanze betört, doch liebt sie ihn nicht und will nur sein Geld. Sie belauscht ihn, woher sein Reichtum stammt, und schneidet ihm im Schlaf den Säckel ab. Fortunatus sieht sich in Armut, fliegt mit dem Hut auf eine Insel, wo Zauberfrüchte wachsen. Er nimmt

---

1) Ferenczi, Rank, Reich.

2) Ich muß hier bemerken, daß ich Skrotum *promiscue* auch auf den wertvolleren Teil, den Inhalt des Säckchens anwende, so wie es in den Träumen und Phantasien der Neurotiker zum Ausdruck kommt.

3) Vgl. Antti Aarne: Märchenforschung. Die hier veröffentlichten zahlreichen Varianten enthalten alle wesentlichen Merkmale, die bei der Deutung eine Rolle spielen.

von zwei Bäumen Äpfel, und kehrt zum Hofe zurück. Verkleidet, verkauft er der Prinzessin von den Früchten, die davon ißt und Hörner auf der Stirne bekommt. Nun große Verzweiflung im Lande, die Krankheit der Prinzessin will nicht weichen. Fortunatus erbarmt sich ihrer, will ihr helfen, wenn sie ihm den Säckel zurückgibt. Als sie dies tut, gibt er ihr von den guten Früchten, die Hörner fallen ab, sie ist geheilt. Nun heiratet Fortunatus die Prinzessin und sie leben zusammen in Glück und Freuden.

Für den Psychoanalytiker ist es nicht schwer, die Sprache des Unbewußten in dieser Märchensymbolik zu erkennen.



Aus dem Fortunatus-Zyklus von Moritz v. Schwind

Der Hut, mit dem man dort sein kann, wo man sein möchte, und der nie versiegende Säckel, die beiden Dinge, die nicht voneinander zu trennen sind, können wir als Symbole für Penis und Skrotum mit seinen Einschlüssen erkennen. Beide zusammen machen die vollwertige Männlichkeit aus. Wenn Fortunatus die Prinzessin mit seinem Reichtum erobern will, so begeht er das Unrecht, Penis und Skrotum voneinander zu trennen. Dies bedeutet die libidinöse Betonung der analen Sexualität, die ihn hindert, auf die wahre Objektliebe überzugehen. Er wagt nicht die männliche

Erobererrolle, sondern entsagt dem Penis und versucht nur mit analen Fähigkeiten zu imponieren. Diese infantile Einstellung des Mannes drängt auch das Weib auf die anal-sadistische Stufe zurück. Sie erblickt ebenfalls im Geldverdienst die Männlichkeit (Verschiebung der Libido von Penis auf Skrotum) und glaubt durch Reichtum ohne Mann fertig zu werden. Zu diesem Zwecke nimmt sie vom Manne die unversiegbare Quelle seines Reichtums, das Skrotum samt Hoden fort, d. h. sie kastriert ihn,[1] und umgürtet sich selbst mit dem Säckel. Wir sehen hier also die Anfänge der Neurose der Frau, ihre Identifizierung mit dem Manne, die aber in



Aus dem Fortunatus-Zyklus von Moritz v. Schwind

der Realität nur durch Geldverdienst gelingen kann (Feministin), denn sie kastriert, um selbst Mann sein zu können (Angst vor dem Penis). Nun wird dem Mann seine Impotenz bewußt, er ist genötigt, seine Zuflucht zum Penis zu nehmen, um die Prinzessin zu bezwingen; er versucht die anale

1) Gegenüber der bisher in der analytischen Literatur diskutierten Penisabschneidung ist diese Operation die eigentliche biologische Kastration. Die Wegnahme des Penis bedeutet den Verlust des wichtigsten Lustorganes, der Verlust der Hoden dagegen Sterilität, also Versiegen des Reichtums.

Fixierung zu lösen, um den Übergang zur Genitalität zu ermöglichen (Heilungsversuch). Es erfolgt ein mißlungener Koitusversuch (schlechte Früchte), wodurch die Neurose der Prinzessin vollständig ausbricht. Die Hörner, die der Prinzessin wachsen, diese Überkompensierung des fehlenden Penis,[1] erklären deutlich den Zusammenhang der Neurose der Prinzessin mit der Impotenz des Fortunatus. Die Impotenz des Mannes verursacht die virile Einstellung der Frau und ihre Regression zum Analen. Nur die Liebe kann sie heilen, die Objektliebe, zu der Fortunatus durch Mitleid mit der kranken Prinzessin gelangt, die ihn fähig macht, ihr die guten Früchte zu geben, durch deren Genuß die Hörner, ihre Männlichkeit, abfallen. Beide werden gesund, Fortunatus erlangt durch diese Vereinigung „der zärtlichen und sinnlichen Strömung" (Freud) die vollwertige Männlichkeit; bei der Prinzessin geht der Wunsch nach dem Skrotum (Penis) in den Wunsch nach dem Kinde über (gute Früchte — Schwangerschaft). Nun kann sie auch Ernährerin sein, das Kind säugen.

Das Märchen mutet uns an wie ein Lehrgedicht, in dem die jungen Männer vor der Gefahr gewarnt werden, die aus der Trennung von Skrotum und Penis entspringt. Diese Gefahr besteht, wie uns das Märchen lehrt, in der Regression auf die anale Stufe. Aber auch die Frauen werden durch das Märchen gemahnt, den Penisneid aufzugeben, da die mißlungene Identifizierung mit dem Mann (in diesem Fall mit Hilfe der Gleichung Skrotum = Säckel = Vagina) auch sie auf die anale Stufe zurückdrängt.[2] Die Analyse von Neurotikern brachte ähnliche Phantasien, die nicht nur obige Deutung des Märchens bestätigten, sondern auch tiefere Determinierungen zutage förderten. Als Hauptursache der Trennung von Penis und Skrotum wurde der Kastrationskomplex erkannt, der bei Vorhandensein einer starken analen Fixierung diese Fehlentwicklung zustande brachte.

Die größte Schwierigkeit bietet für den heranreifenden Jüngling, die bei der ersten Pollution mit großem Schreck gemachte Erfahrung, daß die bisher ohne Folgen betriebene Onanie mit etwas von seinem Ich bezahlt werden muß. Der Penis, das Lustorgan, brachte bis dahin kostenlose Lust, jetzt muß schon das Skrotum (Testikel) die Rechnung dafür bezahlen. Die Abneigung gegen diese Bezahlung der Lust hat zwar verschiedene Quellen, doch will ich hier vorerst auf eine, die wichtigste, aufmerksam machen.

1) Nach einer mündlichen Mitteilung von Dr. Ferenczi.

2) Eine Patientin phantasiert, daß sie die Gebärmutter aus der Vagina heraushängend hat, wie ein Säckchen.

Zum Hergeben des Sperma, welches für das Unbewußte Lebenskraft bedeutet, wird ein großer Aufwand von Objektliebe benötigt, eine Hingabe, die das Ertragen des Verlustes möglich machen soll. Diese vollwertige Objektliebe ist weder bei der bewußten noch bei der unbewußten Onanie vorhanden. Auch bei der psychischen Impotenz können wir beobachten, daß eben diese Hingabe, das Hinzutreten von Unlust zur Lust, und das Ertragen derselben unmöglich ist, wie es überhaupt die allerschwerste Aufgabe der Analyse ist, die Liebesfähigkeit des Patienten so zu heben, daß er imstande ist, sich einer Liebe hinzugeben, die für ihn auch die Qualen des Entsagenmüssens bereitet. Das ist die Übertragungsliebe. Die bewußte Annahme dessen, daß Lieben nicht nur nehmen, sondern auch geben bedeutet, daß ein großer Unterschied zwischen „sich lieben lassen" und „selbst lieben" besteht, macht die vollwertige Liebesfähigkeit aus. Im Körperlichen bedeutet dies die willige Hergabe des Sperma bei dem Manne und das Gebärenwollen beim Weibe. Hier fängt das Rechnen mit der Realität, den Folgen an. Mit dem Zaubermittel der Onanie kann man fliegen, wohin man will; der Eintritt der Ejakulation bringt Angst, Selbstvorwürfe, Schwächegefühl mit sich, mit einem Worte ein schlimmes Erwachen zur Wirklichkeit.[1]

In einigen Fällen wird als Verursacher all dieser unangenehmen Erfahrung das Skrotum erkannt und es besteht die Tendenz, den Zusammenhang zwischen Penis und Skrotum zu verleugnen. In einigen von mir behandelten Fällen konnte ich erfahren, daß die Onanie beim Eintritt der ersten Ejakulation aufgegeben wurde. Die Spaltung des Genitale in Penis und Skrotum könnte mit Hilfe analerotischer Triebregungen vor sich gehen. Eine tiefer liegende Ursache dieser Spaltung wäre die Angst vor dem Penis, die in der Abziehung der Libido vom Penis und der stärkeren Besetzung des Skrotum zum Ausdruck kommt (Abraham). Das Skrotum, welches auch psychisch eine Brücke zwischen anal und genital zu sein scheint, ist sehr geeignet, eine Regression zum Analen zu ermöglichen.[2]

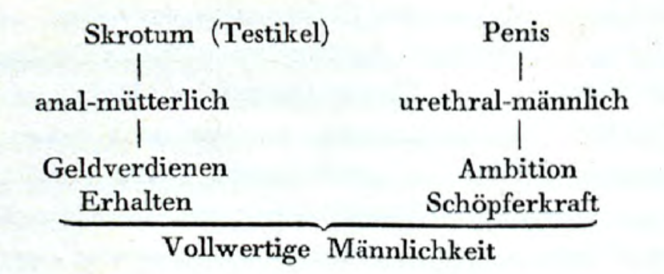
In vielen Fällen konnte ich beobachten, daß die Kastrationsangst vom Penis auf die Hoden verlegt wurde; der Verlust des Skrotum ist schon

1) Ferenczi: Erotischer Realitätssinn (Versuch einer Genitaltheorie).

2) Ein Patient, der sich materiell geschädigt fühlte, — er verlor eine kleine Summe, — bekommt ein unangenehmes Jucken am Skrotum. Er wirft sich in der Analysenstunde auf dem Diwan herum, greift endlich wütend in die Tasche — und reißt mit dem Ausruf „ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich das Skrotum placieren soll, damit es mich nicht stört" — sein Portemonnaie heraus und wirft es auf den Diwan. Er öffnet dann das altmodische Ledertäschchen und zeigt mir, daß es ganz leer ist.

durch die anale Bewertung weniger unlustvoll. Auch Sexualtheorien, die eine Wesensgleichheit von Vagina und Skrotum zum Inhalt haben, sind nicht selten. (Aufgeschnittenes Skrotum, zusammengenähte Vagina.) Diese Theorien beruhen möglicherweise auf einem unbewußten Wissen von der entwicklungsgeschichtlichen Gleichwertigkeit dieser äußeren Gebilde.

Die psychische Einstellung zum männlichen Genitale würde nach meinen Erfahrungen das folgende Bild ergeben:



Auch das neurotische Weib sieht im Manne nur den Ernährer (Skrotumbesitzer = Mutter). Die Angst vor dem Penis, dem Sexualakt und dem Gebären halten sie in dieser infantilen Einstellung zurück. Nur durch die Identifizierung mit der Mutter, indem sie den Penis und die Schmerzen, die er mit sich bringt, zu ertragen und zu lieben bereit ist, wird sie zum reifen und gesunden Weibe.

Wir sehen also, daß das Skrotum seine gesonderte Bedeutung durch die enge Verknüpfung mit analerotischen Phantasien erhält. Daß das Skrotumproblem bisher theoretisch weniger Beachtung fand, könnten wir damit erklären, daß mit der Analyse des analen Charakters auch dieses spezielle Problem in der Regel unbemerkt mitgelöst wurde.

Eine wichtige Beziehung besteht auch zwischen Skrotalphantasien und Oralerotik durch die Ähnlichkeit mit der Mutterbrust, nach welcher die Sehnsucht ewig besteht und deren Verlust als höchst unlustvoll verdrängt wird.[1] Dies wäre auch eine Bestätigung der Auffassung, daß das Skrotum den weiblichen, nährenden Teil des Mannes bedeutet und eben deshalb für die Frau die Identifizierung mit dem Manne erleichtert. Deshalb wird in so vielen Fällen von Neurose das Interesse vom Penis auf das Skrotum verschoben, um so das Gefühl der Unzulänglichkeit in bezug auf das Zeugen

1) Eine Patientin meint, daß beim Koitus das ganze Genitale in die Vagina eingeht oder daß das Skrotum gerade den Platz an der Vagina einnimmt. Dies gibt ein Gefühl der Vollkommenheit, „dann fehlt gar nichts". Skrotum und Penis bedeuten für sie Mamma und Mamilla.

(Schöpfer), auf das Geldverdienen überzuleiten. So wie die Anal- und Urethral-Erotik in sublimierter Form im Charakter aufgearbeitet werden, drückt sich auch das Interesse für das Skrotum und seine Einschlüsse im Charakter des Individuums aus. Es macht den Mann fähig, mütterlich zu fühlen (im Ausstoßen des Sperma zu gebären) und erleichtert dem Weibe die Identifizierung mit dem Sexualpartner.

Zur Psychologie der Komödie

Von

Ludwig Jekels

Wien

Wir verdanken der Psychoanalyse reiche Einsichten in die Psychologie der Tragödie.

Nicht allein, daß wir durch sie erfahren haben, daß die von der Ästhetik postulierte „tragische Schuld" des Helden eigentlich von den verdrängten Ödipus-Wünschen des Dichters abzuleiten sei, hat sie uns überdies auf die seelische Wechselbeziehung zwischen Dichter und Zuhörer, d. h. auf die Gemeinsamkeit der Schuld als auf das entscheidende psychologische Moment aufmerksam gemacht, welches es dem Dichter überhaupt erst ermöglicht, sein Werk zu schaffen und anderseits dem Zuhörer die Aristotelische „Reinigung der Leidenschaften" bringt. Vor allem hat ja Freud[1] in der antiken Tragödie die psychologischen Anklänge an das Urverbrechen festgestellt; an dieser Spur festhaltend, hat Winterstein[2] vor kurzem die Anfänge der Tragödie zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht und dieselben gründlichst durchleuchtet.

Und all dem gegenüber, wie wenig hat sich die Psychoanalyse um die Komödie gekümmert! Ein Aschenbrödel neben ihrer so pompös einherschreitenden Schwester war sie bis nun kaum Gegenstand eines nennenswerteren Interesses und wurde höchstens in das Souterrain der Forschung, in die „Fußnoten" verwiesen, und dort mit wenigen Worten abgetan.

Und dennoch erscheint mir das komische Drama durchaus einer ernsten und eingehenderen Untersuchung würdig. Nicht etwa allein deshalb, weil darin auch das Problem des Komischen gelegen ist, bekanntlich eines der

---

1) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X.)

2) Alfred Winterstein: Der Ursprung der Tragödie. Imago-Bücher VIII.

schwierigsten und verwickeltsten der Psychologie, an das sogar ein Freud[1] „nicht ohne Bangen" herangetreten ist, allerdings um dann dasselbe weitestgehend zu beleuchten. Denn auch sonst ergibt, wie die vorliegende flüchtige Skizze erweisen mag, die psychoanalytische Untersuchung der Komödie mancherlei, was unser volles Interesse beanspruchen darf.

Die von mir vorgenommene Analyse einiger sogenannter höheren Komödien ergab nämlich das überraschende Resultat, daß in denselben ein Mechanismus der Umkehrung vorwaltet; d. h. das in der Tragödie auf dem Sohn lastende Schuldgefühl erscheint in dem komischen Drama auf den Vater verschoben, der Vater ist schuldig.

Dieser Sachverhalt dürfte ja schon Diderot aufgefallen sein, zugleich aber, wie es den Anschein hat, auch seinen affektiven Widerspruch erweckt haben, denn er meint in seinem „Discours sur la poésie dramatique":[2] „Terenz scheint mir einmal in diesen Fehler gefallen zu sein. Sein *Heautontimorumenos* (der Selbstquäler) ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämt, zu dem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat und der sich deswegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang flieht, sein Gesinde abschafft und das Feld mit eigenen Händen baut. Man kann gar wohl sagen, daß es so einen Vater nicht gibt. Die größte Stadt würde kaum in einem Jahrhundert ein Beispiel einer so seltsamen Betrübnis aufzuweisen haben."

Nun wollen wir es versuchen, die Richtigkeit unserer These an anderen Beispielen, wenn auch nur skizzenhaft, nachzuweisen; die bunte Durcheinandermischung von Werken ganz verschiedener Kulturkreise und oft Jahrtausende auseinanderliegender Epochen mag darin ihre Erklärung finden, daß wir, bloß von dem einen Gesichtspunkt geleitet und um seinen Erweis bekümmert, alle anderen geflissentlich zurückstellen.

Der „Kaufmann von Venedig" galt der Shakespeare-Forschung vor noch nicht langer Zeit wohl als eines der umstrittensten Werke des Dichters, nicht allein betreffs der Grundidee, sondern auch in bezug auf seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Dramengattung. Auf Grund unserer Auffassung, daß in der Komödie die Vatergestalt als schuldbeladen zur Darstellung gelangt, müssen auch wir indessen diese Schöpfung für ein komisches Drama erklären, wo doch hier nahezu *expressis verbis* auf die Schuld

1) Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. (Ges. Schriften, Bd. IX.)

2) Zitiert nach Lessings „Hamburgische Dramaturgie". 87. Stück.

des Vaters hingewiesen wird. Denn der von Shylock so arg bedrohte Antonio ist zweifellos eine Vatergestalt; diese psychoanalytische Annahme ist gut fundiert durch den Umstand, daß er ja aus dem Messer Ansaldo der Vorlage (Fiorentinos Pecorone) geformt wurde, welcher in dieser Novelle als „väterlicher Freund", voll Liebe, unerschöpflicher Geduld und Opferwilligkeit für den angenommenen Sohn, figuriert. Antonio läßt aber der Dichter schon in der ersten Szene schuldig werden:

„Geh, sieh zu,
Was in Venedig mein Kredit vermag:
Den spann ich an bis auf das Äußerste",

und alsbald dem Shylock die Schuldverschreibung geben.

Es dürfte wohl kaum Befremden erregen, daß wir hiebei die Geldschuld als eine bloße Substitution der moralischen Schuld auffassen. Die überaus enge Beziehung beider Begriffe, auf die meines Wissens unter den Analytikern Müller-Braunschweig[1] bereits hingewiesen hat, hat schon Nietzsche in seiner „Genealogie der Moral"[2] hervorgehoben. Die enge Zusammengehörigkeit dieser beiden Vorstellungskreise, sowie ihr Ersatzverhältnis, steht ja ganz außer Zweifel. Die uralte Institution der Geldbuße im Strafrecht ist hiefür ein ebenso beredter Beleg, wie der Umstand, daß nicht allein die deutsche, sondern auch viele andere Sprachen (z. B. französisch, polnisch usw.) sich des nämlichen Ausdruckes für die materielle wie für die moralische Schuld bedienen. Und zuletzt, wenn auch nicht an letzter Stelle: Für den Analytiker, der dies Ersatzverhältnis sowohl in den Träumen der Patienten als auch im Widerstand recht häufig zu beobachten Gelegenheit hat, birgt dies Eintreten der Geldschuldvorstellung für die der moralischen kaum etwas Überraschendes in sich.

Dasselbe Ausdrucksmittel für das nämliche Motiv findet sich aber auch im feinsten deutschen Lustspiel, Lessings „Minna von Barnhelm" in Anwendung gebracht.

Der Ausgangspunkt der Verwicklungen des Stückes liegt ja, wie erinnerlich, in seiner Vorgeschichte. Major von Tellheim, mit Eintreibung der Kontribution bei den feindlichen Ständen betraut, hat, um äußerste Strenge zu vermeiden, den Betrag gegen einen Wechsel der Stände dem König aus

1) Dr. Karl Müller-Braunschweig: Psychoanalytische Gesichtspunkte zur Psychogenese der Moral, insbesondere des moralischen Aktes. Imago VII, 1921.

2) Kap. 4: Daß jener moralische Hauptbegriff „Schuld" seine Herkunft aus dem sehr materiellen „Schulden" genommen hat?"

eigenem vorgeschossen. Seine nach Friedensschluß erhobene Forderung nach Begleichung der ihm zukommenden Summe wird abgelehnt, er überdies unter dem Verdachte, vom Feinde ein Geldgeschenk empfangen zu haben, in Untersuchung gezogen. Dies empfindet er nicht bloß als eine schwere Ehrenkränkung, sondern auch als unüberwindliches Hindernis für seine Ehe mit der ihn liebenden und von ihm geliebten Minna.

Wir können kaum anders, als diesen mit so logischer und reicher Fassade geschmückten Sachverhalt doch bloß wieder auf die dürftige Formel: der Vater (König) ist schuld, zu reduzieren. Und dafür spricht nicht nur, daß die Verwicklung durch ein Eingreifen des Königs selbst und Tilgung seiner Schuld gelöst wird, auch in seinen episodischen Szenen, wie z. B. mit dem Diener Just und mit Werner, ist ja das Lustspiel förmlich durchzogen von der Weigerung Tellheims: „Ich will dein Schuldner nicht sein." Bei all der vortrefflichen Rationalisierung hören wir in dieser beständigen Weigerung doch kaum anderes heraus, als daß der Sohn hier die Schuld völlig ablehnt, um sie um so nachdrücklicher und ausschließlicher beim Vater zu betonen.

Wir sind aber bei der Deutung auch unvermittelt auf den Inhalt der dem Vater vorgehaltenen Schuld gestoßen: Der König hindert ja die Liebe und Ehe Tellheims!

Daß dies tatsächlich die latente Grundtendenz des Stückes ist, erhellt aus nachstehendem Umstand: Ich habe bereits in meiner Macbeth-Studie[1] hervorgehoben, daß in den dramatischen Schöpfungen das Grundmotiv derselben in einer d o p p e l t e n Darstellung, nämlich sowohl in einer dem Bewußtsein näheren als auch ferneren, sohin in einer direkteren als auch verhüllten Form zum Ausdruck gebracht erscheint. Und zwar ist dies Phänomen so regelmäßig festzustellen, daß auch die umgekehrte Fassung: alles, was in einem Drama d o p p e l t dargestellt erscheint, ist sein Grundmotiv, mir heute, nach reichlicher Nachprüfung, ganz verläßlich erscheint.

Nun ist aber in „Minna von Barnhelm" solch ein zweiter, ungleich weniger verhüllter Hinweis auf den Vater als Hindernis der Liebe tatsächlich vorhanden. Es ist dies die Stelle, wo Minna dem sich ihr verweigernden Tellheim mystifizierend mitteilt, ihr Oheim und Vormund Graf Bruchsall verfolge sie und habe sie enterbt, weil sie keinen Mann aus seiner Hand annehmen wolle. Kaum aber, daß der Graf (V/3) Tellheim kennen gelernt hat, wird er schon von diesem mit „mein Vater" angesprochen und apostrophiert Tellheim als „Sohn". . .

---

1) Dr. Ludwig J e k e l s: „Versuch über Macbeth." Imago, Bd. V, 1917/19.

Der Vorwurf: „Vater — Störer der Liebe" als seine Schuld statuiert — das ist der latente Inhalt der meisten Komödien der erwähnten Gattung.

Überdeutlich, weil weder die Vater-Sohnesbeziehung noch auch die sexuelle Rivalität beider irgendwie verhüllend, bringt dieses Motiv Molières „L'Avare" zum Ausdruck — wo Harpagon zwischen seinen Sohn und dessen Braut tritt, da er sie selbst ehelichen will.

Dasselbe Motiv aber auch im „Tartuffe", sofern man den Scheinheiligen als bloße Abspaltung des Vaters Orgon auffaßt, wodurch er zum Rivalen des Sohnes bei der Mutter wird.

Ähnlich wie hier wird aber auch im „Phormio" des Terenz — einem der schönsten Lustspiele der Antike — der sich der Liebeswahl des Sohnes widersetzende Vater durch die Entlarvung seiner sexuellen Verfehlung dem Willen des Sohnes (Phädria) gefügig gemacht. Mit den Worten des Vaters: „Allein wo ist der Phädria, mein Richter", schließt bezeichnenderweise die Handlung.

Die nachfolgenden Lustspiele verraten in ihrem manifesten Inhalt zwar nichts mehr von jenen „familiären" Beziehungen, die in den zuletzt besprochenen so überdeutlich zutage traten; nichtsdestoweniger ist in ihnen die psychische Grundsituation die nämliche.

So in dem mit Recht so berühmten „Miles gloriosus" von Plautus. Der bramarbasierende eitle Narr Pyrgopolinikes ist hier in doppelte Relation gebracht: als Vater dem jungen Athener Pleusikles gegenüber, dessen Geliebte er entführt, und als Sohn gegenüber dem jovialen Epheser Periplekomenos, dem er, der gesponnenen Intrige zufolge, die vermeintliche Gattin abwendig machen will.

Die Reihe von Beispielen wollen wir nun mit dem Hinweis auf den für unsere Behauptung nicht minder illustrativen „Zerbrochenen Krug" von Kleist schließen, dessen Inhalt die Untersuchung bildet, ob der Vater (Richter Adam) oder der Sohn (Ruprecht) die Schuld am nächtlichen Einbruch und am „Zerbrechen des Kruges bei Eva" (!) trage.

Ganz im Sinne unserer These fällt auch hier das „schuldig" auf das Haupt des Vaters.

*

Die Bedeutsamkeit dieser Feststellung erhellt wohl aus den hier folgenden Ausführungen von Bergson.[1] Seine Ansicht geht ja dahin, daß das Wesen des Komischen in der Mechanisierung des Lebens besteht, welcher Effekt

1) Henri Bergson: „Le rire." Paris 1913.

außer durch zwei andere *(répétition, interférence des séries)* auch durch den Vorgang der Umkehrung *(l'inversion)* erzielt werde. Und da meint er nun in wörtlicher Übersetzung (Seite 96ff.): „Denken Sie sich gewisse Personen in einer gewissen Situation; Sie erhalten eine komische Szene, wenn Sie es bewirken, daß sich die Situation umkehrt und die Rollen vertauscht werden . . . Aber es ist nicht einmal notwendig, daß die beiden symmetrischen Szenen vor unseren Augen gespielt werden; man braucht uns bloß eine derselben vorzuführen und mag dabei sicher sein, daß wir an die andere denken. Der Verfolger als Opfer seiner Verfolgung, der betrogene Betrüger — das ist das Zutiefstliegende bei vielen Lustspielen ebenso wie in den Schwänken aus alten Zeiten . . . Die moderne Literatur hat noch viele Variationen des Motivs vom bestohlenen Dieb (*voleur volé*). Letzten Endes handelt es sich immer um eine Verkehrung der Rollen und um eine Situation, die sich gegen denjenigen kehrt, der sie geschaffen hat . . . — Es dürfte sich hier ein Gesetz bestätigen, das wir bereits öfters angewendet gefunden haben. Wenn eine Szene oft reproduziert worden ist, wird sie zur ‚Kategorie' oder zum Vorbild. Sie wird unterhaltend durch sich selbst, unabhängig von den Ursachen, die es bewirken, daß sie uns belustigt. Und derart können neue Szenen, die an sich nicht komisch sind, uns tatsächlich unterhalten, wenn sie jener ähnlich sind. Sie werden in unserem Geiste mehr oder weniger undeutlich ein Bild hervorrufen, welches wir als drollig bereits kennen. Sie werden sich in eine Gattung einordnen, in der ein offiziell anerkannter komischer Typus figuriert. Die Szene vom bestohlenen Dieb ist wohl von dieser Art. Das Komische, das ihr innewohnt, strahlt sie aus auf eine Menge anderer Szenen. Und dies soweit, daß sie jedes Mißgeschick, das man sich durch eigene Schuld zugezogen hat . . ., ja, was sage ich, jede Anspielung auf dieses Mißgeschick, jedes Wort, das an dasselbe gemahnt — komisch erscheinen läßt!"

Es erübrigt sich wohl hervorzuheben, daß wir diese zentrale Stellung der Modellszene für das von uns hervorgehobene Element in Anspruch nehmen.

*

Mit diesen seinen Ausführungen hat ja der scharfsinnige Philosoph sich zwar unserer Ansicht außerordentlich genähert, hat auch das Geltungsgebiet des von uns aufgefundenen Elementes im Reiche der Komödie und ihrer mannigfachen Spielarten über das von uns angenommene Ausmaß erweitert; für die Klärung des Rätsels, das die Komödie darstellt, ist jedoch dadurch kaum etwas gewonnen worden.

Denn fürwahr, recht rätselhaft muß uns das komische Drama erscheinen. Es kann ja kaum anders sein, als daß der Komödiendichter dieselben Schöpfungsantriebe besitzt und den nämlichen psychologischen Gesetzen unterworfen ist, wie sie uns als für den tragischen Dichter in Geltung stehend schon längst — besonders durch die schöne Arbeit von Sachs[1] — bekannt sind; vor allem der imperative Drang, seinen verdrängten Komplexen Abfuhr zu verschaffen, dem der Dichter gleichsam durch die Verteilung seines Schuldgefühles auf all die Vielen, Folge zu geben vermag. Anderseits aber lassen die oben mitgeteilten, wenn auch noch so flüchtigen Komödienanalysen uns kaum im Zweifel darüber, daß das hier zur Verarbeitung gelangende Material gleichfalls ganz das nämliche wie beim tragischen Dichter ist, d. h. hier wie dort dem Ödipus-Komplex zugehört. An dieser Identität des Materials bei den beiden Dramengattungen mag es ja gelegen sein, daß bei so zahlreichen dramatischen Dichtungen der Charakter derselben recht weit in die Verwicklung hinein ein ganz unentschiedener ist, so daß bis dahin füglich ebenso eine Komödie wie eine Tragödie resultieren könnte, und erst eine späte und jähe Wendung über die Zugehörigkeit entscheidet.

Wieso kommt es aber und wie mag es da zugehen, daß sich aus so identischen psychologischen Voraussetzungen so vollends verschiedene, ja diametral entgegengesetzte Effekte ergeben, und daß aus dem gleichen Boden wir in dem einen Falle die tragische Schuld und die Sühne, im anderen aber schäumenden Übermut und Triumph entsprossen sehen?

In dem unseren Analysen entnommenen Element der Schuldverschiebung vermeinen wir den Schlüssel zu besitzen, um das Rätsel dieser Sphinx zu lösen.

Letzten Endes ist ja diese infantile Phantasie vom Vater als Störer der Liebe nichts anderes als eine Projektion des eigenen schuldbeladenen Wunsches des Sohnes, die Liebe der Eltern zu stören. Durch ihre Verschiebung auf den Vater, seine Ausstattung mit einer so spezifischen Sohnesattitüde, wird uns kund, daß hier der Vater seiner Vaterattribute entkleidet, somit als Vater beseitigt und zum Sohne erniedrigt wurde.

Dieser Verschiebung wohnt demnach die nämliche Psychologie inne, wie der im Lustspiele überhaupt und auch unter unseren Beispielen so häufig verwendeten Entlarvung (Tartuffe, Zerbrochener Krug, Phormio); diese Psychologie faßt Freud in die Formel: „Du bist auch nur ein Mensch

---

[1]) Hanns Sachs: Gemeinsame Tagträume. Imago-Bücher, V.

wie ich." Genau so wie die Entlarvung wird auch diese Phantasie in der Komödie dazu verwendet, um den Vater herabzusetzen, und zwar herabzusetzen zum Sohne, auf das dem Sohne sonst zukommende Niveau. — Und dies: Den-Vater-zum-Sohne-Machen, diese verkehrte Welt, *„le monde renversé"*, wie Bergson meint, das ist der eigentlichste Kern seiner *„inversion"*, die innerste Tendenz der Schuldverschiebung.

Und nur die Tatsache, daß der Vater bloß als Sohn dimensioniert wird, macht es uns verständlich, warum im Lustspiel (von der antiken bis zur modernen Ehebruchskomödie) meist der Vater der im Wettkampfe unterliegende Teil ist. Aus demselben Grunde muß, um auf unsere Beispiele zurückzukommen, Harpagon die Partie und damit das Liebesobjekt verlieren, und der König in „Minna von Barnhelm" nicht nur die Hindernisse wegräumen, sondern sogar weit über das beanspruchte Maß von Genugtuung hinausgehen.

Lediglich diese Reduktion des Vaters zum Sohne läßt es uns verstehen, daß es dem Komödiendichter möglich wird, ein so reiches Ausmaß von Aggression (Hohn, Spott usw.) gegen den Vater zu entfesseln, und beispielsweise einen Antonio im „Kaufmann" und noch deutlicher den bei seinen Liebeswerbungen überraschten Bramarbas in direkt ausgesprochener Entmannungsgefahr schweben zu lassen. Bloß im Sinne dieser Reduktion verstehen wir den Zuruf an den Pardonnierten: „Wird's wohl fertig sein mit deiner Vaterschaft!"

*

Die Amovierung des Vaters, seine Auflösung im Sohne, die Einziehung des Über-Ichs, sein Zusammenfließen mit dem Ich, welch volle psychologische Übereinstimmung mit der Manie.

Wie hier so auch dort das Ich, nachdem es sich vom Tyrannen befreit, im Freiheitsrausche, in der Hemmungslosigkeit Humor, Witz und allerlei Komik entbindend!

Wir widerstehen der Versuchung, die nunmehr uns so nahegelegte psychologische Verwandtschaft der Tragödie mit der melancholischen Depression zu erörtern, welchen Zusammenhang übrigens schon die Worte des Byzantiners Suidas verraten: „ἢ χρὴ τραγωδεῖν πάντας ἢ μελαγχολᾶν",[1] und wollen uns mit der Feststellung bescheiden, daß die Komödie ein ästhetisches Korrelat der Manie ist.

---

1) Auf diesen Ausspruch wurde ich durch Winterstein aufmerksam gemacht.

Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns

Von

Eduard Hitschmann

(Wien)

Ex ungue leonem

Einleitung

Seit vielen Jahren lese ich mit gespanntem Interesse und ästhetischem Genuß die Werke des bewunderungswerten Dichters Knut Hamsun. Aber neben dieser höchsten Bewunderung seiner Kunstmittel, seines satirischen Humors, seiner Liebes- und Natur-Dithyramben, seiner Gesellschaftskritik in den früheren und der epischen Größe in den späteren Werken, neben dieser Bewunderung vertiefte sich eine Verwunderung über die stereotype Wiederkehr bestimmter Situationen, analoger Motive, gleicher Liebesgebärden und identischer psychologischer Grundzüge seiner Helden. Dieses Bewundern und Verwundern drängte zur Anwendung psychoanalytischer Erfahrungen, und als ich mich im Besitze eines wichtigen Schlüssels wußte, sah ich mich nach Auskünften über das Leben dieses großen Dichters der Gegenwart um, die jedoch trotz freundlicher, hier nochmals bedankter Bemühungen der Herren John Landquist (Stockholm) und Professor Harald K. Schjelderup (Oslo) sehr spärliche sind.

Knut Pedersen Hamsun ist am 4. August 1859 in Lom in Gudbrandsdalen (Norwegen) geboren. Als der Knabe vier Jahre alt war, siedelten die unbemittelten bäuerlichen Eltern nach Lofoten in Nordland über. Mit siebzehn Jahren kam Hamsun in die Lehre zu einem Schuster und arbeitete gleichzeitig in aller Stille literarisch. Mit achtzehn Jahren veröffentlichte er neben Gedichten seine erste Erzählung „Björger".[1] Der Schusterei wurde er bald müde und führte dann durch etwa zehn Jahre ein sehr wechsel-

---

1) Vgl. John Landquist: „Knut Hamsun. En Studie över en nordisk romantisk diktare." Albert Bonniers Förlag, Stockholm 1917. — Die Erzählung war mir nicht zugänglich.

volles Leben. Er war Kohlenarbeiter, Schullehrer, Polizeibediensteter, Steinhauer, Straßenarbeiter in Norwegen; ging dann nach Amerika, war Straßenbahnschaffner in Chikago, Fischer in Neufundland, Bodenarbeiter auf den Prärien des Westens, hielt literarische Vorträge usw. Mit seinem ersten Roman „Hunger" wurde Hamsun, etwa achtundzwanzigjährig heimgekehrt, mit einem Schlage berühmt. Vor fünfzehn Jahren kaufte er einen Bauernhof und ist als Landwirt tätig, soweit ihm seine literarische Arbeit Zeit läßt. Er lebt zurückgezogen mit Frau und Kindern und erhielt bekanntlich den Nobelpreis für Literatur.

Eine Kindheitserinnerung Hamsuns

Meine Bemühungen, Ausführlicheres über das Leben Hamsuns zu erfahren, blieben also erfolglos; auch in Norwegen weiß die Öffentlichkeit nicht viel darüber, denn der Dichter ist Auskünften abhold. Hamsun hat aber 1898 im „Norsk Familie-Journal" eine Skizze „Ein Gespenst" veröffentlicht, welche auch in seine übersetzten Werke aufgenommen wurde, und die als eine bedeutsame Kindheitserinnerung zu werten ist, um so mehr, als ausdrücklich gesagt wird: „Was ich jetzt erzähle, ist wörtlich wahr." Sie sei mit unwesentlichen Weglassungen hier wiedergegeben:

„Mehrere Jahre meiner Kindheit verbrachte ich bei meinem Onkel auf dem Pfarrhof. Es war eine harte Zeit für mich, viel Arbeit, viele Prügel und selten oder niemals eine Stunde zu Spiel und Vergnügen. Da mein Onkel mich so streng hielt, bestand allmählich meine einzige Freude darin, mich zu verstecken und allein zu sein; hatte ich ausnahmsweise einmal eine freie Stunde, so begab ich mich in den Wald oder ich ging auf den Kirchhof und wanderte zwischen Kreuzen und Grabsteinen umher, träumte, dachte und unterhielt mich laut mit mir selber[1]. . . . Ich fand oft Knochen und Haarbüschel von Leichen auf den Gräbern, die ich dann wieder in die Erde eingrub, wie es der Totengräber mich gelehrt hatte. Ich war so hieran gewöhnt, daß ich kein Grausen empfand, wenn ich auf diese Menschenreste stieß. Im Leichenkeller saß ich gar manches Mal, spielte mit den Knochen und bildete aus dem zerbröckelten Gebein Figuren auf dem Boden.

Eines Tages aber fand ich einen Zahn auf dem Kirchhof. Es war ein Vorderzahn, schimmernd weiß und stark. Ohne mir weiter Rechenschaft davon abzulegen, steckte ich den Zahn zu mir. Ich wollte ihn zu etwas gebrauchen, irgendeine Figur daraus zurecht feilen. Ich nahm den Zahn mit nach Hause . . .

1) Zum Tagträumen der (späteren) epischen Dichter vgl. Freud: „Der Dichter und das Phantasieren" (Ges. Schriften, Bd. X); Hitschmann: „Gottfried Keller" (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. VII), sowie die Arbeiten über Wassermann und Dauthendey (Imago, Bd. I, IV und IX).

In der Gesindestube war kein Licht und ich war ganz allein. Ich wagte nicht ohneweiters die Lampe anzuzünden, ehe die Knechte hereinkamen; aber mir genügte das Licht, das durch die Ofenklappe fiel, wenn ich tüchtig Feuer anmachte. Ich ging deshalb in den Schuppen hinaus, um Holz zu holen. Als ich mich im Dunkel nach dem Holz vorwärtstastete, fühlte ich einen leichten Schlag wie von einem einzelnen Finger auf dem Kopfe. Ich wandte mich hastig um, sah aber niemand. Ich schlug mit den Armen um mich, fühlte aber niemand. Ich fragte, ob jemand da sei, erhielt aber keine Antwort. Ich war barhäuptig, ich griff nach der berührten Stelle meines Kopfes und fühlte etwas Eiskaltes in meiner Hand, das ich sofort wieder losließ ... Ich griff wieder nach dem Haar hinauf — da war das Kalte weg. Ich dachte: Was mag das wohl Kaltes gewesen sein, das von der Decke herunterfiel und mich auf den Kopf traf? Ich nahm einen Arm voll Holz und ging wieder in die Gesindestube, heizte ein und wartete, bis ein Lichtschein durch die Ofenklappe fiel. Dann holte ich den Zahn und die Feile hervor.

Da klopfte es ans Fenster. Ich sah auf. Vor dem Fenster, das Gesicht fest an die Scheibe gedrückt, stand ein Mann. Er war mir ein Fremder, ich kannte ihn nicht, und ich kannte doch das ganze Kirchspiel. Er hatte einen roten Vollbart, eine rote, wollene Binde um den Hals und einen Südwester auf dem Kopfe. Ich sah das Gesicht mit erschreckender Deutlichkeit, es war bleich, beinahe weiß, und seine Augen starrten mich gerade an. Es vergeht eine Minute. Da fängt der Mann an zu lachen ... In der ungeheuren Mundhöhle des lachenden Gesichtes entdeckte ich plötzlich ein schwarzes Loch in der Zahnreihe — es fehlte ein Zahn ... Das Gesicht fing an Farbe anzunehmen, es wurde stark grün, dann wurde es stark rot. Das Lachen aber blieb ... Da senkte der Mann den Kopf herab, immer weiter ..., als glitte er in die Erde hinein. Ich sah ihn nicht mehr.

Meine Angst war entsetzlich ..., ich suchte auf dem Fußboden nach dem Zahn ... Als ich den Zahn gefunden hatte, wollte ich ihn gleich wieder nach dem Friedhof bringen, hatte aber nicht den Mut dazu ... Auf den Hof hinausgekommen, war ich indes kühner geworden und ich beschloß, allein nach dem Friedhof hinaufzugehen; dadurch würde ich es auch vermeiden, mich jemand anzuvertrauen und dann später in des Onkels Klauen zu geraten. Den Zahn trug ich in meinem Taschentuch. An der Kirchhofspforte sinke ich plötzlich glatt auf die Knie. Ein Stück jenseits der Pforte stand mein Mann mit dem Südwester. Er zeigte vorwärts, nach dem Kirchhof hinauf. Ich sah dies als Befehl an, wagte aber nicht zu gehen; ich flehte ihn an und er stand unbeweglich und still da. Dann erhob ich mich, trat durch die Pforte, der Mann glitt über die Gräber hin ... Mit zitternder Hand nahm ich den weißen Zahn und warf ihn mit aller Macht auf den Kirchhof und stürzte nach Hause. Das Alter des rotbärtigen Mannes kann ich nicht einmal ungefähr angeben. Er konnte zwanzig Jahre alt sein, er konnte auch vierzig sein.

Manchen Abend und manche Nacht kam der Mann wieder ... Meine haarsträubende Angst vor ihm nahm ab, aber er machte mein Leben unglücklich bis zum Übermaß. — Den nächsten Winter stellte er sich wieder ein, nur einmal; dann blieb er lange Zeit fern. Als ich nach drei Jahren in das

Nordland zurückkehrte, konfirmiert und groß, wohnte ich nun nicht mehr bei meinem Onkel auf dem Pfarrhof, sondern daheim bei Vater und Mutter.

Eines Abends zur Herbstzeit, als ich gerade schlafen gegangen war, legte sich eine kalte Hand auf meine Stirn. Ich schlug die Augen auf und erblickte den Mann vor mir. Er saß auf meinem Bett und sah mich an . . . Als ich den kalten Druck gegen meine Stirne fühlte, schlug ich mit der Hand um mich und sagte: Nein, geh' weg! Meine Geschwister fragten aus ihren Betten, mit wem ich spräche.

Als der Mann eine Weile still gesessen hatte, fing er an, sich mit dem Oberkörper hin und her zu wiegen. Dabei nahm er mehr und mehr an Größe zu, schließlich stieß er beinahe an die Decke und da er offenbar nicht weiter kommen konnte, entfernte er sich mit lautlosen Schritten von meinem Bett, durch das Zimmer, nach dem Ofen, wo er verschwand . . . Er war mir noch nie so nahe gewesen wie diesmal; sein Blick war leer und erloschen, er sah zu mir hin, aber gleichsam an mir vorüber, quer durch mich hindurch, weit in eine andere Welt hinein . . . Einige Monate später, als es Winter geworden und ich wieder von zu Hause gereist war, hielt ich mich eine Zeitlang bei einem Kaufmann W. auf. Hier sollte ich meinem Mann zum letztenmal begegnen.

Ich gehe eines Abends auf mein Zimmer hinauf, zünde die Lampe an und entkleide mich. Ich will wie gewöhnlich meine Schuhe hinausstellen, da steht er auf dem Gang, dicht vor mir, der rotbärtige Mann.

Ich weiß, daß Leute im Nebenzimmer sind, daher bin ich nicht bange. Ich murmele: Bist du nun schon wieder da. Gleich darauf öffnet der Mann seinen großen Mund wieder und fängt an zu lachen. Dies machte keinen erschreckenden Eindruck mehr auf mich; aber diesmal wurde ich aufmerksamer: Der fehlende Zahn war wieder da!

Er war vielleicht von irgend jemand in die Erde hineingesteckt worden. Oder er war in diesen Jahren zerbröckelt, hatte sich in Staub aufgelöst und mit dem übrigen Staub vereint, von dem er getrennt gewesen war. Gott allein weiß das!

Der Mann schloß seinen Mund wieder, ging die Treppe hinab, wo er tief unten verschwand.

Seither habe ich ihn nie wieder gesehen.

Dieser Mann, dieser rotbärtige Bote aus dem Lande des Todes, hat mir durch das unbeschreibliche Grausen, das er in mein Kinderleben gebracht, viel Böses getan.

Ich habe seither mehr als eine Vision gehabt, mehr als einen seltsamen Zusammenstoß mit Unerklärbarem — nichts aber hat mich so tief ergriffen wie dies.

Und doch hat er mir vielleicht nicht ausschließlich Schaden zugefügt, dieser Gedanke ist mir oft gekommen. Ich könnte mir vorstellen, daß er eine der ersten Ursachen gewesen ist, durch die ich lernte, die Zähne zusammenzubeißen und mich hart zu machen. In meinem späteren Leben habe ich hin und wieder Verwendung dafür gehabt."

Psychoanalytische Deutung des Gespenstes

Diese wahrheitstreue Geschichte Hamsuns vom Gespenst seiner Jugend liegt nun zur Deutung vor, und Abergläubische, die an die Wiederkehr Toter glauben, mögen sich damit begnügen, daß hier die materialisierte Seele oder der Astralleib eines Verstorbenen solange mahnend wiederkehrt, bis die arme Seele nach Jahren, durch Wiedererlangung des seinerzeit vom Friedhof geraubten Zahnes ihre Ruhe hat. Daß das Gespenst ans Fenster klopft, kalt berührt, lacht und lockt, sich aufs Bett setzt und bis zur Decke heranwächst — „Boten des Todes" können alles! Es ist eben ein „Spuk", freilich nicht ganz an einen Ort gebunden und nur dem Schuldtragenden wahrnehmbar. Hamsun selbst entscheidet sich nicht, ob er es eine Vision oder einen Zusammenstoß mit dem Unerklärlichen nennen soll.

Ich habe schon einmal mystische Erlebnisse eines Dichters, dem sich der herannahende und eingetretene Tod seines Vaters aus der fernen, deutschen Vaterstadt bis nach Paris hin durch seltsame Wahrzeichen verriet, analysieren und wissenschaftlich nüchtern deuten können.[1] Ich mußte dem Dichter Dauthendey eine gesteigerte halluzinatorische Fähigkeit zusprechen, und muß sie auch für Hamsun in Anspruch nehmen. Der Roman „Mysterien" bringt zahlreiche Beweise dafür. Im übrigen komme ich ohne jede Annahme mystischer Kräfte nicht nur zu einer plausiblen Deutung, sondern indirekt in Besitz des Schlüssels, der den Zugang zum Verständnis der wichtigsten Motive der Werke Hamsuns, ihrer Eigenheiten und Dunkelheiten eröffnet, so wie zur Kenntnis der Triebgrundlagen seiner Persönlichkeit.

Obwohl der Knabe von Friedhof und Totengräber, umherliegenden Leichenteilen, sowie dem Aufenthalt im Leichenkeller durch Gewohnheit gar nicht mehr sonderlich berührt wurde, bewirkte das Wegnehmen jenes großen Zahnes vom Friedhof — wie wir später sehen werden, auf bereitliegende Angst- und Schuldgefühle stoßend — jene aufregende gespenstische Erscheinung. Der tote Verlustträger erscheint wahrhaftig, lockt auf den Friedhof hinaus, lachend seine Zahnlücke vorweisend. Jahrelang kommt das Gespenst wieder, um eines Tages, wieder im Besitze des verlorenen Zahnes, für immer zu verschwinden.

Erst wenn wir die ärztliche Erfahrung über gar nicht seltene Angstzustände bei Knaben ähnlichen Alters heranziehen, welche namentlich abends und nachts beängstigende Männergestalten in Halluzinationen vor-

1) „Ein Dichter und sein Vater", Imago, IV. Bd., und „Telepathie und Psychoanalyse", Imago, IX. Bd.

führen, sind wir imstande, das Gespenst des kleinen Hamsun zu entwerten. Diese halluzinatorischen Angstzustände sind durch Freuds Forschungen gedeutet worden: Sie sind Ausdruck von Schuld- und Angstgefühlen, welche dem Entmannungskomplex (Kastrationskomplex) entspringen, der hier nun mit einigen Worten charakterisiert werden soll.

Es handelt sich, wie bei dem jedem allgemein Gebildeten nunmehr geläufigen Ödipus-Komplex, auch hier um einen dem Bewußtsein fernliegenden, daher zunächst Unglauben und Ablehnung hervorrufenden Komplex von Gedanken, Gefühlen, Annahmen usw., der aus der Kindheit stammt und wohl auch einen phylogenetischen Anteil hat.

Der anatomische Unterschied des äußeren Geschlechtsorganes bei Knaben und Mädchen kann den meisten Kindern nicht lange verborgen bleiben und erregt ihre Phantasie sehr. Das Fehlen beim weiblichen Wesen — welches „dort nichts hat", — erscheint als Minderwertigkeit und wird vom Kinde oft durch Verletzung, Weggeschnittensein, Abgefaultsein u. dgl. gedeutet. Schuldgefühle, aus dort verbotenen Selbstberührungen und feindseligen Gefühlen (Ödipus-Komplex) abgeleitet, durch elterliche oder erzieherische Kastrationsdrohungen gefördert, — lassen diesen Verlust als Strafe ausgelegt werden. Und da dem Knaben direkte Ahnungen der großen Bedeutung dieses Organs vorschweben, als wüßte er um dessen Bedeutung für die Erhaltung der Art, tritt eine Angst um dieses Organ hervor, die hohe Grade annehmen kann. Kastration, Verlust, Austauschbarkeit, Nachwachsen des Gliedes sind im Unbewußten, in Traum und Neurose häufige „Tatsachen". Im Konnex mit dem Ödipus-Komplex ist es der Vater zumeist, der das Glied zu bedrohen scheint, und die eifersüchtige Feindschaft des Sohnes phantasiert aus Revanche die Kastrierung des bösen Vaters. Unbewußt bleibende oder alsbald verdrängte grausame Phantasien, die gegen den, natürlich auch geliebten, Vater gerichtet sind, bedrücken das Gewissen und bringen neuerlich Angst, ebendort bestraft zu werden, hervor. Strafangst und Entmannungsangst erfahren innige Verlötung, die Entmannung ist im Unbewußten das Urbild aller Verwundung, aller Operation, jedes körperlichen Defektes, jeder *diminutio capitis*, jeder Erkrankung, des Sterbens — sie ist auch ein Ersatz des Tötens, — des Alterns usw. Da der Schautrieb es war, der den Geschlechtsunterschied entlarvte, ist Betasten, Beschauen, Kastrieren — eine Reihe. Da aber die Entmannung weiblich macht, bestehen innige Beziehungen zum Thema der Gleichgeschlechtlichkeit. Und in Stimmungen und Phantasien, in denen der kleine Knabe geneigt ist, dem Vater die Mutter zu ersetzen, ihm sich nach Auflehnung nun weiblich

zu fügen, finden wir den Wunsch nach Kastration, statt der Angst davor. Eine Anzahl von Mädchen kann sich mit dem „Dort-nichts-Haben“ nicht versöhnen. Sie früh vom Besitz und Wert ihres inneren, doch so wertvollen Geschlechtsorganes zu überzeugen, ist unmöglich: ein unüberwindliches Hindernis vollständigerer sexueller Aufklärung. Das benachteiligte kleine Mädchen entwickelt daher oft Neid und Groll gegenüber den Knaben, „den Männlichkeitskomplex“ des weiblichen Geschlechtes. Männlich sein wollen, sich emanzipieren, dem Manne nacheifern, ihn bekämpfen, enttäuschen, kastrieren wollen, ist in extremeren Fällen das seelische Resultat; geschlechtliche Kälte, krampfhaft unwillkürliches Verhindern der Defloration die pathologische Folge. Die, soviel häufiger als der Mann, frigide impotente Frau hat es dann leicht, sich gegenüber der regelmäßig wiederkehrenden sexuellen Forderung des Mannes zu verweigern. In der Sprache des Unbewußten, in Mythos, Volkswitz, Traum und Neurose finden wir das Objekt der Entmannung, — wie sie hier gemeint ist: Verlust des männlichen Gliedes — verhüllt in verschiedensten Symbolen wieder: als Auge, Finger, Zehe, Nagel, Fuß, Hand, Extremität, Nase, Ohr, oberen Schneidezahn, Kopf, Haare u. a. Statt des Kastrationsaktes erscheint Abschneiden, blutiges Köpfen, Verwunden, Verlieren, Ab- und Hinunterfallen, Zahnausfallen, Vermodern, Wundsein u. v. a. Der Amputierte, Hinkende, Geköpfte, Verletzte, Erblindete — ist der Entmannte. — Wir müssen uns die Beschränkung auferlegen, die grundlegenden psychologischen Folgen des Entmannungskomplexes für Kränkung der Selbstliebe (Narzißmus), für Minderwertigkeitsgefühle sowie Schuldgefühle hier wegzulassen. Die Beziehung zwischen Sohn und Vater oder Vater-Imagines behält leicht fürs ganze Leben Empfindlichkeit und Ambivalenz. Der die Kastration an sich Anerkennende ist feminin, fühlt sich namentlich dem Weibe gegenüber minderwertig; von der Vorstellung des überlegenen Liebeskonkurrenten kommt er nicht los. Liebeshemmung, Eifersucht, Unsicherheit, Empfindlichkeit machen Lieben und Geliebtwerden zum selig-unseligen Problem.

Gehen wir jetzt an die Deutung des gespenstigen Erlebnisses des Knabens, so sei vorher noch auf seine berechtigte Realangst vor dem strengen, gewalttätigen Ziehvater hingewiesen. Unter Anwendung der Freudschen Traumdeutungstechnik ist der gespenstige Mann als dieser Ziehvater (offenbar zusammengeflossen mit dem eigenen Vater) zu erkennen: die speziell hervorgehobene Fremdheit des Rothaarigen und die Verwischtheit seines Alters lassen ihn zwingend als verhüllenden Ersatz des Allernächsten deuten.

Die Berührungen des Kopfes sind als solche des Genitales auszulegen (Kopf — ein Genitalsymbol). Daß die Gestalt am Bett des Knaben sitzt und ins Übergroße wächst, zeigt das Gespenst als Mann mit Erektion dem feminin empfindenden Knaben gegenüber. Daß der Konflikt zwischen Sohn und Vater (Ziehvater) sich um das Wegnehmen des Zahnes schürzt, bedeutet nichts anderes, als Angst des Sohnes vor Kastration (Sterbenmüssen), als Strafe für den Zahnraub (= Kastration) am Vater (Ziehvater). Die Hervorhebung der ungeheuren Mundhöhle, des schwarzen Loches in der Zahnreihe, entsprechen regressiver Verschiebung des Entmannungsortes und -objektes auf den Mund (orale Kastration). Man beachte auch den vorletzten Satz der Kindheitserinnerung, der vom „Zähne zusammenbeißen und sich hart machen" handelt, also noch außerhalb der Halluzinationsschilderung die Zähne und das Beißen als Symbole der Kraft behandelt.

Die halluzinierende Angst des künftigen Dichters entspricht in voller Analogie ähnlicher Angstzustände bei Knaben — oft ist ein Tier das Angstobjekt — der Angst vor der Kastration durch den Vater, aus Schuldgefühl über Haß gegen den zu liebenden, auch geliebten Vater, entspringend aus der feindseligen Ödipus-Einstellung, entladen als Wegnahme des Zahnes, d. i. eines typischen Symboles für das männliche Organ. Genauer genommen handelt es sich um die Angst, vom Vater gefressen zu werden, eine Vorstellung, die auch „der regressiv erniedrigte Ausdruck für eine passive zärtliche Regung ist, die vom Vater als Objekt im Sinne der Genitalerotik geliebt zu werden begehrt. Die genitale Regung verrät freilich nichts mehr von ihrer zärtlichen Absicht, wenn sie in der Sprache der überwundenen Übergangsphase von der oralen zur sadistischen Libidoorganisation ausgedrückt wird."[1] Außer der feindseligen Regung gegen den Vater ist auch verdrängt die zärtlich passive Regung für den Vater, die bereits das Niveau der genitalen (phallischen) Libidoorganisation erreicht hat.

Die Deutung des entsetzlichen Grausens vor dem Gespenst und der schüttelnden Todesangst des Knaben Hamsun setzt unbewußte Schuldgefühle im Sinne des Entmannungskomplexes voraus und gerade der Zahn, als ein typisches Symbol für das kastrierte männliche Organ, macht diese Annahme noch zwingender. Die weiteren Beweise aber für diese gewagt erscheinende Behauptung erbringe ich im folgenden aus den Werken Hamsuns.

Die Annahme, daß der Knabe, aus dem später der große Dichter werden sollte, auf den Zahnraub hin an jenen Angsthalluzinationen erkrankte, —

1) Freud: „Hemmung, Symptom und Angst", 1926.

freilich selbst seine Vorstellungen als Wahrnehmungen auslegte — setzt voraus, daß er um jene Zeit die eigene Kastration, etwa durch den strengen Onkel an Vater Statt fürchtete, weiters von Phantasien einer Kastration an jenem erfüllt war. Es ist der Erwartung Raum zu geben, daß die Werke Hamsuns das Thema der Entmannung, insbesondere aber sein dichtendes Unbewußtes die Symbolik von Kastration und Kastrationsobjekt in auffallendem Umfange aufweisen; daß der Schneidezahn hier nicht fehlen darf, ist klar. Feindselige Einstellung gegen die Väter der Dichtung, in ihrer Form wieder auf Entmannung hindeutend, ist gleichfalls zu erwarten. Als Voraussetzung aber eines mächtigen Erlebthabens des Entmannungskomplexes müssen wir die Zeichen einer starken Liebesfixierung an die Mutter erwarten, ferner Wiederkehren des eifersuchtserfüllten Ödipus-Dreiecks u. dgl. Ferner wäre eine Voraussetzung eines besonders intensiven Entmannungskomplexes: Veranlagung zu Grausamkeit und Leidensfreudigkeit. Endlich erfordert unsere Annahme besonderer halluzinatorischer Fähigkeit des Knaben Hamsun den Nachweis, daß er dem visuellen Typus zugehört, sein Schautrieb besonders ausgebildet war.

Kastration und Kastrationssymbolik in Hamsuns Werken

Hamsuns Roman „Die Weiber am Brunnen" macht einen durch einen Unfall entmannten und zugleich hinkend gewordenen Matrosen zu seinem Mittelpunkt. Der Roman, eine Satire auf den trotzdem kinderreichen, also oft betrogenen Ehemann, eine meisterhafte Schilderung des Verfalls eines Kastraten an Charakter und Energie — schließt charakteristisch genug mit folgendem in dreifachem Bilde symbolischen Satz: „Kleines und Großes geschieht, ein Zahn fällt aus einem Munde, ein Mann aus den Reihen heraus, ein Sperling auf die Erde herunter."

In „Hunger" verliert der leidende Held seinen Appetit beim Anblick einer Frau, die nur einen ganz vorn sitzenden Zahn hat; „der lange, gelbe Zahn sah aus wie ein kleiner Finger, der aus dem Kiefer ragte."

In „Letztes Kapitel" verletzt sich die Heldin das Kinn, einer von ihren Zähnen ist abgebrochen. Der Frau des Magnus stehen ein Paar Schneidezähne schief, der eine etwas vor dem anderen.

In „Mysterien" berichtet der psychopathische Johann Nagel von einer dem Gespenst in Hamsuns Kindheitserinnerungen ähnlichen abendlichen

Männererscheinung, bleich und rotbärtig. Da die Uhr zwölf schlägt, steht das Gespenst neuerlich wieder greifbar da und lacht: „Zwei Vorderzähne fehlten ihm.“[1]

Zahnverlust und Zahndefekt sind bekannte Entmannungssymbole.[2] Bei gewissen primitiven Völkern werden an Stelle der Beschneidung des Gliedes die mittleren oberen Schneidezähne ausgebrochen (Pubertätsriten). Ich füge aus Erfahrung aus Psychoanalysen Kranker als neu hinzu, daß auch die sogenannte Hasenscharte, gleichfalls ein medianer Munddefekt, zur Kastrationssymbolik geeignet ist. In „Segen der Erde“ spielt die Hasenscharte als besonders beschämende Entstellung mehrfach eine große Rolle.

Überwältigend ist das Symbolikmaterial für Kastration, ausgedrückt durch Verletzung von Finger, Hand, Fuß oder Bein (Hinken). In der Erzählung „Zachäus“ verliert die Titelfigur zwei Glieder eines Fingers durch die Mähmaschine und konserviert sie in Öl. Der ihm gehässige Koch stiehlt die Flasche und setzt dem Zachäus, mit Tunke zubereitet, den eigenen Finger als Mittagessen vor. Dieser erkennt denselben erst, nachdem er eine Seite abgenagt hat und tötet den Koch aus Rache. In „Hunger“ beißt der Hungernde in den eigenen Finger, bis er blutet; eine breit ausgeschmückte Begegnung mit einem Hinkenden spielt ebenfalls hier eine Rolle. In „Pan“ schießt sich Glahn in seinen Fuß, aus Eifersucht auf einen hinkenden Bewerber um das gleiche Mädchen (Selbstverstümmlung). In der Novelle „Weihnachtsschmaus“ stürzt der von der Bäuerin geliebte Knecht — trunken gemacht, weil er sie verleugnet — vom Dach und bricht ein Bein. In „Mysterien“ hinkt der arme Minute, gleichfalls nach einem Knochenbruch. In der Skizze „Auf der Prärie“ werden einem Irländer beide Beine durch Überfahren abgetrennt. Absichtliche und unabsichtliche Fuß-, Hand-, Finger- und Fingernagelverletzungen finden wir gehäuft in „Letzte Freude“ und „Letztes Kapitel“. Die verliebten Damen betrachten mit lüsterner Freude den verletzten Finger oder geben ihm einen neuen Verband. In

1) Hier hat der Dichter sein Kindheitsgespenst wenig verändert im Roman auftreten lassen. Wesentlich entstellt ist das Thema der beraubten Leiche auf dem Friedhof in „Herbststerne“ literarisch verwendet. Knut Pedersen hat dort einen Daumennagel vom Friedhof weggetragen, um ihn auf eine kunstvolle Tabakspfeife als Schmuck zu setzen, ihn übrigens wieder weggeworfen. Im Traum erscheint ihm eine Frauenleiche und zeigt ihren Daumen mit fehlendem Nagel. Er erwacht voll Angst in Schweiß gebadet und sieht die Leiche ganz langsam verschwinden. Seinen warnenden Arbeits- und Bettgenossen verlacht Pedersen-Hamsun wegen seines Aberglaubens: „sein Standpunkt sei von der Wissenschaft aufgegeben worden.“

2) Vgl. Freud: „Traumdeutung“ (Ges. Schriften, Bd. II u. III) und Sugár: „Die Rolle des Zahnreizmotivs bei Psychosen“ (Int. Ztschr. f. PsA. XII, 1926, H. 1.)

„Letztes Kapitel“ laboriert ein Aussätziger besonders an seinem nicht heilen wollenden Finger. Sind Finger und Hand Symbole für das verlierbare Glied, so werden sie anderseits auch zum Fetisch. Die Hände können eine Physiognomie tragen. „Daß der Ausdruck der Hände etwas mit dem Geschlecht zu tun hat, daß er Keuschheit, Indifferenz oder Trieb erkennen läßt“ („Letzte Freude“), gehört daher indirekt auch zum Entmannungskomplex. In „Pan“ hat Edvardas Daumen „einen keuschen Mädchenausdruck“ und wirkt zärtlich. „Die paar Falten auf dem Gelenk waren voll Freundlichkeit.“ Tatsächlich ergibt die Krankenanalyse, daß der Fußfetischmus z. B. mit dem Kastrationskomplex im engsten Zusammenhang steht („Penis der Frau“).

Wir finden in Hamsuns Werken ferner häufig als symbolischen Ersatz der Entmannung — das Köpfen. Solem köpft, offen grausam genießend, die zu schlachtenden Hühner („Letzte Freude“), und in krassester Weise erscheint die bildliche Kastration in der Novelle „Frauensieg“. Die treulose Gattin läßt durch den bestochenen Fahrer der Straßenbahn — neben diesem sitzend — dem Gatten, der eben, seiner verratenen Absicht entsprechend, aus einer Versenkung den Kopf heraussteckt, denselben abreißen!

Die Skizzen des zwangsneurotischen Dichters Öjen („Neue Erde“) behandeln mit Vorliebe das Köpfen. In „Viktoria“ heißt es: „Die Liebe verdunkelt den Verstand der Prinzessin. Sie wirft den Kopf des Königs auf den Weg und läßt ihn dabei schamlose Worte vor sich hinflüstern und lachen und die Zunge herausstrecken.“ In einem Traum Johannes’ kommt neben einer blutenden Orgel, blinden und toten tanzenden Greisen und einem großen bellenden Fisch ein auf dem Wege dahinrollender Kopf vor, der tage- und nächtelang vor ihm herrollt, in die Erde schlüpft und sich versteckt. Als letztes Symbol für Kastration wählen wir das Auge und erinnern, daß in „Viktoria“ der eifersüchtige Bräutigam dem Jugendgeliebten ins Auge schlägt, das sich lebhaft rötet. In einer kleinen Vorgeschichte in „Gedämpftes Saitenspiel“ wird dem sechzigjährigen „Herrn“, der ein Mädchen mißbraucht hat, von dessen eifersüchtigem Liebsten ein Auge aus-, dann der Schädel eingeschlagen.

Diese ermüdende Aufzählung von Kastrationssymbolen macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie muß wenigstens noch ergänzt werden durch Hinweis auf die breit behandelte Erfindung einer primitiven Sägemaschine in „Unter Herbststernen“. Aus Krankenbeobachtungen ergibt sich mir nämlich, daß solches spielendes, immer verbesserndes Erfinden, namentlich durch Unbefugte, dem Entmannungskomplex entspringt, wie ja auch in der Traumsymbolik die Maschine das männliche Glied bedeutet. Charakte-

ristisch schließt dieser Roman eines Alternden resigniert: „In meinem Zimmer liegt die Maschine, ich kann sie nicht mehr aufstellen . . . Meinetwegen, meine Liebe zu dieser Maschine ist abgestumpft.“

Zum Schlusse sei darauf verwiesen, wie der Dichter, wo er sich als Fünfziger narzißtisch darstellt („Saitenspiel“, „Letzte Freude“), sein Ergrauen und Altern elegisch betrauert. „An mir“, heißt es, „hat die Zeit gezehrt, ich bin dumm geworden und verblüht und gleichgültig, jetzt seh' ich eine Frau an wie Literatur. Das ist das Ende. Was dann? Alles muß ein Ende haben. Zu Anfang dieses Zustandes hatte ich das Gefühl, als habe ich etwas verloren, es war, als sei ich von einem Taschendieb bestohlen worden.“ Ein unzählbar oft wiederkehrendes Motiv in Hamsuns Werk ist das (frühe) Ergrauen, auf Leiden beruhend. Dem aus dem früher Ausgeführten sich ergebende Motiv des Körperdefektes wäre ferner hinzuzufügen ein reichlich zu belegendes Motiv der defekten Kleidung.

Die Entmannung der Väter

(Altern und Verarmen)

Als Typus der Vaterfiguren[1] Hamsuns mag uns zunächst der Kaufmann Mack auf Sirilund Modell stehen. Wie bei vielen anderen Gestalten wird auch sein Schicksal durch mehrere Romane verfolgt; in „Pan“, „Benoni“ und „Rosa“ ist er sozusagen der Mittelpunkt. Angesehen, reich, mächtig, herrscht er über die anderen, lenkt ihr Schicksal. Er ist Witwer mit einer Tochter und findet die Befriedigung seiner Geschlechtlichkeit bei seinen Mägden u. dgl., zu denen seine heimlichen Wege führen.[2] Analog finden der alte, getrennt lebende Holmengraa in „Stadt Segelfoß“, der Konsul Johnsen in „Weiber am Brunnen“ die Abfuhr ihrer Lüsternheit. Leutnant Holmsen in „Kinder ihrer Zeit“, mit der sich ihm verweigernden Gattin zerfallen, spielt paschaartig mit seinen auserwählt hübschen Hausmädchen, doch kommt es bei diesem stolzen Mann nie so weit, daß er sich vergißt.

Grotesk sind Macks Bäder, in denen er auf Daunenkissen liegend, von der bevorzugten Magd bedient wird. Bei bestimmten Festgelegenheiten

1) Die Pfarrergestalten kommen in Hamsuns Werken meist schlecht weg. Hat es der Onkel Pfarrer verschuldet? Im Drama „Munken Vendt“ erhebt sich ein früherer Priesterkandidat gegen Gott, der Freude daran habe, in Not zu bringen.

2) Bei dieser Gelegenheit mag das in Skandinavien weitverbreitete Gerücht erwähnt werden, Hamsun sei der uneheliche Sohn einer Magd und eines der berühmtesten Dichters Norwegens. Nach eingeholter verläßlicher Auskunft erweist es sich als haltlos.

läßt er es arrangieren, daß er die Mägde auf gestohlene Löffel gründlich untersuchen kann. Daß er über diese Mädchen verfügt, sie verheiratet, um alles zuzudecken, charakterisiert diese omnipotente, sadistische Sexualität von Hamsuns Vatergestalten.

„Kaufmann Mack war mächtig genug, mit einem Menschen etwas Gutes oder etwas Böses zu beginnen, ganz wie er wollte. Und seine Seele war sowohl schwarz wie weiß ... Er ist der glatte Aal in jeglichem Handel und Wandel." Haar und Bart sind gefärbt, ein Symbol für seine Falschheit. Sein polygamisches Bett ist so berühmt wie sein Polsterbad, vier silberne Engel schmücken es.

Mit derselben Bewunderung über ihre Tüchtigkeit und Schlauheit sind der Väter Geschäfte, mit derselben belauschenden, voyierenden Spürsucht sind ihre sexuellen Abwege nachgezogen; sie lieben nicht, sondern sie benützen die Frauen. Aber dann läßt sie der Dichter, oft wie zur Strafe für Gier und Unzucht — altern und verarmen. Weniger bei Mack, der nur die Hälfte seines Besitzes an Benoni verliert, — ist dieser vollständige Abstieg geschildert, regelmäßig bei anderen Vätern. Der Kammerherr in „Viktoria" verbrennt sich selbst mit dem feuerversicherten Schloß, um, total verarmt, für seine Erben zu sorgen. Leutnant Holmsen kämpft erfolglos den Kampf seiner Rangierung; er verfällt nach dem Selbstmord seiner Gattin, lebt in ärmlichst-unwürdigem Zustand, verschämt und stolz dennoch, gräbt erst zum Schluß einen vergrabenen Schatz, seinem Sohn Reichtum verschaffend. Holmengraa, erst glänzend aufgestiegen, geht, gleichfalls ergraut und verfallen, noch heimlich seine nächtlichen Seitenwege trollend, — wie für diese Schuld bestraft, — zugrunde. Seine Arbeiter duzen ihn verächtlich. Der greise Paal („Letzte Freude") wirtschaftet ab, trinkt und verfällt.

In der Erzählung „Kleinstadtleben" hat der Konsul mit der Gattin eines Abwesenden ein Verhältnis, das Folgen hat. Er findet einen dunklen Ehrenmann, der ihn deckt, aber verliert durch das strafende Schicksal sein Vermögen und wird bankrott: „Der Konsul bankrott — wer stand da noch fest auf den Füßen? Er war der vornehmste in der Stadt und ihr Grundpfeiler."

Der verheiratete und doch stets weiberbedürftige Konsul Johnsen wird durch den Untergang seines Schiffes arm, er altert und erst sein Sohn Scheldrup rettet, heimkommend, die Ehre der Firma, setzt die Familienmitglieder wieder auf ihren rechten Platz, „stillt die Krämpfe der Stadt". Des Vaters Haar war gelichtet, seine Augen ohne Glanz, seine Tage ohne Frieden, die Nächte ohne Freude. „Die Lüste hatten ihn verlassen." („Weiber am Brunnen.")

Grausame Schilderung gelähmter, verfallener Greise, ihrer Matratzengruft ist Hamsun genehmer Stoff. Der alte, sich gegen den Tod und den Sohn aufbäumende Per wird so gezeigt, in krassester Weise aber das Pfründnerpaar Mensa und Mons, verblödet und stinkend. Mons' Augen sehen wie zwei Geschwüre aus; sein Tod wird daran erkannt, daß er, ein Stückchen Brot in der Hand, es tagelang noch nicht gegessen hat. Mensa „plärrt hündische Idiotien". („Rosa.")

Und wie beginnt der letzte Roman des nunmehr fünfundsechzigjährigen Dichters? Daniels Vater ist Witwer geworden und hat in Saus und Braus lebend, seinen Besitz verpraßt; der verarmte Erbe muß neu anfangen.

Wie der Dichter einerseits mit Vorliebe jene ursprünglich mächtigen, stark triebhaften Väter regelmäßig ihr materielles und sexuelles Vermögen verlieren läßt und grausam das Sterben der Greise abmalt, so führt er anderseits die Söhne herauf, die tüchtigen, und läßt sie ohne Scheu die Väter absetzen („Stadt Segelfoß") oder doch ersetzen. Hamsun ist ein Schätzer von Kraft und Jugend, und beklagt elegisch das eigene Altwerden.[1] So heißt es z. B. in „Letzte Freude": „Ich war einmal ein ganz anderer Draufgänger. Die Welle hat ihren Federbusch, den hatte ich, der Wein hat seine Glut, die besaß ich . . . Ein einarmiger Mann kann noch gehen, ein einbeiniger noch liegen . . ." Doch weist er nicht jene zitternde Angst vor der Jugend auf, wie etwa Ibsens Baumeister Solneß. Hamsun hielt einmal in Oslo einen aufsehenerregenden Vortrag „Ehret den Jungen". Und in „Letzte Freude" heißt es: „Das Alter soll nicht um seiner selbst willen geehrt werden; es hemmt und hindert nur den Schritt der Menschheit; auch die Naturvölker verachten das Alter und befreien sich ohneweiters von ihm und seiner Hemmung." Ähnlich spricht Kareno („An des Reiches Pforten").

Das Motiv der Eifersucht und des geschädigten Dritten

Setzen wir voraus, daß Entmannungsangst und Entmannungsrache sich über dem Ödipus-Liebesdreieck aufbauen, so wird es uns nicht wundern wahrzunehmen, daß bei Hamsun überhaupt nur die Freundin, Braut, Frau oder Geliebte eines andern geliebt, umworben wird. Meist tritt sie mit

1) Vgl. als charakteristisch auch die Titel: „Unter Herbststernen"; „der Wanderer mit der Sordine" (in der Übersetzung: „Gedämpftes Saitenspiel"); „Letzte Freude" und „Das letzte Kapitel".

ihm auf oder sie gedenkt alsbald seiner Person. Durch diese Tatsache entsteht das obligate eifersüchtige Kämpfen; durch die Eifersucht wird alles Lieben zum Leiden, zur Leidenslust: „Die Liebe ist hart." Immer herrscht Kriegszustand. „Daß man die nie bekommt, die man liebt und eigentlich haben sollte", ist ein oft variierter Schmerzensruf. Mord aus Eifersucht ist an der Tagesordnung. (Solem in „Letzte Freude", Mack in „Pan", der Mexikaner in „Herbststerne".) In der Novelle „Auf der Blaamandsinsel" stößt der Eifersüchtige das Weib ins Meer, in „Björger" wird die Untreue zu Tode gequält. Viktoria stirbt in eifersüchtiger Enttäuschung lungenkrank, Glahn läßt sich erschießen. Auch die Frauen sind immer eifersüchtig, Eifersucht entflammt die Liebe. Edvarda bringt aus Eifersucht auf Benoni und Rosa in deren Heim — Ungeziefer. Charakteristischerweise sind diese geliebten Mädchen oft mutterlos, leben mit dem verwitweten Vater; zum mindesten bleibt die Mutter farblos im Hintergrund. Der Nebenbuhler ist erhöht, sozusagen mächtiger, angesehener, väterlicher im psychoanalytischen Sinn: Kapitän, Seeoffizier, Stadtherr, Baron, Doktor u. dgl. So kommt ein Dreieck zustande, an das Ödipus-Dreieck gemahnend. Nur in „Viktoria" finden wir ein Vorspiel aus der Jünglingszeit, Johannes ist da vierzehn Jahre alt; seine spätere Angebetete bringt schon zur ersten Begegnung Otto aus der Stadt mit; ein zweitesmal trifft er sie in Gesellschaft Ditlefs.

Immer ist hier in der Liebes-Vision des Anbeters, Bewerbers — neben der Angebetenen — schon einer mit älteren Rechten. Es handelt sich immer um ein Lieben mit Schädigung eines Dritten, was Freud als typisch für das Lieben des an die Mutter Fixierten erkannt hat. Alle angebeteten weiblichen Wesen bei Hamsun sind in folgendem Sinne Mütter: Man muß sie einem Mann wegnehmen, um sie zu besitzen. Eine zweite Eigenart seiner Liebenden ist die, daß das weibliche Wesen oft stolz und zunächst unnahbar ist und lange auf seine Entscheidung warten läßt. Sie demütigt dadurch, ist sie doch auch sozial höher, Pfarrers- oder Großkaufmannstochter; demütigt auch durch die Tatsache, daß sie schon liebt oder Verrat übt. Sie wird in Liebesworten „Prinzessin" oder „Königin" genannt. Meist bekommt nun der Mann durch seine Tüchtigkeit, seine Leistung (Johannes, Rolandsen, Benoni, Hoibro) die Oberhand, oder das Mädchen ist unterdes ins Unglück gekommen: nun kann er der Stolze sein, sie zurückweisen, jedenfalls aber, sich rächend, die Treulose demütigen. Häufig ist nun Gelegenheit, die Geliebte eifersüchtig zu machen; ein schmerzhaft zwanghaftes, auch nur zum Schein Eifersüchtigmachen wird geübt; man liebt und quält.

Jedes weibliche Wesen neigt zur Untreue, wird durch Dirnenphantasie herabgesetzt; unter jeder Liebe leidet der Mann.

Allgemein sagt einmal Johannes: „Man sagt von gewissen Frauen, daß sie ein Ziel für ihr Mitleid suchen. Geht es dem Mann gut, so hassen sie ihn und fühlen sich überflüssig; geht es ihm schlecht, muß er den Nacken beugen, so brüsten sie sich und sagen: hier bin ich!"

Sehr lehrreich für den Kampf in der Ehe ist das Buch „Kinder ihrer Zeit". Die Gattin hat dem Mann den Eintritt ins Schlafzimmer und den Liebesakt verweigert, sie kokettiert mit anderen. Der stolze, eifersüchtige Gatte rächt sich durch starre Kälte, bleibt fest gegen ihre demütigen Versöhnungsbitten, drängt sie fort und sie tötet sich. Ebenso handelt der betrogene Kapitän Falkenberg gegen seine vom Liebhaber geschwängerte Frau. Die beleidigte Liebe haßt tödlich.

Eifersucht ist der Anlaß zur Umwandlung der Liebe in Haß. Stammt die Eifersucht zum Teil aus dem Triebleben, so geht der Haß zweifellos auch auf die Quelle der Icherhaltungstriebe zurück. Über Umwandlung von Liebe in Haß hat sich Freud mehrfach geäußert.[1] Eine künftige ausführlichere Darstellung wird sich mit diesem Wandel der Neigung bei den Liebenden Hamsuns genauer befassen.

Grausamkeit und Leidensfreudigkeit
Belauschen und Zuschauen

Wir können die Heftigkeit des obligaten Liebeskampfes der Eifersucht in Hamsuns Werken und auch die Intensität seines Entmannungskomplexes nur verstehen, wenn wir seinem ausgesprochenen Sadomasochismus gerecht werden.

Finden wir blutige Grausamkeit schon in der früher gegebenen Schilderung der Kastrationsmotive und der Kastrationssymbolik reich vertreten, so ergänze ich aus Hamsuns Kindheit jene gräßlichen breitgeschilderten Quälereien an einer zu tötenden Katze, das hingezogene Töten eines weiblichen Renntieres („Unter Tieren"). Und weiter heißt es dort: „Wir waren oft herzlich grausam gegen die Hühner. So waren wir die reinen Künstler, wenn es galt, sie mit Steinen und Holzscheiten zu treffen, so daß sie knapp mit dem Leben davonkamen und laut schrien."

1) Vgl. Freud: „Triebe und Triebschicksale". Ges. Schriften, Bd. V, und „Das Ich und das Es" (ebendort, Bd. VI).

Überaus eindrucksvoll wird von blutrünstigen Fischern in der Schilderung „Auf den Bänken von Neufundland" wie folgt berichtet:

„Die Fischer hatten manchmal eine ganz unnatürliche Freude daran, die Fische zu mißhandeln . . . Sie packten die großen Fische beim Kopf, drückten die Finger in die weichen Augen hinein und hielten sie so in die Höhe, indem sie geil in sich hineinlachten und sie ansahen . . . Eines Tages biß einer von den zwei Russen in einen rohen Fisch hinein, grub die Zähne tief in ihn hinein und hielt ihn so etwa zwei Minuten fest, indem er die Augen dabei schloß."

Hier handelt es sich, wie bei „Zachäus" und dem In-den-Finger-Beißen des Hungernden, um grausames Beißen, dessen früheste Äußerung beim Kinde das Beißen in die säugende Brust ist (oraler Ursprung des Sadismus).[1]

Es fällt auf, daß in „Hunger", dessen leidender Held einen ganzen Band hindurch „nichts zu beißen" hat, der Geliebten Brüste entblößt werden, worauf sie den Wunsch äußert, dort geküßt zu werden. Ist „Hunger" vielleicht das Epos „oraler Enttäuschung"!?[2]

Sehr charakteristisch sind jene gewaltigen rächenden Meisterhiebe, *knock outs*, die Hamsun so gern schildert („Schwärmer, Saitenspiel, Segelfoß, Letzte Freude"): Ein starker Mann fällt um, wie vom Blitz getroffen. In „Benoni" wird das Schweineabstechen, in „Letzte Freude" das der Hühner mit sichtlicher Lust am Grausamen beschrieben. Wer kann die rohen Scherze mit dem armen Zeitungsjungen bei einem anderen Dichter finden!? Einmal wird ihm („Neue Erde") ein zu diesem Zweck glühend gemachtes Geldstück zugeworfen, um seine Qualen lachend beobachten zu können. An anderem Orte („Auf der Straße", Tagebuchblatt) wirft Hamsun selbst größere Münzen unter einen Eisenrost, der festgefroren ist, und mit Schadenfreude schildert er des Knaben kränklichen dünnen Arm und, wie derselbe ihn durchzwängt, sich blutig verwundet, an den Knöcheln die Haut abreißt, und will ihn noch weiter quälen.

1) Vgl. Karl Abraham: „Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung" (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XVI). Danach ist es der Prozeß der Zahnbildung, der die Lust am Saugen zu einem erheblichen Teil durch die Lust am Beißen ersetzt. In die nämliche Periode der Entwicklung fällt die Herstellung ambivalenter Beziehungen des Kindes zu Objekten der Außenwelt. Ambivalenz — Liebe und Haß in einer Tasche — ist für gewisse Gestalten Hamsuns sehr charakteristisch. Als Satiriker ist er „bissig" genug.

2) Eine amerikanische Arbeit „A Psychopathological Study of Knut Hamsuns' ‚Hunger'" von Gregory Stragnell weist ausführlich auf den Masochismus des Helden hin und legt das sich In-den-Finger-Beißen als Kastration aus. (The Psychoanalytic Review 1922.)

Je genauer man zusieht, desto stärker wird der Eindruck, dem Dichter ist der eifersüchtige Liebeskampf wichtiger, als das Ziel desselben.[1] Er erfüllt, mit feinster Kunst in wechselvollem Spiel dargestellt, die Seelen der Liebenden in „Viktoria, Pan, Schwärmer, Herbststernen, Saitenspiel", auch in „Kinder ihrer Zeit, Benoni und Rosa, Redakteur Lynge" u. a. Nur zu leicht und zu rasch erkaltet das Herz des Liebenden, fühlt sich enttäuscht oder betrogen — Haß erfüllt dann den Mann. Rasch schlägt der größte Teil früherer Liebe zu grausamer Härte um. Die gefallene Frau wird zu Tode gehetzt, „in Liebe getötet", so Frau Holmsen, so Frau Falkenberg. Mack arrangiert es, daß die treulose Schmiedin vom gesprengten Felsblock erreicht wird; und wirklich liegt sie dann da „zermalmt, zerschmettert, von einem Schlag zersprengt, an der Seite und über den Leib herunter, bis zur Unkenntlichkeit aufgerissen".

So wie demütiges und demütigendes Lieben einander folgen können, wird es auch zu gleicher Zeit an verschiedenen Frauen erlebt. Nagel liebt die stolze Dagny und die demütige Martha, Glahn Edvarda und Eva, Johannes Viktoria und Kamilla.

Wiederholt schildert Hamsun Zwangssymptome, die bekanntlich mit sadistischer Triebanlage in Zusammenhang stehen. Öjen („Neue Erde") zählt alle Fenster; kann nur noch gerade Ziffern zählen, zwei, vier, sechs; und leidet an zwanghafter Angst, einen Gegenstand zu verlieren (Knöpfe, Zwicker). Er wettet mit sich selbst um gewaltige Summen: Geht er eine unbekannte Treppe hinauf, so hat er gewonnen, wenn es sechzehn, verloren, wenn es achtzehn Stufen sind. Der „Selbstmörder" („Letztes Kapitel"), der immer die Ausführung verzögert, entpuppt sich als Gedankenmörder seiner treulosen Frau und des Liebhabers. Kaum ein anderer Dichter weist den Todes- (Destruktions-) Trieb in solchem Grade auf. Im letzten Roman „Das letzte Kapitel" werden die Besucher eines Sanatoriums gleichsam zum Schießstand einer Treibjagd versammelt, satirisch abgemalt und dann zumeist sterben gelassen, das Sanatorium verbrennt wie Sodom und Gomorra.

Schmerzlust und Leidensfreudigkeit, der gegen sich selbst gerichtete Sadismus, blüht bei Hamsun gleichfalls; das Material ist überfließend!

1) Es handelt sich hier vielfach weniger um die Sexualbefriedigung, als um das Geliebtwerden als Ich-Ziel: das Vollgenommenwerden als Überwindung dunklen Minderwertigkeitsgefühls (der Kastriertheit); daher auch die übergroße Empfindlichkeit des Liebenden.

„Hunger“ ist eine Leidensdarstellung durch einen ganzen Band.[1] Selbstmord ist häufig genug; Glahn und Solem und der Hungernde verwunden sich selbst, Rolandsen („Schwärmer“) verleumdet und verbannt sich selbst. Minute ist ein exquisiter Dulder, der zum Schluß sich an Martha in bösen Instinkten vergeht. Wenn die Geliebte als Reiterin erscheint („Viktoria“, „Rosa“), wirkt sie dauernd. Der sausende Hieb der Peitsche einer Dame macht dem Gezüchtigten einen blutroten Streif im Gesicht; „Sie haben mich geschlagen,“ sagte er, „aber das tut nichts. Wiederholen Sie es, es ist mir jedesmal eine Freude“ („Der Eroberer“, Novelle). Am klassischsten zeigt sich Masochismus des Mannes in der „Königin von Saba“: Unvergeßlich bleibt dem Reisenden, der mit kläglich zerrissenen Schuhen einlangt, die Tochter aus dem Herrenhof, die er, wie sie auf dem Bock eines unbespannten Wagens steht und mit der Peitsche knallt, kennen lernt. Es kommt ihm der Gedanke „sich als Pferd vorzuspannen und den Wagen zu ziehen“. Sie zerschmettert ihn mit den Augen. Noch vier Jahre später wirkt ihr Anblick faszinierend; er verfolgt sie zwangshaft, — eine Odyssee — bis ihm klar gemacht wird, daß sie mit einem anderen verheiratet ist. — Der Telegraphist Baardsen („Segelfoß“) läßt sich im Spiel von Klara den verstellbaren Dolch in die Brust stoßen und geht später daran zugrunde. „Wenn ich sie bekäme,“ sagt ein Liebender, „würde ich ihr unermüdlicher dienen, als irgendeiner, wenn ihr einfiele, das Unmögliche von mir zu verlangen, ich würde alles tun. Ich hielte inne, legte mich auf die Knie und leckte vor Demut und Hoffnung einige Grashalme am Wege.“ So legen sich Nagel und Benoni wirklich auf die Erde.

In origineller Form begegnen wir der Leidensfreude, da der Dichter selbst in armseligen Kleidern als einfacher Wanderarbeiter auf die Walz geht und schwere, niedrige Arbeiten verrichtet, angeblich nur um Überkultur und Stadt zu überwinden, tatsächlich um als Knecht und Kutscher demütig dienen, bescheiden belauschen zu können. Nur Brocken von herablassender Neigung fallen ihm von der angebeteten Herrin zu: aber eben dies ist ihm masochistischer Genuß.[2] („Herbststerne“, „Saitenspiel“.)

1) „Die meisten Helden Hamsuns sind Märtyrer im Ertragen, haben einen durch und durch passiven Heroismus“ (Carl Morburger „Knut Hamsun“, Xenien-Verlag, Leipzig 1910). Man wird nicht vergessen können, daß ein Teil seiner Schmerzlust in den Knaben Hamsun vom Onkel hineingeprügelt wurde.

2) Hamsun regrediert damit auf seine eigenen realen zehn Jugendwanderjahre, in denen er die verschiedensten niedrigen Berufe daheim und über See ausübte, bittere Not und gemeine Genossenschaft durchmachte (Kohlen- und Straßenarbeiter, Straßenbahnschaffner, Steinhauer, Fischer usw.).

Hier weise ich auch auf medizinische Beobachtungen hin,[1] nach denen masochistisch Veranlagte sich um sexueller Erregung willen zuzeiten wie zwangshaft als Arbeiter in elender Kleidung verdingen.

Vom dichterisch-technischen Standpunkt ist dieses Sich-zum-intimen-Beobachter-Machen, indem man als Gastarbeiter oder als Hausdiener im Bunde mit der Kammerjungfer das Leben der Herrschaft, Freud und Leid der ehebrecherischen Hausfrau belauscht („Saitenspiel"), lehrreich; als Arbeiter wird der erzählende Beobachter immer dorthin versetzt, wo die Heldin zu finden ist. Der Dichter ist hier nicht selbst Held des Tagtraumes, sondern steht als „exzentrischer" Zuschauer und Schilderer außerhalb.[2] Diese Lust am Zusehen ist gerade beim Sadomasochisten gewöhnlich, der sich oft begnügt, zusehend sich mit dem Aktiven oder Passiven zu identifizieren, statt selbst einzugreifen.

„Es war qualvoll und schön, aufreibend, voll Unruhe, er lauschte an der Wand, hielt den Atem an und lauschte", heißt es vom betrogenen Hjoibro in „Redakteur Lynge".

Die malerisch halluzinierende Kindheitserinnerung, die den Ausgangspunkt unserer Betrachtung gab, beweist schon die visuelle Veranlagung Hamsuns.[3]

So ist er wirklich der Dichter nicht nur des Belauschens, sondern auch des Voyierens. Und da ist es ihm hauptsächlich um sexuelle Szenen zu tun. So werden, wie erwähnt, namentlich die Vater-Figuren auf ihren sexuellen Wegen ertappt. Es wundert uns dann nicht, daß gerade dem Sexualakt eines tierischen Lappens zugesehen wird, und wir werden erinnert, daß Kinder oft eine sadistische Phantasie vom belauschten Elternliebesakt erwerben.

In „Pan" grüßen Lappe und Lappin sich: „Eines Tages sah ich, wie zwei Lappen einander begegneten . . . Anfangs benahmen sie sich, wie Menschen tun. Boris! sagten sie zueinander und lächelten. Aber gleich darauf fielen sie in den Schnee und blieben eine gute Weile für mich unsichtbar. Du mußt nach ihnen sehen, dachte ich, als eine Viertelstunde vergangen war, sie könnten im Schnee ersticken. Da standen sie auf und gingen fort. Jedes in seiner Richtung." Gewaltig verläuft die Szene, wo die einst so stolze Edvarda sich — ohne zu wissen, daß sie beobachtet

1) A. Kirschbaum: „Über zwei ungewöhnliche Fälle von Parasexualität." Zeitschrift für gesamte Neurologie und Psychologie, 64. Bd.

2) Vgl. Freud: „Der Dichter und das Phantasieren." (Ges. Schriften, Bd. X.)

3) Hamsun war in der Jugend kurzsichtig. (Vgl. „Im Märchenland", Reisebilder.)

ist — dem Lappen im Walde hingibt: „Er knurrt, faßt sie plötzlich an der Kehle und überwältigt sie. Oh, nun sind sie beide wild, sie beben aneinander, sie verschmelzen mit Armen und Beinen, es ist unsagbar, was sie tun" („Rosa").

Die Häufigkeit, mit der der Sexualakt beschrieben und belauscht wird, kann nicht übersehen werden; in ein Gartenhaus, in eine Scheune kommen abwechselnd die Paare. Neben jenen platonischen Eifersuchtskämpfen um die Edle, Angebetete, Jungfräuliche, finden wir auch die Sichhingebende, die triebhaft Sinnliche, die „Dirne", die von selbst kommt und sich anbietet[1] („Pan"). Diese Spaltung der weiblichen Liebesobjekte in seelisch Geliebte und sinnlich Gebrauchte findet sich bekanntlich am ausgebildetsten wieder bei dem, der als Knabe intensiv an die Mutter fixiert war, die Eifersucht auf den Vater stark erlebte und oft auch wie Hamsun den Entmannungskomplex. Die Erscheinung der Polygamie des Mannes, die Belauschung des Liebesaktes durch denselben, die Motive des immer nahen Dritten und der Eifersucht legen nahe, auch das Thema der unbewußten Gleichgeschlechtlichkeit hier zu bearbeiten, was aber einer ausführlicheren Arbeit vorbehalten bleiben muß. Das männliche Gespenst, oder richtiger die Angst vor jenem halluzinierten Mann, die etwa vom neunten bis zum fünfzehnten Lebensjahre Hamsun anfallsweise erschüttert, beweisen gleichfalls feminine Einstellung des Heranwachsenden. In „Saitenspiel" finden wir folgende ablehnende allgemeine Charakteristik der Frauen: „Die Frau ist . . ., wie alle Weisen schon immer wußten: unendlich arm an Begabung, reich aber an Unverantwortlichkeit, an Eitelkeit, an Leichtfertigkeit. Sie hat viel vom Kinde, aber nichts von dessen Unschuld." Auch des Dichters Pessimismus gegenüber der Treue der Frauenliebe gemahnt an Strindberg.

Hamsuns Ideale

Bedenken wir, daß biographische Einzelheiten über unseren Dichter, einen der größten und echtesten unserer Zeit, nicht zur Verfügung stehen, so müssen wir für jene Kindheitserinnerung dankbar sein, die für uns der Ausgangspunkt war, um wesentliche Aufklärungen über seine Phantasien, eine Reihe seiner bedeutsamsten Motive und auch über sein Triebleben zu gewinnen. Noch einmal führt uns Erinnerung genußreicher Lektüre durch

1) In der Skizze „Stimme des Lebens" holt sich die junge Witwe eines nach langer Krankheit dreiundfünfzigjährig verstorbenen Gatten alsbald einen Mann von der Straße, dem sie sich in der Nacht nach jenes Tod hingibt. Die Leiche liegt noch im Nebenzimmer.

seine vielgestaltigen Werke. Wir wenden uns zum Schlusse der sittlichen Persönlichkeit des Dichters zu, die hinter all den komplizierten erotischen Verwicklungen und Herzenskämpfen, aber auch hinter den wertvollen gesellschaftskritischen Romanen und den großen epischen Konzeptionen in Größe und Reinheit steht. Die strenge Erziehung des Oheims Pfarrer (und des Vaters?) hat gute Früchte getragen.[1] Hamsuns Persönlichkeit ist von den Idealen der Ehrlichkeit und der reinen Hände, des Mitleids und der Arbeitsamkeit erfüllt. Die Helden seiner Jugendwerke sind unpraktische Idealisten; selbst der traurige Held in „Hunger" kommt nur materiell herunter, nicht moralisch. Einfache Leute, wie Falkenbergs Dienerschaft, werden zu Kritikern der sittenlosen Herrenleute. Treibt das Phantasieleben des Dichters die sonderbarsten Blüten von Grausamkeit und Sinnlichkeit: diese gleichen Ausscheidungsprodukten; er selbst erscheint als der Vorkämpfer edelster Liebe, verzeihender Güte, verzichtender Treue, ernsten Leistens und Aufbauens. Wir müssen annehmen, jene Kindheitserinnerung repräsentiere den Bruch mit ursprünglichen grausamen Regungen, die Abwendung von verbotener Liebe, denn sie verrät das Schuldgefühl und Strafbedürfnis des leidenschaftlich veranlagten, träumerischen Knaben. Er nimmt die sittliche Persönlichkeit des Ziehvaters (und Vaters) sowie der gütigen Mutter durch Identifizierung in sich auf. Aus dem frühen Sadismus und Tierquälen ist reaktiv Güte und Mitleid geworden. Aus dem verlorenen Tagträumer wurde ein Kämpfer und Dichter. Seine narzißtischen Ebenbilder sind der Hungernde, Nagel und Glahn, der Dichter Johannes, der durch Leiden groß geworden ist, Musiker und Studenten und die begabten, trinkfreudigen Telegraphisten mit dem „zu großen Herzen". In Bewunderung seiner Werke müssen wir dem großen Dichter recht geben, wenn er über sich selbst sagt: „Ich habe eine eigenartige Schreibarbeit betrieben und eine bessere als die Mehrzahl; das weiß ich wohl. Aber das ist nicht so sehr mein Verdienst, denn ich wurde mit den Fähigkeiten dazu geboren."

Einen Mangel freilich scheint das Werk dieses modernen Romanciers aufzuweisen, wir finden zunächst keine edle Muttergestalt darin.

Wir fänden sie nicht, lehrte uns nicht die Psychoanalyse, daß das hohe Bild der Mutter, das Heimat und Sehnsucht ist — zur Mutter Erde, Mutter

1) Von der nachsichtigen Güte seiner Mutter zeugt übrigens ein selbstbiographischer Satz an versteckter Stelle („Unter Tieren"): „Wir hatten eine sonderbare Mutter, die oft wieder umkehrte und tat, als habe sie etwas vergessen, wenn sie uns in der Vorratskammer ertappte."

Natur sublimiert wird. Zu ihr flüchtet Hamsun aus Seelenkämpfen und Lebenssorgen, sie gibt heilenden Frieden. Gern wohnt er als Romanheld im Wald oder am Strand in einer warmen Erdhöhle, einsam und in Autarkie mit einfacher, mitgenommener Nahrung. Seine Schilderung der Natur verrät deutlich ihr Mütterliches. „Dieser Ort“, heißt es in „Letzte Freude“, „ist ja eigentlich kein Bergabhang, sondern ein Busen, ein Schoß, so weich ist er . . ., ein großer Hang, so voll von Zärtlichkeit und Hilflosigkeit, wie eine Mutter läßt er alles mit sich geschehen.“ Als Landschaft, in der man schon einmal gewesen ist; als *déjà vu*; mit Gefühlen der Wiedergeburt erscheint die Natur dem zu ihr Flüchtenden: „Viele Jahre sind vergangen, seit ich solchen Frieden um mich fühlte, vielleicht zwanzig oder dreißig Jahre, vielleicht war es in einem früheren Leben. Und doch muß ich schon einmal diesen Frieden verspürt haben, da ich nun hier umhergehe . . . und mich um jeden Stein und jeden Halm kümmere, und diese wieder sich um mich zu kümmern scheinen. Wir kennen uns . . . ich ging durch den Wald, wurde zu Tränen gerührt und war hingerissen und sagte immerfort: Gott im Himmel, daß ich wieder hieherkommen sollte! Als sei ich schon einmal früher dagewesen.“

Die vielgerühmten sentimentalen Naturschilderungen Hamsuns ergeben sich aus dieser seiner Sehnsucht nach der schuldlosen, vorgespenstigen, paradiesischen Kindheit.

Mit fünfzig Jahren verläßt er die entmannende Stadt, lebt nun als Landwirt in der Natur und schreibt jene große epische Vision „Segen der Erde“ von der Urbarmachung abgeschiedenen Landes nieder. An die Stelle der kämpfenden romantischen Liebe ist längst die eheliche getreten. Hat sich der fünfzigjährige Dichter schon in „Gedämpftes Saitenspiel“ und „Letzte Freude“ irrtümlich als kraftlos und müde dargestellt, so lebt er in Wirklichkeit erfreulicherweise in unveränderter genialer Schaffenskraft weiter.

ANHANG

Psychoanalytisches bei Knut Hamsun

Symptomhandlungen

Wieder der Mädchenname. Herr Tiedemand, der mitansehen muß, daß seine Frau trotz zweier Kinder sich innerlich ganz von ihm loslöst, konstatiert: „In letzter Zeit nennt sie sich auch wieder Lange, Hanka Lange-Tiedemand, gerade als heiße sie immer noch Lange“, und an anderer Stelle: „Sie betrachtet sich immer

noch als nicht verheiratet, sie schreibt sich auch noch mit ihrem Mädchennamen Lange." („Neue Erde.")

Auftrennen der Handarbeit. Hjoibro, der schwerfällige, aber ernst-charaktervolle Verehrer Charlottens antwortet auf eine Frage, wie seine Braut sein solle: „Sie soll jung und unschuldig sein." Charlotte, die sich dem leichtsinnigen, gewandteren Bondesen hingegeben hat, wird darauf flammend rot, die Handarbeit zittert in ihren Händen, und sie verrät ihre Reue, als wollte sie ihren Fall rückgängig machen: „Sie trennte ihre Arbeit Stich für Stich wieder auf und hatte doch vielleicht gar nicht falsch genäht. Gott weiß, vielleicht hatte sie sogar die ganze Zeit richtig genäht, und trotzdem trennte sie auf." („Redakteur Lynge.")

Verschiebung des Eherings. Leutnant Holmsen wechselt oft und oft die Hand, an der er seinen Ring trägt. Dieser gehört eigentlich an die rechte Hand, aber wie zwangshaft wird er anläßlich gewisser Vorkommnisse an die linke gesteckt. „Daß er den Ring von einer Hand auf die andere setzte, sollte bedeuten, daß er viel dachte und sich an das eine oder andere von Wichtigkeit erinnern wollte. Es geschah jedesmal so still und unbemerkt, niemand wußte, weshalb er es tat, aber er selbst wußte es vielleicht." Links trägt den Ring bekanntlich der Witwer, und es ist offenbar diese Phantasie, Witwer zu werden — wird doch die Frau verstoßen! — unbewußt mitbestimmend am Ortswechsel des Ringes, der etwa zehnmal im Roman vorkommt. („Kinder ihrer Zeit.")

Tendenziöses Mißverstehen und Vergessen

Dundas sagt: „Heute nachts Schlag eins!" Worauf er verschwindet.
Sie meint, er würde heute nachts Schlag eins auf die Reise gehen.
Da geschah es, daß sie vergaß, ihre Tür zu verriegeln.
Schlag eins tritt er bei ihr ein! („Pan.")

Über den Traum

„Man träumt nicht mehr schön, wenn man erwachsen ist." („Mysterien.")

Strafbedürfnis

In der Novelle „Geheimes Weh" wird ein seltsamer Mann geschildert, dem der Dichter viermal begegnet ist, und der sich jedesmal halb verrückt benahm: einmal den Dichter würgte und bedrohte, ein zweitesmal im Eisenbahnwaggon Dietriche und Einbruchwerkzeuge offen zeigte u. dgl. Hamsun erklärt es sich damit, daß jener Verwirrte durchaus bei der Polizei angezeigt werden wollte und vielleicht darunter litt, daß ein Geheimnis, das ihn ins Verderben bringen könnte, niemals offenbar wird.

Diese Erkenntnis über Strafbedürfnis kam Hamsun durch eine Dame, die ihm von sich erzählte und sich analog erwies: Da sie nämlich wegen eines Vergehens, das ihr eine Gefängnisstrafe von einigen Tagen eingebracht hatte, nie gefaßt wurde, ließ sie aus Schuldgefühl und Strafbedürfnis nichts unversucht, um die Leute auf die richtige Spur zu lenken. Aber es fiel niemand ein, sie anzuzeigen.

Selbstmord = Ersatz des Mordes

Eine tragikomische Gestalt ist Leonhard Magnus, der immer vorgibt Selbstmord begehen zu wollen und ihn nie ausführt. Grund dazu ist, daß seine Frau mit einem anderen lebt und sich betrinkt: offenbar hegt er gegen beide Mordgedanken, hat aber dazu weder Mut noch Haß genug. So wendet der „Todestrieb" sich gegen ihn selbst, Zweifel und Unentschlossenheit zeigen seine Ambivalenz. Die Frau kehrt zurück, er verzeiht, sperrt sie — um sie zu schonen — im Hotelzimmer ein, wo sie unrettbar verbrennt. („Das letzte Kapitel.")

Psychoanalyse und Kinderheilkunde

Von

Josef K. Friedjung

Dozent an der Universität Wien

Vor nun reichlich sechzehn Jahren war es mir gestattet, vor Professor Freud und seinen Schülern an der zu historischer Berühmtheit gelangten ersten Stätte ihrer regelmäßigen Zusammenkünfte einen Antrittsvortrag zu halten. Meine Ausführungen galten der Frage: „Was kann die Kinderheilkunde von der psychoanalytischen Forschung erwarten?" Es war der Niederschlag zahlreicher schmerzlicher Erfahrungen, wenn ich von der Unzulänglichkeit des pädiatrischen Unterrichtes, von unserer Hilflosigkeit vor vielen Kindern und ihren krankhaften Erscheinungen sprach; und es war ein Stück starker Zuversicht, daß ich gerade von der psychoanalytischen Forschung hier Hilfe erhoffte. Gab sie mir doch das Rüstzeug zum Verständnis so vieler Klippen und Schwierigkeiten, zur Lösung so vieler Rätsel. Und es ist ein berechtigter Wunsch, sich nun, nach so vielen Jahren, Rechenschaft zu geben über das Ausmaß, in dem meine Erwartungen eingetroffen sind. So schwer auch die Kinderärzte für die Grundlagen der Lehren Freuds zu gewinnen sind, — es darf doch festgestellt werden, daß das Lehrgebäude der Kinderheilkunde, wenn auch mit zögernder Zustimmung, einen wichtigen Zubau erfahren hat, daß viele vorher unbekannte oder dunkle Tatbestände, die erst die Psychoanalyse verständlich machte, in das allgemeine Bewußtsein der Kinderärzte eingegangen sind.

Schon die Stellung des Kindes innerhalb der Familie und Gesellschaft haben wir mit neuen Augen schauen gelernt: Die traditionelle Vorstellung von der Familienidylle ist klareren Einsichten gewichen, die triebhaft bestimmten und gefärbten Beziehungen von Eltern, Kindern, Geschwistern und anderen Hausgenossen haben uns vieles begreifen, aber auch verhüten gelehrt. Mit anderen Ohren hören wir jetzt die Anamnese, mit klarerem

Verständnis achten wir auf Einzelheiten, die uns ehedem unbeträchtlicher Zufall schienen. Und wenn wir dann zur Untersuchung des Kindes schreiten, so ist die erforderliche Technik aus einer mehr oder weniger erfolgreichen Routine zu bewußter — Kunst geworden. Bewegungen, Tonfall, die Worte des Untersuchers, — alles ist bewußt und beherrscht und damit auch gleichzeitig eine wertvolle, beispielgebende Schulung für die erwachsene Umgebung des Kindes. All das erfließt aus einer vertieften Kenntnis des kindlichen Wesens und ihr müssen auch alle Anordnungen des Arztes angepaßt sein. War früher die Untersuchung kranker Kinder oft ein beschämender Kampf eines verständnislosen neurotischen Erwachsenen mit neurotisch-ängstlichen kleinen Kranken, so gestaltet sie sich jetzt zumeist zu einem heiteren Spiele. Und ebenso muß die Behandlung aufhören, — Brutalisierung zu sein.

Gehörte es früher zu den vornehmlichen Aufgaben des Kinderarztes, die körperliche Entwicklung seiner Schützlinge als Prophylaktiker zu überwachen, so hat er es im letzten Jahrzehnt gelernt, daß er auch ihrer Erziehung im engeren Sinne, ihrer seelischen Entfaltung seine Aufmerksamkeit schenken müsse. Körperliches Gedeihen hängt, wie wir nun wissen, so eng mit psychischem Wohlbefinden zusammen, daß selbst die Klinik alten Stils in dieser Frage ihr Verhalten ändern muß. Der moderne Kinderarzt hat es aber nunmehr gelernt, sich für das Gesamtschicksal des Kindes in der Zukunft mitverantwortlich zu fühlen und wird immer wieder Anlaß haben, bei der Behandlung einer Angina etwa auch von Fragen der Erziehung zu sprechen. Schon beim Säugling setzt er damit zielbewußt ein. Die Ordnung und Ruhe, auf der er hier bestehen muß, wird er oft erst durchsetzen können, wenn er den Erwachsenen ihre unbewußten seelischen Tendenzen klargemacht hat. Den Stillwillen der Mutter, der für das Gedeihen des Neugeborenen so entscheidend ist, wird der psychoanalytisch orientierte Kinderarzt mit klareren Augen abmessen und beeinflussen. Und nun die für den Kundigen so bedeutsame Entfaltung des kindlichen Trieblebens, seine erzieherische Überwachung und behutsame Beeinflussung, die Vermeidung übertriebener Zärtlichkeit und Strenge, die vorbeugende Besprechung kommender Konflikte und unausweichlicher Traumen, die, um ein Beispiel zu nennen, etwa bei der Geburt eines zweiten Kindes dem ersten drohen, die Einstellung der Erwachsenen zu geschlechtlichen Äußerungen der Kleinen, zum Sexualproblem überhaupt, die Schwierigkeiten der Schulzeit, die Konflikte der Jugendlichen, — alles das ist zu einer Domäne des Kinderarztes geworden, früher von ihm kaum beachtet,

wenn er nicht etwa als Vater selbst auf Schwierigkeiten auf diesen Gebieten stieß.

Besondere Bedeutsamkeit erlangte aber die Einsicht, daß gewisse typische ungünstige Familienkonstellationen überaus häufig zu krankhafter Entwicklung oder Veränderung des Kindes Anlaß geben. So konnte der Typus des einzigen und des Lieblingskindes, der des ungeliebten und umkämpften, des entthronten und mittleren Kindes herausgehoben und beschrieben werden, Typen, die unter dem Namen der „Milieukinder" sich die allgemeine Beachtung der Kinderärzte erworben haben. Das Verständnis für ihre Entstehung weist der Prophylaxe und Therapie klare Wege, deren Gangbarkeit freilich nicht nur vom Arzte, sondern noch mehr von den schuldigen Erwachsenen, die selbst oft neurotisch sind, und von äußeren Verhältnissen abhängt. Von großer Wichtigkeit ist es, daß an solchen „Milieukindern" nicht selten körperliche Beschwerden zur Entwicklung kommen, die dem diagnostischen Können des Arztes früher nicht erkannte Fallen stellten, daß ferner geläufige Krankheitsbilder an solchen Kindern Veränderungen, meist im Sinne der Erschwerung, erfahren, deren klare Beurteilung uns wieder erst mit dem psychoanalytisch geschärften Blicke möglich geworden ist.

Eine häufige Frage: „Ist das Kind bloß schlimm oder ist es krank?" die früher nur bei schweren Prozessen, wie Hirntumor, Dementia praecox eine richtige Antwort zu finden pflegte, ist uns Kinderärzten nunmehr viel mehr zur Gewissensfrage geworden, da wir uns auch um die Neurosen des Kindes zu kümmern begonnen haben. Die von Freud aufgedeckten seelischen Mechanismen werden nun endlich auch dem Kinde zugebilligt, akute und chronische Wesensänderungen auch im jugendlichen Alter der Analyse wert gehalten. Die Behandlung an die Stelle der von der Tradition geheiligten Mißhandlung gesetzt zu haben, das scheint mir einer unserer schönsten Fortschritte zu sein. Dabei liegen ähnlich dem kindlichen Traume auch die kindlichen Neurosen und Psychoneurosen oft so einfach, ihre Entstehung ist so durchsichtig, daß der Therapie erfreulich kurze Wege zur Verfügung stehen.

Während bisher nur die Rede war von der Anwendung der an erwachsenen Neurotikern psychoanalytisch gewonnenen Erfahrungen an dem Kinde, die allerdings durch zahllose Beobachtungen an Kindern selbst gerechtfertigt worden waren, erhebt sich endlich die Frage, wie weit die psychoanalytische Behandlungsmethode im klassischen Sinne bei Kindern ihre Berechtigung und Möglichkeiten habe. Die Erfahrung lehrt, daß wir

ihrer zumeist entraten können, daß es meistens genügt, gestützt auf unsere psychoanalytischen Einsichten, unsere Ratschläge zu erteilen. Die Erziehung der Erzieher und der zweckmäßig gewählte Milieuwechsel spielen da die größte Rolle, ferner die Nacherziehung des Kindes mit „psychoanalytischem Einschlag". Es wird aber dann immer noch eine Anzahl von Kranken übrig bleiben, deren Erkrankung entweder so schwer oder so veraltet ist, daß eine *lege artis* durchgeführte Analyse nicht umgangen werden kann, wie etwa bei manchen Fällen von Enuresis, von Asthma bronchiale, von Zwangsneurose.

Diese gedrängte Darstellung erweist ohne Zweifel, in welch reichem Maße sich die großartige Leistung Freuds auch an der Kinderheilkunde ausgewirkt hat. Sie ist nicht mehr aus ihr wegzudenken, und unser Wirken vor dieser Befruchtung erscheint mir heute fast stümperhaft und geistlos. Und doch stehen wir erst am Anfange einer vielverheißenden Entwicklung.

Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse

Von

Melanie Klein

Berlin

Ich beabsichtige in den folgenden Ausführungen auf einige zwischen dem frühkindlichen Seelenleben und dem des Erwachsenen bestehende Unterschiede näher einzugehen. Sie machen eine der frühkindlichen Psyche angepaßte Technik nötig und es soll versucht werden, den Nachweis zu erbringen, daß eine von bestimmten hier näher zu besprechenden Gesichtspunkten ausgehende analytische Spieltechnik diese Aufgabe erfüllt.

Das Kind stellt, wie wir wissen, Beziehungen zur Außenwelt her, indem es Libido, die ursprünglich ausschließlich dem eigenen Ich gilt, den lustspendenden Objekten zuwendet. Sein Verhältnis zu diesen — und zwar sowohl zu den lebenden wie den leblosen — ist zunächst ein rein narzißtisches. Auf diesem Wege gewinnt aber auch das Kind seine Beziehungen zur Realität. Ich will dieses frühkindliche Verhältnis zur Realität mit einem Beispiel belegen.

Die dreieinvierteljährige Trude ging nach einer einzigen Analysenstunde mit ihrer Mutter auf Reisen. Ein halbes Jahr später wurde die Analyse fortgesetzt. Von allem inzwischen Erlebtem sprach sie erst nach längerer Zeit einmal anläßlich eines Traumes, den sie mir berichtete. Sie war mit ihrer Mutter wieder in Italien in dem ihr bekannten Restaurant. Die Kellnerin gab ihr keinen Himbeersaft, weil keiner mehr da war. Die Deutung ergab unter anderem den nicht verwundenen Schmerz des Kindes um die Entziehung der Mutterbrust und den Neid auf die kleine Schwester. Während mir Trude sonst allerlei anscheinend Nebensächliches berichtete, auch wiederholt Details der ersten, ein halbes Jahr zurückliegen-

den Analysenstunde erwähnte, hatte nur die Beziehung zur erlittenen Versagung den Anlaß gegeben, ihrer Reise zu gedenken, die sonst für sie kein Interesse besaß.

Das Kind lernt schon in sehr frühem Alter die Realität durch die Versagungen kennen, die sie ihm auferlegt. Es erwehrt sich der Realität, indem es sie ablehnt. Grundlegend aber und der Prüfstein für alle fernere Anpassungsfähigkeit an die Realität, ist die größere oder geringere Fähigkeit, die aus der Ödipus-Situation resultierenden Versagungen zu ertragen. Auch beim kleinen Kinde ist deshalb die zu starke Ablehnung der Realität (die häufig durch eine scheinbare Anpassung und „Folgsamkeit" verdeckt wird) ein Kennzeichen der Neurose — nur durch ihre Äußerungsformen unterscheidet sie sich von der Realitätsflucht des erwachsenen Neurotikers. Darum hat auch schon in der Frühanalyse eines der Endergebnisse die gelungene Anpassung an die Realität zu sein. Sie drückt sich beim Kinde unter anderem im Schwinden von Erziehungsschwierigkeiten aus — es ist eben fähig geworden, reale Versagungen zu ertragen.

Die Beobachtung zeigt häufig bei Kindern zu Beginn des zweiten Lebensjahres schon eine ausgesprochene Bevorzugung des andersgeschlechtlichen Elternteiles und sonstige Anzeichen der einsetzenden Ödipus-Strebungen. Wann die sich daraus ergebenden Konflikte beginnen, wann also eigentlich das Kind unter die Herrschaft des Ödipus-Komplexes gerät, ist weniger deutlich, denn wir schließen ja auf sein Vorhandensein erst aus gewissen Veränderungen, die wir beim Kinde bemerken.

Ich habe aus der Analyse eines zweidreivierteljährigen, eines dreieinvierteljährigen, sowie mehrerer ungefähr vierjähriger Kinder festgestellt, daß der Ödipus-Komplex bei ihnen schon im zweiten Lebensjahr intensiven Einfluß ausübte.[1] Als Beispiel führe ich die Entwicklung einer kleinen

1) Mit dieser Feststellung steht eine andere, auf die ich hier nur andeutungsweise eingehen kann, in innigstem Zusammenhang.

Es ergab sich mir in einer Reihe von Kinderanalysen, daß die Wahl des Vaters als Liebesobjekt seitens des Mädchens durch die Entwöhnung von der Mutterbrust eingeleitet wird. Durch diese Versagung, der sich die vom Kinde als neuerlicher schwerer Liebesentzug gewertete Reinlichkeitsgewöhnung anschließt, wird die Bindung an die Mutter gelockert und die gegengeschlechtliche Anziehung kann (unterstützt durch die Liebkosungen des Vaters, die nun als Verführung empfunden werden) in Wirksamkeit treten. Der Vater als Liebesobjekt soll auch zunächst der oralen Befriedigung dienen. Ich habe in meinem Kongreßreferat (Salzburg, April 1924) an Beispielen nachgewiesen, daß der Koitus vom Kinde zunächst als oraler Akt aufgefaßt und ersehnt wird.

Die Wirkung dieser Versagungen auf die Ödipus-Entwicklung des Knaben scheint mir eine hemmende und fördernde zugleich. Die hemmende Wirkung dieser

Analysandin an. Rita bevorzugte bis zu Beginn des zweiten Lebensjahres die Mutter, dann in auffallender Weise den Vater. So verlangte sie z. B. wiederholt im Alter von fünfzehn Monaten allein mit ihm im Zimmer zu bleiben und auf seinem Schoße sitzend, mit ihm in Büchern zu blättern. Mit achtzehn Monaten aber veränderte sich neuerlich die Einstellung des Kindes und sie zog wieder die Mutter vor. Zugleich setzte *Pavor nocturnus* und Angst vor Tieren ein. Es kam zu einer überstarken Fixierung an die Mutter und zu einer sehr ausgesprochenen Vateridentifizierung. Mit Beginn des dritten Jahres wurde die Kleine immer ambivalenter und in der Erziehung schwieriger, so daß sie mit zweidreiviertel Jahren in Analyse gegeben wurde. Zu dieser Zeit bestand in vollem Ausmaße eine Monate zurückreichende Spielhemmung, Unfähigkeit, Versagungen zu ertragen, übermäßige Wehleidigkeit, starke Stimmungsschwankungen usw. Zu dieser Entwicklung hatten folgende Erlebnisse beigetragen: Rita hatte bis zum Alter von nicht ganz zwei Jahren das Schlafzimmer der Eltern geteilt und die Wirkungen der Urszene wurden in der Analyse deutlich. Den Ausbruch der Neurose aber hatte die Geburt des Brüderchens herbeigeführt. Bald nachher traten größere Schwierigkeiten zutage und nahmen mehr und mehr zu. Daß ein enger Zusammenhang zwischen so intensiven frühen Wirkungen des Ödipus-Komplexes und der Neurose besteht, ist zweifellos. Ob es die neurotischen Kinder sind, bei denen der Ödipus-Komplex schon so bald mit solcher Intensität wirkt oder ob solche Kinder neurotisch werden, bei denen das so früh der Fall ist, kann ich nicht entscheiden. Sicher aber ist, daß Erlebnisse, wie die hier besprochenen, den Konflikt verstärken und deshalb die Neurose vergrößern, beziehungsweise auslösen.

Ich greife nun aus diesem Fall heraus, was sich mir in den Analysen von Kindern verschiedenen Alters, am direktesten in denen kleiner Kinder, als typisch erwiesen hat. In mehreren Fällen, in denen ich Angstanfälle so kleiner Kinder analysierte, ergaben sich diese als Wiederholung eines *Pavor nocturnus*, der in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres und zu Beginn

---

Traumen läßt sich auch aus dem Umstande erkennen, daß sie es sind, die der Knabe später auf jeder Flucht vor der Mutterbindung (so auch zur Verstärkung seiner invertierten Ödipus-Einstellung) heranzieht. Der Umstand, daß diese Traumen — die den Kastrationskomplex vorbereiten — von der Mutter ausgehen, hat sich mir auch als Ursache erwiesen, daß bei beiden Geschlechtern in den tiefsten Schichten gerade die Mutter als Kastratorin besonders gefürchtet ist.

Anderseits aber scheint der orale und anale Liebesentzug auf die Ödipus-Entwicklung des Knabens auch wieder fördernd zu wirken, indem er ihn nötigt, die Libidoposition zu wechseln und die Mutter als genitales Liebesobjekt zu begehren.

des dritten eingesetzt hatte. Er war schon eine Wirkung und neurotische Verarbeitung des Ödipus-Komplexes. Es gibt zahlreiche solcher Verarbeitungen, und wir können aus ihnen schon sichere Rückschlüsse auf die Wirkungen des Ödipus-Komplexes ziehen.[1] Zu solchen Verarbeitungen, bei denen der Zusammenhang mit der Ödipus-Situation ganz deutlich wurde, gehört auch häufiges Fallen und Sichbeschädigen, Wehleidigkeit, Unfähigkeit Versagungen zu ertragen, Spielhemmung, eine sehr ambivalente Einstellung zu Festen und Geschenken und Erziehungsschwierigkeiten verschiedener Art, Erscheinungen, die wir schon in einem überraschend frühen Alter oft einsetzen sehen. Als Ursache aber dieser so häufigen Erscheinungen erwies sich mir ein sehr starkes Schuldgefühl, auf dessen Entwicklung ich nun näher eingehen will.

Wie sehr schon beim *Pavor nocturnus* auch Schuldgefühle mitwirksam sind, will ich an einem Beispiel zeigen. Die viereinvierteljährige Trude spielte wiederholt in der Analysenstunde, daß es Nacht sei. Wir sollten beide schlafen. Dann kam sie aus der anderen, von ihr als ihr Zimmer bezeichneten Ecke leise auf mich zu und bedrohte mich verschiedentlich. Sie wollte mich in die Kehle stechen, in den Hof werfen, verbrennen, zur Polizei bringen. Sie versuchte meine Hände und Füße zu fesseln, hob die Decke der Chaiselongue auf und erklärte, sie mache „Po-Kacki-Kucki". Es ergab sich, daß sie im Popo der Mutter nach den für sie Kinder darstellenden Kackis suchen wollte. Ein andermal wollte sie mich auf den Bauch schlagen und behauptete, sie nehme die *A-As* (Stuhl) heraus und mache mich arm. Sie riß dann die (wiederholt als Kinder bezeichneten) Kissen herunter und versteckte sich mit diesen in die Sophanische, wo sie sich unter lebhaften Angstäußerungen zusammenkauerte, zudeckte, lutschte und naßmachte. Diese ganze Situation folgte immer wieder den Angriffen auf mich. Sie war aber derjenigen gleich, welche sie schon im Alter von noch nicht zwei Jahren im Bette eingenommen hatte, als sehr starker *Pavor nocturnus* bei ihr einsetzte. Auch damals lief sie in der Nacht immer wieder ins Schlafzimmer der Eltern, ohne aber angeben zu können, was sie wollte. Sie war, als die Schwester geboren wurde, zwei Jahre alt, und die Analyse konnte die damalige Situation und auch die Ursachen der Angst, wie des Nässens und Schmierens klarlegen und diese Symptome auch beheben. Sie hatte schon damals der schwangeren Mutter die Kinder rauben, die Mutter töten und

1) Auf ihren innigen Zusammenhang mit der Angst habe ich in meiner Arbeit „Zur Frühanalyse" (Imago 1923, Bd. IX) hingewiesen, in der ich die Beziehung zwischen Angst und Hemmung behandelt habe.

ihre Stelle beim Koitus mit dem Vater einnehmen wollen. Diese Haß- und Aggressionstendenzen waren die Ursache der im Alter von zwei Jahren besonders stark werdenden Fixierung an die Mutter, und die ihrer Angst- und Schuldgefühle. Zur Zeit, als bei Trude diese Erscheinungen in der Analyse so deutlich hervortraten, brachte sie sich vor fast jeder Analysenstunde eine Beschädigung bei. Es ergab sich, daß die Gegenstände, an denen sie sich beschädigte: Tisch, Schrank, Ofen usw. der primitiven kindlichen Identifizierung entsprechend für sie die Mutter, mitunter den Vater bedeuteten, die sie bestrafen. Im allgemeinen erwies sich mir die, besonders beim kleineren Kinde, so häufige Wehleidigkeit, das Fallen und Sichbeschädigen in innigen Zusammenhang stehend mit Kastrationskomplex und Schuldgefühlen.

Besondere Aufschlüsse über das frühe Schuldgefühl gewinnen wir aus dem Kinderspiel. Rita war schon in ihrem zweiten Lebensjahre der Umgebung durch die Reue nach jedem noch so kleinen Vergehen und die Überempfindlichkeit jedem Tadel gegenüber aufgefallen. So brach das Kind z. B. in Tränen aus, als der Vater dem Bären im Bilderbuch scherzhaft drohte. Dabei zeigte sich als bestimmend für ihre Identifizierung mit dem Bären noch die Angst vor dem Tadel des realen Vaters. Auch ihre Spielhemmung ging vom Schuldgefühl aus: Schon mit zweieinviertel Jahren erklärte sie wiederholt beim Puppenspiel, — das ihr auch wenig Freude machte — sie sei nicht die Mutter des Puppenkindes. Die Analyse erwies, daß sie nicht Mutter spielen durfte, weil das Puppenkind ihr unter anderem das Brüderchen bedeutete, das sie der Mutter schon während deren Schwangerschaft rauben wollte. Das Verbot des Kindeswunsches ging aber nicht mehr von der realen Mutter aus, sondern von einer introjizierten, die sie mir im Rollenspiel vielfach zur Darstellung brachte, und die strenger und grausamer in ihr wirkte, als es jemals von seiten der realen Mutter geschehen war. Ein zwangsneurotisches Symptom, das Rita auch vom Alter von zwei Jahren an entwickelte, war ein zeitraubendes Schlafzeremoniell. Sein Kern bestand darin, daß sie sich in die Bettdecke fest verpacken ließ, sonst würde „eine Maus oder ein Butzen, der durch das Fenster käme, ihren Butzen wegbeißen".[1] Andere Determinierungen erwies ihr Spiel. Auch die Puppe wurde immer in gleicher Weise verpackt und einmal ein Elefant neben das Puppenbett gestellt. Er sollte

1) Ritas Kastrationskomplex zeigte sich in einer Reihe von neurotischen Symptomen und in ihrer Charakterentwicklung. Auch ihre Spiele erwiesen deutlich ihre sehr starke Vateridentifizierung und ihre vom Kastrationskomplex stammende Angst, in der männlichen Rolle zu versagen.

das Puppenkind am Aufstehen verhindern, denn sonst würde es leise in das Schlafzimmer der Eltern gehen und diesen etwas tun oder wegnehmen. Der Elefant (eine Vater-Imago) sollte die hindernde Rolle übernehmen, die der introjizierte Vater schon in ihr spielte, seitdem sie im Alter zwischen eineinviertel und zwei Jahren die Stelle der Mutter beim Vater einnehmen, der schwangeren Mutter das Kind rauben und die Eltern beschädigen und kastrieren wollte. Die Wut- und Angstreaktionen, die im Verlauf solcher Spiele einer Bestrafung des Kindes folgten, bewiesen auch, daß Rita innerlich beide Rollen spielte; die der richtenden Autoritäten und die des bestraften Kindes.

Ein grundlegender allgemeiner Mechanismus des Rollenspieles dient dem Zwecke, die verschiedenen im Kinde wirksamen Identifizierungen, die etwas Einheitliches werden sollen, wieder zu zerlegen: Den Vater und die Mutter, die es in Verarbeitung des Ödipus-Komplexes in sich aufgenommen hat, und die es nun in ihm durch Strenge quälen, entfernt es durch diese Rollenverteilung wieder aus sich und empfindet dadurch eine Erleichterung, die zum Lustgefühl durch das Spiel wesentlich beiträgt. Wenn dieses Rollenspiel oft eindeutig aussieht und nur primäre Identifizierungen zur Darstellung zu bringen scheint, so zeigt es dabei nur seine Fassade. Seine Durchforschung hat in der Kinderanalyse eine sehr große Bedeutung; sie ist aber nur dann eine vollkommene und therapeutisch wirksame, wenn man alle zugrunde liegenden Identifizierungen und Determinierungen bloßgelegt und vor allem, wenn man den Weg zu dem dabei wirksamen Schuldgefühl gefunden hat.

Die hemmende Wirkung der Schuldgefühle war in den Fällen, die ich analysiert habe, schon in einem sehr frühen Alter deutlich. Was uns da entgegentritt, entspricht dem, was wir beim Erwachsenen als Über-Ich kennen. Daß wir den Höhepunkt des Ödipus-Komplexes um das vierte Lebensjahr annehmen und die Entwicklung des Über-Ich als sein Endergebnis kennen, scheint mir zu diesen Beobachtungen nicht in Widerspruch zu stehen. Die gewissen typischen Erscheinungen, die wir in deutlichster Ausbildung feststellen können, wenn der Ödipus-Komplex seinen Höhepunkt erreicht hat, und die seinem Abklingen vorangehen, sind nur der Endabschluß einer Entwicklung, die sich auf *Jahre* erstreckt. Die Frühanalyse zeigt, daß mit dem *Einsetzen* des Ödipus-Komplexes das Kind auch schon mit seiner *Verarbeitung* und so auch mit der *Ausbildung des Über-Ich* beginnt.

Die Wirkungen dieses kindlichen Über-Ich auf das Kind sind analoge wie beim Erwachsenen, belasten aber weit mehr das schwächere kindliche

Ich. Wir stärken dieses Ich, wie die Frühanalyse erweist, indem wir die übermäßigen Forderungen des Über-Ich durch die Analyse herabsetzen. Das frühkindliche Ich unterscheidet sich zweifellos von dem des reiferen Kindes oder des Erwachsenen. Aber dieses frühkindliche Ich zeigt sich den noch nicht so gewichtigen realen Forderungen, die an es herantreten, durchaus gewachsen, wenn wir es von der Neurose befreit haben.[1]

Entsprechend den Unterschieden der frühkindlichen Psyche von der reiferen, sind auch die Reaktionen des Kindes auf die Psychoanalyse anders als später. Vielfach überrascht die Leichtigkeit, mit der Deutungen zeitweise aufgenommen werden; das Kind zeigt sogar mitunter ausgesprochene Lust dabei. Für diesen von der Erwachsenenanalyse abweichenden Vorgang ist die Erklärung darin zu finden, daß beim Kinde in gewissen Schichten die Kommunikation zwischen *Bw* und *Ubw* noch eine viel leichtere, der Rückweg daher viel einfacher herzustellen ist. Deshalb kann die Deutung, die allerdings immer nur auf Grund eines genügenden Materials gegeben wird, welches aber das Kind oft überraschend schnell und mannigfaltig produziert, auch eine so schnelle Wirkung üben. Diese ist häufig eine überraschende, auch wenn das Kind die Deutung mitunter gar nicht zur Kenntnis zu nehmen scheint. Das Spiel, welches infolge des eingetretenen Widerstandes abgebrochen worden war, wird wieder aufgenommen; das Spiel verändert sich, breitet sich aus, bringt tiefere Schichten zur Darstellung, der analytische Kontakt hat sich wieder befestigt. Die Lust am Spiel, die nach einer Deutung sichtlich einsetzt, hat ihre Ursache auch darin, daß der zu einer Verdrängung nötige Kraftaufwand durch die Deutung in Wegfall kommen kann. Wir stoßen dann aber wieder zeitweise auf Widerstände, für die diese Leichtigkeit keineswegs gilt, sondern wo wir mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Das ist besonders dort der Fall, wo wir auf das Schuldgefühl treffen.

Das Kind bringt durch das Spiel Phantasien, Wünsche, Erlebnisse in symbolischer Weise zur Darstellung. Es bedient sich dabei der gleichen Sprache, der archaischen, phylogenetisch erworbenen Ausdrucksweise, die

1) Das Kind vermag nicht — wie das beim Erwachsenen nach Beendigung der Analyse oft der Fall ist — Veränderungen in seinen Lebensverhältnissen vorzunehmen. Aber wir haben ihm sehr weitgehend geholfen, wenn wir ihm die Möglichkeit geben, sich zufolge der Analyse in den bestehenden Verhältnissen wohler zu fühlen und besser zu entwickeln. Übrigens setzt häufig die Behebung der Neurose des Kindes auch die Schwierigkeiten des Milieus herab. Ich konnte z. B. wiederholt feststellen, daß die Mutter viel weniger neurotisch reagierte, sobald beim analysierten Kinde günstige Veränderungen eingetreten waren.

wir aus dem Traume kennen. Wir können sie nur voll verstehen, wenn wir uns ihr in der Weise nähern, die uns Freud für das Erkennen des Traumes gelehrt hat. Die Symbolik ist nur ein Teil davon; wir müssen, wenn wir das Spiel im Zusammenhang mit dem ganzen Gehaben des Kindes in der Analysenstunde richtig erfassen wollen, nicht nur die oft im Spiel so deutlich hervortretende Symbolik, sondern alle Darstellungsmittel und Mechanismen der Traumarbeit beachten und der Erforschung der ganzen Zusammenhänge eingedenk bleiben.[1] Bei Anwendung dieser Technik finden wir bald, daß uns das Kind nicht weniger Assoziationen zu den einzelnen Spielstücken bringt als der Erwachsene zu den Traumstücken. Die Details des Spieles zeigen dem aufmerksamen Beobachter den Weg; dazwischen erzählt das Kind noch allerlei, was voll als Assoziation zu werten ist.

Das Kind bedient sich nicht nur dieser archaischen Darstellungsform, sondern auch eines anderen primitiven Mechanismus. Es bringt nämlich die Handlungen, die ja ursprünglich an Stelle der Gedanken standen — anstatt der Worte, d. h. das Agieren spielt bei ihm eine überragende Rolle.

In der „Geschichte einer infantilen Neurose" sagt Freud:[2] „Die Analyse, die man am neurotischen Kinde selbst vollzieht, wird von vornherein vertrauenswürdiger erscheinen, aber sie kann nicht sehr inhaltsreich sein; man muß dem Kinde zu viel Worte und Gedanken leihen und wird vielleicht doch die tiefsten Schichten undurchdringlich für das Bewußtsein finden."

Wenn wir uns dem Kinde mit der Technik der Erwachsenenanalyse nähern, so werden wir sicherlich nicht zu den tiefsten Schichten vordringen

1) Wie vieldeutig z. B. die beim Puppenspiel benützte Puppe sein kann, wie sie mitunter Penisbedeutung, die Bedeutung des der Mutter geraubten Kindes, dann wieder des Kindes selbst usw. hat, und wie nur Eingehen auf die kleinsten Einzelheiten des Spieles und deren Deutung die Zusammenhänge klarlegen kann, damit aber erst die volle Wirksamkeit erzielt, kann ich in meinen Analysen immer wieder feststellen. Was uns das Kind in einer Analysenstunde zeigt, wobei es vom Spielen mit dem Spielzeug zur Darstellung durch die eigene Person übergeht, dann wieder zum Spielen mit Wasser, zum Ausschneiden von Papier, zum Zeichnen — wie es das tut, und warum der Wechsel einsetzt und welche Mittel es zur Darstellung wählt, dieses bunte, oft wirr und sinnlos scheinende Durcheinander zeigt sich als wohlgeordnet und verrät uns die ihm zugrunde liegenden Quellen und Gedanken, wenn wir es gleich dem Traume deuten. Sehr häufig stellt übrigens das Kind im Spiel das gleiche dar, wie in einem vorher berichteten Traum und bringt oft Assoziationen zu einem Traum durch das anschließende Spiel, das ja seine wichtigste Ausdrucksweise ist.

2) Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 440.

können. Gerade diese sind es aber, die für den Wert und für den Erfolg einer Analyse bedeutungsvoll sind. Wenn wir aber auf die beim Kinde im Vergleich zum Erwachsenen vorhandenen psychologischen Unterschiede Bedacht nehmen, die Tatsache, daß wir *Ubw* noch neben *Bw*, die primitivsten Strebungen neben kompliziertesten Entwicklungen, wie wir sie im Über-Ich kennen, wirksam finden; wenn wir also die Ausdrucksweise des Kindes richtig verstehen, so kommen alle diese Bedenken und Nachteile in Fortfall. Wir finden dann, daß die Forderungen, die wir an Tiefe und Umfang der Analyse stellen dürfen, nicht hinter denen der Erwachsenenanalyse zurückstehen. Im Gegenteil, wir können in ihr bis zu Erlebnissen und Fixierungen zurückgehen, die in der Erwachsenenanalyse häufig nur rekonstruierbar sind, die uns das Kind aber unmittelbar darstellt:[1] Die viereinvierteljährige Ruth z. B., die als Säugling längere Zeit hungerte, da die Mutter wenig Milch hatte, nennt beim Spiel am Waschbecken den Wasserhahn einen Milchhahn. Sie erklärt, daß die Milch in die Münder (Abflußlöcher) läuft, daß sie aber nur ganz wenig fließt. Dieses ungestillte orale Verlangen tritt in zahlreichen Spielen und Darstellungen hervor und zeigt sich in ihrer ganzen Einstellung. (Sie behauptete z. B. arm zu sein, nur einen Mantel zu besitzen, wenig zu essen zu bekommen, was der Realität keineswegs entsprach.)

Die sechsjährige zwangsneurotische Erna, für deren Neurose die Eindrücke der Reinlichkeitsgewöhnung[2] grundlegend waren, führt mir diese bis in die

1) Ich habe in Salzburg (VIII. Intern. PsA. Kongreß, Ostern 1924) ausgeführt, daß die jeder Spieltätigkeit zugrundeliegende als fortgesetzter Spielantrieb (Wiederholungszwang) wirkende Abfuhr der Masturbationsphantasien ein fundamentaler Mechanismus des Kinderspieles und aller weiteren Sublimierungen ist — die Spiel- und Lernhemmung auf der übermäßigen Verdrängung dieser Phantasien (und damit der Phantasie) beruht. Mit den Masturbationsphantasien sind die Sexualerlebnisse verknüpft und gelangen mit diesen im Spiel zur Darstellung und Abreaktion. Unter diesen Erlebnissen spielen die Darstellungen der Urszene eine überragende Rolle; sie stehen auch regelmäßig in den Frühanalysen im Vordergrunde. Erst nach einem größeren Stück Analyse, das die Urszene und die genitalen Entwicklungen teilweise klargelegt hat, gelangt man meist zu den Darstellungen der prägenitalen Erlebnisse und Phantasien.

2) Die Reinlichkeitsgewöhnung, die für Ernas Empfinden die schwerste Vergewaltigung war, wurde in der Realität ohne jede Strenge und mit solcher Leichtigkeit erreicht, daß das Kind im Alter von einem Jahre völlig sauber war. Als Motor wirkte dabei der ungewöhnlich frühe Ehrgeiz Ernas, der sie aber auch alle Erziehungsmaßnahmen von den frühesten angefangen als Gewalttat empfinden ließ. Dieser frühe Ehrgeiz wurde die Grundbedingung für die Empfindlichkeit gegen Tadel und die überschnelle und starke Entwicklung ihrer Schuld-

kleinsten Einzelheiten vor. Einmal setzt sie ein Püppchen auf einen Baustein, läßt es defäzieren und stellt rings herum Püppchen auf, die es bewundern. Nach dieser Darstellung bringt Erna wieder das gleiche Material im Rollenspiel: Ich habe ein sich beschmutzendes Wickelkind darzustellen, sie ist die Mutter. Das Wickelkind wird verwöhnt und bewundert. Dann folgt eine Wutreaktion bei Erna, und sie spielt eine strenge Lehrerin, die das Kind mißhandelt. Erna hat mir so eines ihrer ersten Traumen voragiert: Die schwere Kränkung ihres Narzißmus, da sie die übergroße Liebe, die ihr als Säugling dargebracht wurde, zu verlieren glaubte, als Erziehungsmaßregeln einsetzten.

Die Bedeutung des Agierens und Phantasierens im Dienste des Wiederholungszwanges kann überhaupt in der Kinderanalyse nicht hoch genug eingeschätzt werden. Das kleine Kind agiert natürlich in weit größerem Maße, aber auch das ältere greift, besonders, wenn die Analyse einen Teil der Verdrängungen aufgehoben hat, immer wieder zu diesem primitiven Mechanismus. Der damit für das Kind verbundene Lustgewinn, der aber immer nur Mittel zum Zwecke bleiben darf, ist für die Fortführung der Analyse unentbehrlich. Hierin zeigt sich eben das Überwiegen des Lustprinzips über das Realitätsprinzip. Wir können im frühen Alter nicht an den Realitätssinn des Patienten appellieren wie im späteren Alter.

Ebenso wie sich die Ausdrucksmittel des Kindes von denen des Erwachsenen unterscheiden, so trägt auch die analytische Situation in der Kinderanalyse ein durchaus abweichendes Gepräge. Sie ist aber doch in beiden Fällen wesensgleich. Die konsequente Deutung, die schrittweise Auflösung der Widerstände, das stete Zurückführen der Übertragung auf frühere Situationen, führt auch beim Kinde zur vollen Herstellung der richtigen analytischen Situation.

Ich habe von der in der Frühanalyse immer wieder festzustellenden schnellen Wirkung von Deutungen berichtet. Es ist auffallend, daß wir diese Wirkungen an zahlreichen Anzeichen feststellen können: An der Entwicklung des Spieles, der Befestigung der Übertragung, der Verminderung der Angst usw., daß trotzdem aber längere Zeit das Kind die Deutungen nicht bewußt verarbeitet. Ich konnte feststellen, daß diese Verarbeitung später doch einsetzt. Das Kind beginnt dann z. B. zwischen der g e s p i e l t e n und und der w i r k l i c h e n Mutter oder dem h ö l z e r n e n und dem l e b e n d e n

gefühle. Man sieht aber im allgemeinen diese Schuldgefühle schon sehr stark bei der Reinlichkeitsgewöhnung beteiligt und kann da die ersten Ansätze des „Über-Ich" erkennen.

Brüderchen zu unterscheiden und beharrt fest darauf, dies und jenes habe es nur dem hölzernen Brüderchen antun wollen — das wirkliche habe es doch lieb. Nur nach Überwindung sehr starker längerer Widerstände nimmt es dann zur Kenntnis, daß seine Aggression den wirklichen Objekten gilt. Damit ist aber auch gewöhnlich — auch bei den ganz Kleinen — ein sehr bedeutender Fortschritt in der Realitätsanpassung erfolgt. Ich habe den Eindruck, daß die Aufnahme der Deutung zuerst nur *ubw* erfolgt und die Beziehung zur Realität erst nach und nach eintritt. Analog vollzieht sich auch der Vorgang der Aufklärung. Die Analyse fördert längere Zeit nur Material für Sexualtheorien und Geburtsphantasien zutage und deutet dieses Material. So erfolgt die Aufklärung schrittweise mit dem Beheben der gegen sie wirkenden *ubw* Widerstände.

Zuerst bessert sich also durch die Psychoanalyse das Verhältnis zu den Eltern gefühlsmäßig, dann erst kommt die Erkenntnis nach. Sie ist schon ein Diktat des Über-Ich, dessen durch die Analyse gemilderte Forderungen das nunmehr weniger bedrängte und darum stärkere Ich ertragen und befolgen kann. Das Kind wird also nicht auf einmal vor die Situation gestellt, Erkenntnisse in bezug auf sein Verhältnis zu den Eltern zu revidieren oder überhaupt Erkenntnisse aufnehmen zu müssen, die es belasten. Ich habe als Wirkung dieser stufenweise verarbeiteten Erkenntnisse immer nur eine Erleichterung für das Kind feststellen können, ein wesentlich günstigeres Verhältnis zu den Eltern und damit auch eine erhöhte soziale Anpassungsfähigkeit.

Das Kind vermag dann auch sehr wohl die Verurteilung zum Teil an Stelle der Verdrängung zu setzen. Dies tritt auch darin hervor, daß die Kinder in einem späteren Stadium der Analyse zu einzelnen, in einem früheren Stadium noch so wirksamen anal-sadistischen oder kannibalistischen Begierden eine solche Distanz gewonnen haben, daß sie sie nun gelegentlich mit Humor beurteilen. Ich höre dann, auch von ganz kleinen Kindern, einen Scherz darüber, daß sie z. B. früher wirklich die Mutti ganz fressen oder zerschneiden wollten. Die mit diesen Veränderungen verbundene Verminderung der Schuldgefühle ermöglicht aber zugleich auch die Sublimierung der früher ganz verdrängten Wünsche. Diese äußert sich praktisch in dem Aufhören der Spielhemmung und in dem Einsetzen von zahlreichen Interessen und Betätigungen.

Ich fasse meine Ausführungen dahin zusammen: Die besonderen primitiven psychischen Eigentümlichkeiten des kindlichen Seelenlebens machen eine ihnen angepaßte andersartige Technik nötig, die in der Spielanalyse

gegeben ist. Mit dieser Technik können wir aber zu den tiefsten verdrängten Erlebnissen und Fixierungen gelangen und damit die Entwicklung des Kindes von Grund aus beeinflussen.

Es handelt sich dabei nur um einen Unterschied der Technik, nicht des Behandlungsprinzips. Denn die von Freud aufgestellten Kriterien des psychoanalytischen Verfahrens: Das Ausgehen von den Tatsachen der Übertragung und des Widerstandes, die Berücksichtigung der infantilen Triebe, der Verdrängung und ihrer Wirkungen, der Amnesie, des Wiederholungszwanges, ferner die in der „Geschichte einer infantilen Neurose" erhobene Forderung des Aufdeckens der Urszene, — alle diese Kriterien sind in der Spieltechnik im vollen Maße aufrecht erhalten. Das Spielverfahren führt unter Wahrung aller Prinzipien der Psychoanalyse zu den gleichen Wirkungen wie die klassische Technik. Nur in den technischen Maßregeln paßt es sich der kindlichen Seele an.

Die Bedeutung des Brustsaugens und Fingerlutschens für die psychische Entwicklung des Kindes[1]

Von

Wera Schmidt

Moskau

Seit Professor Freud die infantile Sexualität und ihre Komponenten entdeckt hat, haben Abraham und andere Psychoanalytiker die Äußerungen der Oralerotik behandelt. Doch fehlte es an systematischen Beobachtungen darüber bei Kindern. Es lag nicht in meiner Absicht, in diesem Artikel die Entwicklung der Oralerotik vollständig darzustellen. Dieser Frage wird eine besondere Arbeit gewidmet sein. Hier lag mir vor allem daran, tatsächliches Material zu dieser Frage zu bringen. Ich wollte nur, auf Grund eigener Beobachtungen über die Entwicklung eines Knaben, zeigen, wie die allmähliche Differenzierung der Gefühlserscheinungen des Hungers und der Libido erfolgt, die zwar in ein und demselben äußeren Akt — dem Saugen — verknüpft sind, sich aber gänzlich verschieden beim Kinde äußern und es zu völlig verschiedenen Handlungen treiben. Ferner, hoffe ich, wird meine Arbeit zeigen, welche große Bedeutung das Saugen für die Verstandesentwicklung des Kindes hat und welche Möglichkeiten ihm durch das Saugen für die Verbindung mit der Realität eröffnet werden.

Zuerst mögen die wichtigsten Mitteilungen über das Kind folgen: Die Geburt erfolgte rechtzeitig und normal, keine Asphyxie, Gewicht 3600 Gramm. Am dritten Tage wurde es von einem guten Kinderarzt untersucht und für ein völlig gesundes, sehr kräftiges Kind befunden. Vater und Mutter sind völlig gesund, in beiden Familien sind keine schweren vererbten Erkrankungen vorhanden. Die ersten sechs Monate erfolgte Brustnahrung

1) Dieser Aufsatz ist einem Vortrag entnommen, der am 27. November 1924 in der Russischen Psychoanalytischen Vereinigung gehalten wurde. Die Form des Vortrages ist beibehalten worden.

durch die Mutter. Später wurde allmählich mit Beinahrung begonnen. Völlig von der Brust entwöhnt war das Kind mit einem Jahr. Die Zähne kamen rechtzeitig, ohne irgendwelche Krankheitserscheinungen. Mit seiner Erziehung wurde bereits am ersten Tag begonnen. Sie bestand erstens in der Gewöhnung an ein bestimmtes Regime und zweitens in der Gewährung voller Bewegungsfreiheit. Die Hände waren frei. Die Füße leicht in Windel eingehüllt. Die Entwicklung verlief völlig normal, durch nichts eingeengt, aber auch nicht forciert. Das Kind hatte kein Kindermädchen; während der ersten eineinhalb Jahre seines Lebens oblag die ganze Wartung der Mutter. Später kam es in das Kinderheim des Psychoanalytischen Instituts, wo es bis zu viereinhalb Jahren lebte.

*

Aus dem Tagebuche

BRUSTSAUGEN	*FINGERLUTSCHEN*
2/III, 1920 (1. Tag)[1] „Ungefähr um sechs Uhr abends legte man Alik zum erstenmal an die Brust, obgleich ich noch keine Milch hatte. Er ergriff die Brustwarze sehr fest mit den Kiefern und begann zu saugen, Er unterbrach sich einigemal, aber man hielt ihn von neuem zum Saugen an. Das dauerte ungefähr eine Viertelstunde.“	
3/III (2. Tag) „Alik will essen. Öffnet immerzu den Mund, wie ein Junges, dreht den Kopf nach der Seite, als ob er danach sucht, was er greifen könnte. Im Schlaf macht er Saugbewegungen mit den Lippen und schmatzt sogar. Die Brust ergriff er heute mit außerordentlicher Stärke. Er warf sich auf mich und saugte sich mit den Kiefern so fest, wie mit einer Zange, an.“	*3/III (2. Tag)* „Zufällig geriet der Zeigefinger in den Mund und er begann zu lutschen.“
4/III (3. Tag) „Zum Essen legt Alik den Kopf zurück und wirft sich dann buchstäblich auf mich, trinkt aus der Brust und hält die Brustwarze wie mit Zangen fest. Nachdem er ein wenig gesaugt hat, schlummert er ein. Ich wecke ihn. Er legt sich wiederum zurück und stürzt sich wieder auf die Warze.“	*4/III (3. Tag)* „Heute früh, nach dem Essen, bewegte er sehr lange die Finger um den Mund herum. Wenn einer von ihnen in den Mund geriet, begann Alik ihn mit Lust[2] zu lutschen, aber oft drängten die benachbarten Finger durch ihre Bewegung ihn aus den Mund ... Alik äußerte seine Unlust hierüber in zornigem Schnaufen und Keuchen.“

1) Geboren um sieben Uhr morgens.

2) Die Bezeichnungen „Lust“ und „Unlust“ geben hier die persönlichen Eindrücke der Mutter wieder.

BRUSTSAUGEN

5/III (4. Tag)

„Zum Saugen wirft er sich nicht mehr auf die Warze, sondern führt die Lippen nach rechts und links, bis er sie packt.“

7/III (6. Tag)

„Alik saugt jetzt wieder anders; er packt sehr fest auf einmal die Brustwarze und läßt sie für keine Sekunde aus. Die ersten fünf Minuten saugt er sehr intensiv und rhythmisch wie eine Pumpe, dann schläft er ein. Ich wecke ihn, er beginnt zu saugen, wobei er zuweilen anhält und sich unterbricht, bis er wieder einschläft.“

FINGERLUTSCHEN

5/III (4. Tag)

„Immer öfter und öfter gerät eines der Fingerchen (und zuweilen auch alle zehn auf einmal) in den Mund und bleiben dort manchmal eine geraume Zeit.“

Wir sehen, daß Alik der Mutterbrust gegenüber höchst aggressiv ist. Sein Saugen ist eher ein Ergreifen mit den Kiefern, d. h. ein Beißen. Und erst in der weiteren Entwicklung werden wir sehen, wie er zum richtigen Saugen übergeht, wobei auch die damit verbundenen Lustgefühle allmählich zum Vorschein kommen. Parallel und anfänglich vollständig zufällig machte Alik sich mit den Gefühlen bekannt, die aus dem Lutschen der in den Mund geratenen Finger entstehen.

In der zweiten Woche sind keine neuen Beobachtungen über das Brustsaugen verzeichnet, das Kind hat bereits einige Erfahrung darin erlangt und gibt sich ruhig der Sättigung hin. Die Finger geraten infolge des Unvermögens, die Bewegung zu koordinieren, bald in den Mund, bald wieder von dort heraus und stören so die Ruhe des Kindes. Das ruft bei ihm eine Reaktion der Unlust hervor und wahrscheinlich ein unklares Streben, das angenehme Gefühl, das beim Lutschen der Finger entsteht, zu verlängern. (Wären diese Gefühle nicht vorhanden, so würde das Kind nicht zornig sein, wenn die Finger aus dem Mund herausfallen.) Soweit gehen die Notizen hierüber von der zweiten Woche.

9/III (8. Tag). „Die Hände Aliks bewegten sich längs des Mundes nach rechts und links. Wenn die Faust die geöffneten Lippen berührte, begann Alik mit Befriedigung daran zu lutschen, aber nach einigen Sekunden bewegte sich die Faust weiter und glitt aus dem Munde heraus. Darauf reagierte Alik mit einem zornigen Gequietsche und sein Gesicht nahm einen ganz bestimmten zornigen Ausdruck an. Solange die Hände sich neben dem Mund bewegten, war er fortwährend halb geöffnet. Wenn der Ärmel des Leibchens die Lippen berührte, machte Alik Bewegungen mit den Lippen, als ob er tasten wollte, die Augen waren während dieser Zeit nach der Decke gerichtet und unbeweglich. Kaum näherte sich die Faust den Lippen, so begann Alik sofort zu lutschen und blinzelte vor Lust mit den Augen.“

15/III (14. Tag). „Nach der Mahlzeit steckte er den Finger in den Mund und hielt ihn dort, ohne ihn herauszunehmen über fünf Minuten. Beim Lutschen des Fingers gibt er heute zum erstenmal undeutliche Töne ‚*Niam, niam*‘ oder ‚*gn, gn*‘ von sich.“

Aus diesen Notizen kann man den Schluß ziehen, daß das Kind während dieser Woche, wenn auch noch nicht vollständig, es gelernt hat, den Finger neben dem Mund zu halten. So drängt das Streben nach Verlängerung der angenehmen Gefühle das Kind zu neuen Errungenschaften, im gegebenen Falle — zum Anfang der Koordination der Bewegungen.

Im Laufe der dritten Woche befestigen sich nicht nur die Gewohnheiten, die Hand länger in der Nähe des Mundes zu halten, sondern es ist noch ein Schritt vorwärts gemacht worden; es ist das Streben aufgetreten, die Finger in den Mund zu stecken.

12/III (19. Tag). „Die Finger bewegen sich direkt zum Mund. Wenn es Alik nicht gelingt, so stößt er zornige Schreie aus und weint sogar ... Heute hat er sehr lange am Daumen der linken Hand gelutscht und ist sogar dabei eingeschlafen."

Außerdem hat das Kind in dieser Woche zum erstenmal zwei ganz verschiedene Prozesse vereinigt, das Saugen und die Defäkation.

„Jedesmal bei der Stuhlentlehrung lutscht Alik die Faust sehr hartnäckig, gierig und mit einem besonderen ‚Grunzen'."

Aber ist das nicht ein neuer Schritt in der Entwicklung des Kindes? Das Lutschen der Faust während des Defäkationsaktes, zeigt es uns denn nicht, daß in dem primitiven Denken des Kindes sich diese beiden Prozesse infolge der gleich intensiven Lust, die sie verursachen, vereinigt haben?

Mit diesem Vorrat von Gewohnheiten und primitiven Assoziationen, die mit dem Saugen verknüpft sind, tritt das Kind in die vierte Woche seines Lebens.

28/III (27. Tag). „Gestern und heute begann Alik die Brust wiederum anders zu saugen. Er packt nicht mehr mit den Kiefern wie früher, sondern mit den Lippen und der Zunge. Letztere spielt jetzt im Saugprozeß eine wichtige Rolle.[1] Nachdem Alik fünf bis acht Minuten gesaugt hat, beginnt er einfach die Brustwarze zu kauen. Man merkt, daß er bereits satt ist, Milch nicht mehr saugt, trotzdem diese noch reichlich vorhanden ist, sondern sich einfach ein Vergnügen bereitet. Er schläft nicht, liegt mit offenen Augen und macht leichte Saugbewegungen mit den Lippen."

Im folgenden bringt das Tagebuch eine Zusammenfassung über den Erwerb an Fähigkeiten des Kindes im ersten Monat.

„In der vierten Woche hat das Saugen an der Brust sich aus einem ausschließlichen Sättigungsakt in einen lustspendenden Vorgang verwandelt. Alik saugt rasch und gierig,

1) Unter den von mir beobachteten Kindern hat keines in den ersten Lebenstagen sich in demselben Maße aggressiv gezeigt (die kannibalischen Triebe offenbart), wie Alik. Im Gegenteil, ich konnte ein Mädchen in den ersten Tagen seines Lebens beobachten, die nicht saugte, sondern die Brust leckte und die Mutter mußte nicht wenig Anstrengungen machen, um es zum Saugen zu bringen. Hier entsteht ein neues und sehr interessantes Problem darüber, wie die Mädchen und die Knaben zu saugen beginnen und ob hier nicht Unterschiede vorhanden sind, die für jedes Geschlecht typisch sind. Aber das gehört nicht mehr zur Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes.

bis er satt ist, dann beginnt er ganz anders zu saugen, die Brustwarze mit den Lippen allein zu drücken oder zu kauen, und dabei läßt er genau dasselbe „Grunzen" vernehmen, wie beim Lutschen der Faust während der Defäkation. Wenn man die Brustwarze wegnimmt, bevor er satt ist, so beginnt er gierig mit den Lippen zu suchen. Wird sie aber weggenommen, während er kaut, so hebt er ein verzweifeltes, gekränktes Weinen an, aber er versucht nicht, sie zu suchen oder mit den Lippen zu packen."

So sehen wir in der vierten Woche, d. h. am Ende des ersten Monates, bereits eine Differenzierung zweier Momente, der Sättigung und des Lustgewinns.[1] Das Kind verhält sich, wie wir gesehen haben, verschieden, wenn es ißt, und wenn es einfach sich angenehmen Gefühlen hingibt. Es reagiert auch verschieden auf Entbehrungen.

Die Berichte der sechsten Woche zeigen deutlich, daß das Kind sich ganz verschieden verhält, wenn es die Finger aus Hunger oder zum Vergnügen lutscht.

11/IV (41. Tag). „Gestern und heute vor der Mahlzeit (während ich die Brust reinigte) saugt Alik die Finger mit ungewöhnlicher Gier. Dabei läßt er undefinierbare Töne so ähnlich wie ‚*nga, nga*' vernehmen, wendet sich fortwährend umher, dreht den Kopf, schreit von Zeit zu Zeit auf, läßt manchmal zornige Töne hören, dann saugt er wiederum. Die Finger rutschen immer aus dem Munde, bald lutscht er am Finger, bald an der Faust usw."

12/IV (42. Tag). „Morgens nach dem Essen lag Alik ruhig und lutschte eifrig am Zeigefinger der linken Hand, und ließ das charakteristische ‚Grunzen' vernehmen. Die Augen waren weit offen und fast unbeweglich. Überhaupt waren Unbeweglichkeit und Konzentriertheit die besonderen Züge seines heutigen Lutschens. Es genügt zu sagen, daß er fast eine Stunde ein und denselben Finger gelutscht hat."

Hier tritt der Unterschied in dem Benehmen des Kindes so kraß hervor, daß er für sich selbst spricht. Es folgt nun ein Bericht darüber, wie das Kind sich verhält, wenn es hungrig ist, ißt und sich gesättigt hat und — wenn es sich nur Lust verschafft.

1/V (Aus den Ergebnissen des 2. Monats). „Der Hunger kommt bei Alik in lautem Schreien und in einer ganzen Reihe zweckmäßiger Bewegungen zum Ausdruck, die darauf gerichtet sind — die ‚Beute' zu erfassen. Mit den Händen macht er ganz bestimmte, greifende Bewegungen, indem er die Fäustchen zusammendrückt und aufmacht. Den Kopf bewegt er seitwärts und sogar nach unten, wie um mit den Lippen etwas Unsichtbares zu erfassen, was auf dem Polster liegt. Wenn man ihn auf den Händen hält, hebt er den oberen Teil des Körpers und sucht mit den Lippen in der Luft. Dabei läßt er kurze, abgerissene Töne hören und manchmal weint er laut ... Der Ausdruck der Augen ist suchend, gierig ... Nehme ich ihn auf die Hand, um ihn zu stillen, so wird er ganz umgewandelt. Das Schreien hört auf, auf dem Gesicht erscheint ein ganz besonderer Ausdruck — eine Mischung von Gier und Erwartung. Er atmet angestrengt, greift aber nicht mehr mit dem Mund, sondern schaut nur auf die Brust. Die Brustwarze packt er nicht nur gierig, sondern mit einem noch viel stärkeren Gefühl, wofür mir kein Ausdruck einfällt!"

1) Vgl. Bernfeld, Psychologie des Säuglings, 1925, S. 63 ff.

„... Nun hat er sich gesättigt, er liegt ruhig, langsam den Blick von einem Gegenstand zum anderen lenkend, auf den Lippen — ein unbestimmtes, glückliches Lächeln, die Händchen bewegen sich faul, selten lassen sich leichte Töne wie Seufzer vernehmen. Das ist die Inkarnation der Zufriedenheit und der Ruhe."

Und nun einen Bericht darüber, wie Alik die Finger zu seinem Vergnügen lutscht.

1/V. „Beim Fingerlutschen hat Alik ein ungewöhnlich gespanntes Aussehen. Sein Blick ist nach innen gerichtet. Er sieht und hört nichts. Seine Stellung ist vollkommen unbeweglich. Die ganze Zeit gibt er die charakteristischen ‚grunzenden' Töne von sich."

Dieser ganze äußere Anblick des Kindes und seine ganze Führung zeigt uns deutlich, daß wir in ein und demselben Akt zwei völlig voneinander verschiedene Dinge haben: Sättigung und mit der Sättigung verbundene Befriedigung, und eine Befriedigung völlig anderer Ordnung, die mit der Außenwelt nicht verknüpft ist.

Beim Fingerlutschen ist das Kind in sich versunken und der Außenwelt vollkommen entrückt.

Aber da es nicht ständig am Finger lutschen kann, — bald wird es gewickelt, bald genährt, oder es schläft, und die Finger fallen ihm aus dem Munde heraus, — so muß es jedesmal von neuem die Wiederherstellung der angenehmen Empfindungen anstreben. Dies führt, worauf ich schon oben hingewiesen habe, zu den ersten Versuchen koordinierter Bewegung der Hand.

In der neunten Woche beherrscht das Kind dies alles schon in bedeutendem Maße, und versteht bereits die Finger zum Munde zu führen, wann es will.

In derselben neunten Woche trat noch ein Ereignis ein:

3/V (63. Tag). „Alik ergriff mit beiden Händen den Rand seines Kleides und steckte es in den Mund."

Ein neuer Schritt in der Entwicklung des Kindes. Von diesem Moment an beginnt es mit der Außenwelt in Berührung zu treten und sie zunächst durch seine bevorzugte erogene Zone kennen zu lernen.

Der Bericht der zehnten Woche sagt hierüber folgendes:

5/V (65. Tag). „Gestern und heute verfolgt Alik sehr aufmerksam die Bewegung der linken Hand. Er bewegt sie nach vorn und nach hinten, nach rechts und nach links, die Augen folgen ununterbrochen ihren Bewegungen. Der Gesichtsausdruck ist sehr ernst, die Lippen leicht geöffnet, die Brauen gerunzelt."

Das Kind macht seine Beobachtungen, indem es seine Aufmerksamkeit einem bestimmten Gegenstand zuwendet (der linken Hand). Der Bericht fährt fort:

„Einmal versuchte er die linke Hand mit der rechten zu ergreifen, aber er machte die Faust zu früh. Trotzdem begann er die linke Hand mit der rechten in den Mund

zu schieben. Der Mund öffnete sich, so, als ob er darauf gewartet hätte, aber er brachte die Hand nur ungefähr bis zum Kinn und begann dann von neuem mit beiden Händen von vorn auszuholen."

11. Woche: 16/V (76. Tag). „Die Beobachtung seiner Hände geht immer weiter voran. Er wendet bereits seine Blicke von der einen Hand auf die andere, so, als ob er sie miteinander vergliche. Dabei sind die Hände ständig zu Fäusten geballt. Gestern und heute lutschte er abwechselnd bald an der linken, bald an der rechten Faust.

12. Woche: 24/V (84. Tag). Bereits seit drei Tagen greift Alik mit der einen Hand die andere. Er schaut sehr eifrig auf seine sich bewegenden Hände, dann beginnt er sie langsam einander zu nähern. Eine ergreift die andere und führt sie zum Munde hinein."

An demselben Tage:

„Er greift jetzt bereits verschiedene Gegenstände (Windel, das Kleidchen, das Hemd oder das Tuch) und steckt es in den Mund ... Heute spielte er mit dem Finger des Vaters und steckte ihn ebenfalls in den Mund."

So beginnt das Kind also langsam und allmählich sich mit der Außenwelt bekannt zu machen. Die Lust verknüpft sich jetzt mit neuen Momenten — den Erkenntnisakten. Es schaut auf seine Hand und zieht sie in den Mund. Hiebei zieht es sie mit der anderen Hand, obgleich es bereits sehr gut die Hand zum Munde führen kann, wenn es lutschen will. Wir werden sehen, wie das Fingerlutschen ihm nach einer gewissen Zeit ermöglicht, zwei Empfindungen zu verknüpfen, die es gleichsam aus zwei verschiedenen Gegenständen her erhalten hat, — dem Anblick der Hand, welche es mittels der anderen Hand in den Mund steckt, und derselben Hand (aber unsichtbar), wenn es den Finger lutscht. Dasselbe Fingerlutschen verhilft ihm die Hand (vorläufig nur diese) von anderen Gegenständen, die nicht seinem Körper angehören, zu unterscheiden. Der Beginn dieses Erkennens — seines Körpers und der Welt — ist auch in dem eben angeführten Bericht enthalten.

Was geht nun in diesem Monat beim Brustsaugen vor sich? In den „Fortschritten des dritten Monats" findet sich darüber folgender Bericht:

1/VI. „Wenn Alik vor dem Essen in Windeln gelegt wird, so lächelt er fröhlich; wenn er eingewickelt ist, so schaut er auf mich, während ich das Stillen vorbereite. Dann, wenn ich ihn auf den Arm nehme, macht er immer eine und dieselbe Bewegung mit dem Munde: Er züngelt und schmatzt mit den Lippen, wobei er mit gierigen Augen auf die offene Brust schaut. Wenn ich irgendwie mich verzögere, beginnt er heftig zu weinen. Während des Saugens geht seine Hand teilweise zur Brust, teilweise auf mich, und zuweilen greift er das Kleid oder nach meinem Finger. Alik saugt gierig, aber nur so lange die Milch von selber fließt; hört sie auf, so beginnt er sich zu ärgern und verlangt, an die andere Brust gelegt zu werden. Wenn er getrunken hat, läßt er die Brustwarze los und das erste, was er tut ist, daß er mich anlächelt. Dann fängt er zu sprechen an, und setzt dieses auch noch im Bett fort ... Die Stellung während des Saugens ist charakteristisch. Sein Rumpf ist leicht gebogen und mir zugewandt. Der Kopf liegt weit zurück, die Hand ist ebenfalls nach hinten gelegt, die Augen halb geschlossen. Die Wangen sind gerötet. Seine Stellung und seine ganze kleine Figur ist von einer außergewöhnlichen Wollust erfüllt."

Aus diesem Bericht geht hervor, daß die Lust, die mit dem Brustsaugen verknüpft ist, noch immer am stärksten ist, aber nach meiner Ansicht beginnt hier bereits noch ein anderes Moment in den Vordergrund zu treten — die Lust aus der Nähe der Mutter. Darauf deutet das Verhalten seiner Hände während des Trinkens und auch sein Anschmiegen mit dem ganzen Körper. Endlich mag noch als Beweis das Lächeln dienen, mit dem er sich unmittelbar nach Beendigung der Mahlzeit an die Mutter wendet.

Auf diese Weise hat Alik im dritten Monat die Beziehung zur Außenwelt hergestellt: das Saugen an der Brust nähert ihn der Mutter, das Fingerlutschen lehrt ihn die Teile seines Körpers von fremden Gegenständen zu unterscheiden.

Im vierten Monat ändert sich das Benehmen des Kindes vollständig. Seine ganze Tätigkeit und sein ganzes Interesse konzentrieren sich auf die Bewegungen der Hände, der Füße und des Körpers. Er lernt Gegenstände, und sogar sich bewegende Gegenstände (seine Beinchen) ergreifen, sich nach allen Seiten drehen, und interessiert sich für alles, was um ihn herum vor sich geht.

Was geschieht aber nun mit dem Fingersaugen?

15. Woche: 14/VI (105. Tag). „Alik lutscht jetzt seine Finger nur vor dem Schlaf und im Schlaf. Das Lutschen beginnt für ihn ein Schlafmittel zu werden."

Wenn wir uns an die früheren Berichte erinnern, wo davon gesprochen wird, wie das Kind andauernd bemüht ist, den Lustgewinn aus dem Lutschen zu verlängern und stundenlang ununterbrochen die beiden Finger der linken Hand saugen kann, so sehen wir, daß der Entwicklungsprozeß des Kindes weit vorgeschritten ist. Das Fingerlutschen verlor seine frühere Stärke als Genuß, es würde jetzt das Kind nur noch in seinen Bewegungs- und Forschungsversuchen stören. Die Muskelerotik trat entschieden an die erste Stelle, und dem Fingerlutschen verblieb seine Bedeutung: das Kind von der Außenwelt zu trennen (die Versenkung des Kindes in sich selbst). Das Kind lutscht die Finger jetzt vor dem Einschlafen und während des Schlafens. Hierin können wir ein gutes Beispiel dafür sehen, daß das Kind, das sich normal ohne Hemmungen entwickelt hat, seine Triebe nicht auf das Fingerlutschen fixiert; es hat dafür sehr viele andere überaus interessante Möglichkeiten.

Gleichzeitig mit der Entwicklung der Muskeltätigkeit zeigt sich beim Kinde auch eine mit der oralen Zone verknüpfte aggressive Tendenz (Bemächtigungstrieb). In dieser Zeit beschäftigte sich Alik sehr wenig damit, an Gegenständen zu lutschen, sondern bemühte sich mehr, sie mit dem Mund zu ergreifen, sie durch den Mund sich zuzueignen.[1]

1) Wahrscheinlich haben wir hier ein Überbleibsel der sogenannten „kannibalischen Phase der Entwicklung" des Menschen.

Hierüber folgendes:

15. Woche: 9/VI (100. Tag). „Aliks Aufmerksamkeit war heute durch meinen Plaid angezogen. Er wandte sich auf seine Seite und langte mit den Händen, mit dem offenen Munde danach. Seine ganze Stellung zeigte eine aggressive Absicht, aber besonders charakteristisch war sein weit geöffneter Mund."

15. Woche: 14/VI (105. Tag). „Ich setzte mich an seine linke Seite und legte mir eine farbige Stickerei auf die Brust. Sowie Alik sie sah, begann er sich auf sie zu bewegen. In seine Augen kam ein gieriger Glanz, der Mund öffnete sich, die Lippen wurden vorgeschoben, der Atem kam stoßweise. Er wandte sich mit dem oberen Teil des Körpers zu mir und streckte die Arme aus. Eine Zeitlang versuchte Alik die Stickerei zu ergreifen, aber ohne Resultat. Darauf legte er sich auf den Rücken, sah die Stickerei gierig an, wobei er seine Faust lutschte."

Im vierten und fünften Monat sind fast gar keine Aufzeichnungen über das Lutschen. Dies erklärt sich vor allen Dingen daraus, daß Alik in dieser Zeit sehr stark von allen möglichen Bewegungen in Anspruch genommen war. Keine Minute war er ruhig. Als einen großen Erfolg dieser Periode können wir den Umstand betrachten, daß er in dieser Zeit allmählich lernte, an seinen Zehen zu saugen, d. h. eine neue Bewegung, die mit dem Lutschen verknüpft war und ein bestimmtes Ziel verfolgte, zu beherrschen begann.

In der zwanzigsten Woche wurde mit Alik ein kleines Experiment angestellt, um festzustellen, ob das Saugen allein oder auch die Anwesenheit der Mutter während des Essens notwendig und wichtig ist. Die Familie Aliks lebte damals auf dem Lande zusammen mit der Familie G. Alik kannte Frau G. sehr gut, sah sie ständig, liebte sie sehr und hielt sie durchaus für eine der seinigen. Die Mutter bat Frau G., sie bei einer Mahlzeit zu ersetzen.

17/VII (138. Tag). „Heute machten wir mit Frau G. folgenden Versuch: Als die Essenszeit herangekommen war, nahm sie Alik, setzte sich auf meinen gewöhnlichen Platz und legte ihn an die Brust. Auf dem Gesicht Aliks zeigte sich ein starkes Nichtverstehen. Er ergriff nicht die Brustwarze, wie gewöhnlich, sondern blieb mit offenem Munde und schaute ununterbrochen auf Frau G. Dann drehte er den Kopf und begann mit den Augen im Zimmer herumzusuchen, erblickte mich und begann mich anzulächeln. Wie sehr auch Frau G. versuchte, ihm die Brustwarze in den Mund zu legen, so nahm er sie doch nicht. Jedoch, sowie ich ihn an die Brust legte, lächelte er fröhlich und begann sofort zu saugen."

Der sechste Monat bringt wiederum viele Berichte und Beobachtungen über die weitere Entwicklung des Saugens. Es muß bemerkt werden, daß dieser Monat in vielen Beziehungen ein Wendepunkt im Leben Aliks war. Erstens konnte er vollständig seinen Körper nach allen Seiten drehn, am Ende dieses Monats (der 25. und 26. Woche), begann er selbständig zu sitzen und sich am Rande des Wägelchens festhaltend selbständig zn stehen. Ferner erhielt er zum Schluß des Monats zum erstenmal Mannagrütze

statt der reinen Brustnahrung. Und zur selben Zeit gibt er, wie wir aus den unten angeführten Aufzeichnungen sehen werden, fast vollständig den Lustgewinn beim Brustsaugen auf.

Beginnen wir mit den Berichten, die sich auf das Erkennen seiner Umwelt und seines Körpers durch das Saugen beziehen.

23. Woche: 7/VIII (159. Tag). „Alik liebte es sehr, mit dem Bauch nach unten zu liegen, die Ellbogen aufgestützt und ebenso die Knie. In dieser Stellung schaut er auf seine Hände, lutscht sie und schaut dann wieder auf sie."

24. Woche: 16/VIII (168. Tag). „Alik erhielt heute ein neues Spielzeug. Als ich es ihm gab, ergriff er es mit beiden Händen, schaute es an und steckte es plötzlich in den Mund. Er lutschte etwas daran, nahm es dann heraus, lutschte an seiner Hand unterhalb der Handwurzel, begann dann wiederum an dem Spielzeug zu lutschen, dann wiederum an der Hand, und dann begann er das Spielzeug anzuschauen und ließ es schließlich fallen."

26. Woche: 28/VIII (180. Tag). „Beim Lutschen scheint Alik ein Wissen um seine eigene Hand zu haben. Früher geschah es sehr häufig, daß er irgendeinen Gegenstand ergriff, aber zufällig nicht ihn, sondern seine Hand in den Mund bekam und daran lutschte, ohne die Täuschung zu merken. Heute aber ergriff er meinen Finger und steckte ihn in den Mund. Ich drehte meinen Finger vorsichtig so, daß seine Hand in den Mund kam und mein Finger unten blieb. (Ich hatte dies schon früher mehreremal mit Erfolg getan.) Aber jetzt wandte Alik, nachdem er mit dem Munde seine Hand ergriffen hatte, sofort den Kopf und schrie heftig, um dann von neuem meinen Finger hineinzustecken."

So sehen wir, daß das Kind durch das Lutschen am Finger und an Gegenständen die Glieder seines Körpers von fremden Gegenständen zu unterscheiden gelernt hat. Wenn dies auch noch jetzt nur durch den Mund geschieht, so gelingt es doch bereits leichter; weil das Sehen, das Tasten, der Schmerz ihm helfen das Begonnene zu vollenden. Der Mund und das Saugen mit dem Munde stehen jedoch vorläufig noch immer im Zentrum seiner Bemühungen, die ihn umgebenden Dinge zu erkennen. Nachdem Alik gelernt hatte, sich auf dem Bauch herumzudrehen, begann er die Gegenstände direkt durch den Mund, ohne Zuhilfenahme der Hände, zu untersuchen. Solche Aufzeichnungen gibt es sehr viele: er schnappt mit dem Munde und er greift mit dem Munde. Ich werde nicht alle anführen, sondern beschränke mich nur auf eine eng mit dem Lutschen verknüpfte Aufzeichnung.

26. Woche: 28/VIII (180. Tag). „Alik erhielt ein großes, rotes Holzei geschenkt. Er spielt mit ihm sehr gern, meistens legt er sich auf den Bauch, beginnt mit dem Mund am Ei zu lutschen, wobei er es vorwärts bewegt, da das Ei sich dreht."

Nun noch ein neues Moment, das vielleicht bei der Sublimierung der Oralerotik eine Rolle spielt: das Ansaugen an die Mutter, wahrscheinlich die erste Form des Kusses.

23. Woche: 7/VIII (159. Tag). „Ich nahm Alik auf den Arm, um mit ihm spazieren zu gehen. Während wir gingen, drehte Alik seinen Kopf zu mir und plötzlich warf

er sich auf mich und saugte an meiner Wange. Ich war so erstaunt, daß ich mich nicht gleich wegbog, so daß er mit dem Mund einen Teil meiner Wange festhalten konnte. Später wiederholte sich dies noch einmal, ebenso schnell und unerwartet, und das drittemal saugte er an meinem Arm in der Schultergegend."

Solche Berichte werden wir später noch mehrfach finden. Alik saugte sich nicht nur an mich, sondern auch am Vater an. Das Ansaugen geschah, wenn man mit ihm spielte, er in guter Stimmung war und keine Anzeichen von Hunger zeigte.

Wir gehen jetzt zum eigentlichen Brustsaugen über und wollen sehen, ob hier eine Veränderung in den letzten drei Monaten erfolgt ist. Beim letztenmal, am Ende des dritten Monats, sagten wir, wie stark noch der Lustgewinn vom Brustsaugen war. Sehen wir nun zu, was die Berichte der vierundzwanzigsten Woche sagen.

16/VIII (168. Tag). „Wenn der stärkste Hunger beim Stillen schon beseitigt ist, wird Alik von dem kleinsten Geräusch, aber auch ohne jeden äußeren Grund, vom Essen abgelenkt. Plötzlich stößt er mit beschäftigtem Blick die Brustwarze fort und schaut im ganzen Zimmer herum. Gleichsam als ob er sich überzeugt hätte, daß alles an seinem Platz ist, beginnt er wiederum geschäftig zu saugen."

Hier sehen wir bereits nicht mehr das völlige Insichselbstversunkensein. In seinem Empfinden und Leben herrscht nicht mehr jene „Wollustpose", von der wir oben gesprochen haben. Das Kind saugt mit „geschäftiger" Miene.

Das heißt, daß die Sexualbefriedigung, die mit diesem Akt verbunden ist, entweder gänzlich auf irgend etwas anderes übertragen wurde oder nur noch in sehr kleinen Dosen vorhanden ist.

In den „Ergebnissen des sechsten Monats" wird darüber schon ganz bestimmt ausgesagt.

1/IX. „Das Brustsaugen ist schwächer geworden und an die zweite Stelle gerückt. Zuerst saugt er gierig, solange er noch Hunger hat, später beginnt er zu spielen, dreht sich beinahe auf den Bauch, schlägt mit den Händen, lallt, hält aber die Warze im Munde. Dies weist darauf hin, daß die sexuellen Erscheinungen fehlen, die bisher sich in der Konzentriertheit, Unbeweglichkeit usw. geäußert haben. Was ersetzt ihm aber diese Lust?... Ich wollte schon lange sagen, daß ich anfange, für ihn ein Objekt zu werden, das an die Stelle des Saugens tritt, und daß im gegebenen Moment für ihn die vielleicht nur rein physische Empfindung meiner Nähe notwendig ist."

So wird also am Ende des sechsten Monats die überaus starke und kräftige Saugelust allmählich unbedeutender. Teilweise behält sie noch ihre Bedeutung beim Fingerlutschen, teilweise geht sie in einen Lustgewinn, sozusagen taktilen Charakters über, der mit der physischen Nähe der Mutter überhaupt und nicht der Mutterbrust allein verknüpft ist. Und daher verhält sich Alik auch, als er zum erstenmal Mannagrütze statt der Brust erhält, dieser Tatsache gegenüber völlig ruhig.

26. Woche: 31/VIII (183. Tag). „Heute erhielt Alik zum erstenmal Grütze. Er aß sie direkt aus dem Löffel und mit großem Appetit. (In den heißen Tagen des Sommers hatte ich ihm oft mit einem Löffelchen zu trinken gegeben, so daß er schon daran gewöhnt war.)“

Im siebenten und achten Monat lernt das Kind allmählich aus dem Löffel essen. Anfänglich war es über die Unterbrechung aufgeregt und verlangt, daß das Essen ununterbrochen in den Mund fließe, so daß man versuchte, es mit der Flasche zu ernähren, aber es lehnte dies ab und fand selbst einen Ausweg aus der Lage.

32. Woche: 5/X (218. Tag). „Während des Essens ergriff Alik wie immer den Löffel mit der rechten Hand und führte ihn zum Munde, aber die beiden Finger der linken Hand lutschte er in den Zwischenräumen, während ich die Milch nahm, und gab erst die Finger aus dem Mund, wenn ich ihm den Löffel näherte.“

So gelang es Alik, die neue Essensmethode mit dem früheren Lustgewinn zu kombinieren. Als er schon an die Unterbrechung im Essen gewöhnt war, lutschte er nur noch beim Milchnehmen an den Fingern, bei aller anderen Nahrung dagegen nicht, sondern aß normal. Offensichtlich wollte er den Lustgewinn beim Milchtrinken noch nicht aufgeben. (Damals erhielt er nur zwei Zusatzmahlzeiten und dreimal die Brust.)

Das Verlangen nach körperlicher Nähe der Mutter entwickelt sich ebenfalls im Zusammenhang mit den früheren Formen der Erzielung von Lustgewinn.

27. Woche: 6/IX (189. Tag). „Wenn ich Alik auf den Arm nehme, so legt er unverzüglich die Finger in den Mund und beginnt eifrig zu lutschen. Dasselbe geschieht, wenn er dicht bei mir ist.“

28. Woche: 7/IX (190. Tag). „Ich nahm Alik auf den Arm. Er lutschte sofort an den Fingern und war still. Ich übergab ihn dem Vater. Alik begann sofort zu lachen und mit dem Vater zu spielen. Dann nahm ich ihn wieder, sofort steckte er wieder die Finger in den Mund und hatte dabei eine nachdenkliche Miene.“

Aus den Ergebnissen des siebenten Monats:

„In der emotionellen Sphäre tritt jetzt an die erste Stelle die Verbundenheit mit mir. Sie äußert sich in einem unbeschränkten Bedürfnis nach meiner Nähe. Wenn der Knabe mich sieht, wird er ganz verändert. Er streckt die Arme nach mir aus, schmiegt sein Gesicht und seinen ganzen Körper an mich an, saugt an mir, betastet mich usw.“

Es ist jetzt klar, daß ein bedeutender Teil der Libido, welche mit dem Saugakt verknüpft war, auf ein neues Gleis überführt ist, und nur noch unbedeutende Überbleibsel in Form des Fingerlutschens vor dem Schlaf und beim Essen übriggeblieben sind. In den Ergebnissen des achten Monats ist sogar vermerkt, daß Alik das Brustsaugen unterbricht, um am Finger zu lutschen, und dann von neuem die Brust nimmt. Der achte Monat ist noch dadurch interessant, daß in ihm allmählich der Übergang von der Untersuchung der Gegenstände mit dem Mund zur Untersuchung durch Tasten, Beschauen

und durch das Gehör erfolgt ist und schließlich den Charakter einer ständigen Erscheinung angenommen hat. Im vorangegangenen Monat war es nur vereinzelt, daß Alik einen Gegenstand untersuchte, ohne ihn in den Mund zu nehmen.

1/IX. „Als Forschungsinstrument dient ihm jetzt öfters Auge und Hand, der Mund ist an die zweite Stelle getreten. Wenn er jetzt irgend etwas lutscht, so häufig als Spiel oder um den Geschmack zu erproben. (Brotkrümel, Zucker, Watte.) Gewöhnlich schaut er den neuen Gegenstand an, betastet ihn, beklopft ihn und steckt ihn dann zuweilen in den Mund, aber nicht auf lange."

So verliert der Mund allmählich seine ursprünglichen zahlreichen Funktionen und nähert sich im Laufe der Entwicklung des Kindes immer mehr und mehr der Aufgabe bei dem normalen erwachsenen Menschen.

Im neunten Monat begannen die ersten Onanieversuche. Alik untersuchte sich, tastete bald hier, bald dort an seinem Körper und betastete dabei einmal sein Glied. Zuerst wollte er es einfach nach oben ziehen, um es zu betrachten. Er erhielt wahrscheinlich eine bestimmte Empfindung und begann zu lachen. Später erneuerte er natürlich öfter das neuerschlossene Lustgefühl. Im folgenden wird darüber berichtet:

39. Woche: 27/XI (271. Tag). „Gestern und heute griff Alik viele Male an sein Geschlechtsorgan. Er liegt auf dem Rücken, während er mit der Hand umhertastet, bis er danach greift. Wenn er sitzt, so neigt er den Kopf und schaut darauf und später streckt er die Hand danach aus. Sein Verhalten ist hiebei ganz anders, als beim Fingerlutschen. Dort war er eifrig und vertieft, und hier nur auffällig heiter. Er lacht und spricht laut dabei."

Sehr viel Lust zog Alik in dieser Zeit aus dem Essensakt selber. Aus den Ergebnissen des elften Monats:

„Der Atem wird schneller, die Wangen röten sich, der Blick geht nach innen, die Pupillen sind erweitert."

Als Alik ein Jahr alt wurde, wurde er endgültig von der Brust entwöhnt. Äußerlich hat er darauf gar nicht reagiert. Der Bericht hierüber sagt folgendes:

2/III 1921. „Anläßlich seines Geburtstages wurde Alik heute von der Brust entwöhnt. Er bemerkte dies überhaupt nicht, sondern trank mit Vergnügen ein Glas Milch."

Im weiteren werden uns noch Rezidiven begegnen, von denen z. B. folgender Bericht Zeugnis ablegt.

63. Woche: 13/V, 1921 (1 Jahr 2 Monate). „In den letzten Tagen unterbricht sich Alik während des Essens, um an mir zu saugen. Er bevorzugt dabei eine ganz bestimmte Stelle — den Teil der Brust, der von dem Halsausschnitt freigelassen ist. Er saugt daran, um dann mit dem Essen fortzufahren, so als ob nichts geschehen wäre."

Als Alik ein Jahr fünf Monate alt wurde, kam er in das Kinderheim, wo ihm volle Freiheit in bezug auf das Fingerlutschen gelassen wurde. Er fuhr auch dort mit dem Lutschen fort, jedoch nur vor dem Schlafen,

zuweilen auch bei Verdruß und bei Verletzung. Hiebei lutschte er nicht die verletzte Stelle, sondern dieselben beiden Finger der linken Hand. Spielzeug und andere Gegenstände steckte Alik nicht mehr in den Mund, er aß normal, Süßigkeiten lutschte er nicht, sondern nagte daran. Sein Appetit war stets, auch wenn er krank war, ausgezeichnet. Er ißt alles und ohne Launen. Seine Lieblingsspeise war in diesem Alter neben Früchten und Süßigkeiten Milch, Mannagrütze und Buchweizengrütze, Kartoffeln und rote Grütze. Mit eineinhalb Jahren konnte Alik selbständig und genügend schnell mit dem Löffel essen. Er küßt leicht, saugt sich nicht mehr an, sondern drückt nur die Lippen auf.

Mit zwei Jahren neun Monaten erkrankte Alik an Scharlach und wurde in die Klinik gebracht. Der Arzt empfahl, ihm das Fingerlutschen abzugewöhnen, da das Lutschen Komplikationen im Munde hervorrufen könnte.

15/XII, 1922 (2 Jahre und 9 Monate). „Wie soll man Alik vom Fingerlutschen entwöhnen? Nichts kann ich dazu ausdenken. Ich würde ihn gerne bitten, es nicht zu tun oder es ihm nicht erlauben, aber das Weinen ist in der Klinik nicht erlaubt, und ohne Tränen geht es natürlich nicht. Ich weiß nicht, was zu tun. Vorläufig wasche ich ihm nur die Finger vor dem Schlaf mit heißem Wasser."

17/XII, 1922 (2 Jahre und 9 Monate). „Am Abend fragt Alik mich ganz unerwartet: ‚Und der Doktor erlaubt mir nicht am Finger zu lutschen? — ‚Ja.' — ‚Ich werde nicht mehr lutschen.' Und tatsächlich hörte er auf zu lutschen, dafür aber fängt er sehr stark zu onanieren an, wurde gereizt, warf sich herum, brummelte vor sich hin und lachte immerzu. Schließlich beschloß ich ihm die Finger zu waschen und ihm das Lutschen zu erlauben. Darauf schlief er sofort ein."

22/XII, 1922 (2 Jahre und 9 Monate). „Die Angelegenheit des Fingerlutschens ist unerwartet gut geworden. Einige Tage lang wusch ich sie ihm, bis er mich von neuem fragte: ‚Mama, der Doktor erlaubt nicht, zu lutschen?' Ich bestätigte. ‚Wird mein Mund dann krank werden?' — ‚Ja.' — ‚Nun, da werde ich nicht mehr lutschen.'"

Und seit dieser Zeit nimmt er nicht mehr die Finger in den Mund, weder am Tage noch in der Nacht.

Aus diesem Bericht geht hervor, daß wir Erwachsene erstens häufig das Bewußtsein des Kindes unterschätzen und eher bereit sind, zu den äußersten Gewaltmaßregeln zu schreiten, statt dem Kinde selbst zu gestatten, seiner Triebe Herr zu werden. Zweitens sehen wir, daß Alik nicht auf einmal seine Triebe beherrschen kann. Er entsagt dem Fingerlutschen, er ersetzt diesen Lustgewinn durch andere noch stärkere Lust. Aber seine Aufregung bei dem Onanieren (gewöhnlich onanierte er sehr ruhig) beweist, daß der Fall nicht so ganz einfach ist. Nachdem er wiederum die Möglichkeit hatte zu lutschen, kehrt Alik aus eigener Initiative zu dem schon gestellten Thema zurück, stellt neue analoge Fragen und läßt endlich entschieden vom Fingerlutschen ab. Während seiner Krankheit ersetzt er diesen Lustgewinn am meisten durch Onanie, aber ohne jede Aufregung. Umgekehrt, als Alik zufällig beim Fallen sein Genitale verletzt hatte und

einige Tage nicht onanieren konnte, kehrte er von neuem für diese Zeit zum Fingerlutschen zurück. Der folgende Bericht sagt hierüber näheres:

12/I, 1923 (2 Jahre und 10 Monate). „Alik schläft die ganze Nacht sehr gut, die Hände lagen die ganze Zeit auf der Brust oder in Kopfhöhe. Er schlief mit dem Finger im Munde ein und steckte, wenn er aufwachte, die Finger in den Mund."

Nach diesem kurzen Rückfall in frühere Lustgewinnungsformen hörte Alik vollständig auf am Finger zu lutschen. Auch das Onanieren hörte nach der Genesung auf. Meistens schlummerte er ein, während er sich Bauch und Brust streichelte. Zwei Monate später finden wir über das Fingerlutschen folgenden Bericht:

18/III, 1923 (3 Jahre). „Alik wirft sich lange hin und her, er bittet: ‚Gib mir die Hand', ich gebe sie ihm. Er beginnt die Hand und die Finger zu küssen und sagt dabei: ‚Ich küsse dir die Finger, diesen und noch diesen' usw. Dann plötzlich ‚Mama, ich möchte den Finger lutschen'. — ‚Nun lutsch.' — ‚Wasch mir die Finger, dann werde ich lutschen' (Erinnerung an die Klinik). Ich wusch ihm die Finger, wobei er die rechte Hand gab; nicht die linke, die er früher immer genommen hatte. Er fängt zu lutschen an, hört aber bald damit auf. ‚Warum lutschst du nicht?' — ‚Es gefällt mir nicht, es schmeckt mir nicht'."

Dieses „Es schmeckt nicht" beweist, daß Alik beim Fingerlutschen keinen Lustgewinn mehr hat und er deshalb nicht mehr darauf zurückkommt. Seine Libido bewegt sich auf einem neuen Geleise, andere Lust hat das Saugen, diese erste und wichtigste Lustform des Kindes, ersetzt. Und dies geschah ohne die geringste Anstrengung von seiten der Erwachsenen. Das Kind erhielt durch das Saugen und Lutschen alles für seine Entwicklung Notwendige, es erhielt ein Maximum von Lust und konnte deshalb dieses ruhig aufgeben, als es notwendig wurde. Eines der Stadien der psycho-sexuellen Entwicklung ist offensichtlich völlig normal und natürlich beendet.

*

Welche Schlüsse und Probleme ergeben sich auf Grund des eben Dargelegten?

1) Das Fingerlutschen ist keine „dumme Angewohnheit". Es ist biologisch normal und eine gesetzmäßige Erscheinung beim Kinde in einer bestimmten Entwicklungsphase.

2) Das Lutschen am Finger und an Gegenständen trägt zu der Verstandesentwicklung des Kindes in den ersten Monaten seines Lebens bei, es lernt so seine Umgebung und seinen Körper kennen.

3) Damit das Saugen stets in den Grenzen des Normalen bleibe, muß bereits von den ersten Tagen an eine richtige pädagogische Umgebung geschaffen werden, damit sich das Kind in jeder Beziehung normal und richtig entwickeln kann.

Das pädagogische Verhalten zur Oralerotik besteht in folgenden drei Momenten:

a) Gewährung von freier Lustbetätigung.

b) Erleichterung der Sublimierungsmöglichkeit durch Herstellung einer pädagogisch richtigen Umgebung.

c) Pädagogische Hilfe, wenn der noch nicht sublimierte Teil der Libido in der betreffenden Entwicklungsstufe zu verweilen droht.

Zur Metapsychologie des »déjà vu«[1]

Von

Otto Pötzl

Professor an der Deutschen Universität Prag

Wer die Empfindung des *déjà vu* häufig an sich selbst erlebt hat, wird aus eigener Erfahrung zwei Eigentümlichkeiten dieses Erlebnisses kennen, die sehr häufig sind, wenn sie auch nicht immer gleich stark ausgeprägt erscheinen. Übrigens sind diese beiden Eigentümlichkeiten schon längst und vielfach beschrieben worden: Die erste ist ein eigenartiges, schwer zu beschreibendes Gefühl einer Entrücktheit, einer Trance, die sehr eng verwandt ist mit den inneren Erlebnissen von sogenannter Depersonalisation; die zweite Besonderheit bezieht sich auf die Situation, von der man das unmittelbare Gefühl hat, sie in der Vergangenheit schon ganz getreu erlebt zu haben; stellt sich die Sensation z. B. in einem Augenblick ein, in dem eine andere Person gerade in einer Rede begriffen ist, so lautet die Impression des *déjà entendu*, in Worte gefaßt, etwa so: Alles das, was er jetzt sprechen wird, zu sprechen im Begriffe ist, hat er damals auch schon getreu Wort für Wort gesprochen. Es ist also in solchen Fällen eigentlich etwas der nächsten Zukunft Angehörendes, eben im Entstehen Begriffenes, das von der Empfindung erfaßt und als erlebt in die Vergangenheit zurückgerissen wird.

Gerade diese beiden Eigentümlichkeiten sind geeignet, dem Erlebnis des *déjà vu* jenen traumhaften Charakter zu geben, den es vielfach hat und der von dem Erlebenden selbst bald mehr lustbetont, bald mehr unlustvoll, immer aber als eine Art von Schauer empfunden wird. Wenn von einigen Autoren im Anschluß an die Erklärung Grasset's das *déjà vu* als Erinnerung an vergessenes Geträumtes betrachtet wird, so wird

---

1) Aus der Prager Deutschen Psychiatrischen Klinik Prof. O. Pötzl, Prag.

diese Erklärung gern aufgenommen werden von dem, der das *déjà vu* in der hier angedeuteten Weise zu erleben gewohnt ist. Eine Selbstbeobachtung scheint übrigens dem Verfasser zu zeigen, daß diese Auffassung für einzelne Beispiele zutrifft; doch soll sie nicht hier gesetzt werden, da die Führung eines objektiven Beweises für dieses Beispiel nicht restlos gelingen könnte.

Jedenfalls wissen wir durch eine grundlegende Analyse Freuds, daß das Phänomen in vielen wichtigen Beziehungen einer Deckerinnerung analog ist und daß dort, wo es gelingt, ein früheres, der Situation des *déjà vu* ähnliches Erlebnis nachzuweisen, dieses Erlebnis unter einer sehr starken Verdrängung steht. Im ersten analytischen Beispiel Freuds war es eine bewußtseinsunfähige Phantasie, ein Todeswunsch für den Bruder, deren Wirkung es mit sich brachte, daß die Analogie der gegenwärtigen und der vergangenen Situation nicht bewußt werden konnte und daß sich „die Identität von dem Gemeinsamen der Situationen auf die Lokalität verschob".

An dem zitierten Beispiel Freuds ist auch auffallend, daß die zweite erlebte Situation — also diejenige, die das *déjà vu* ausgelöst hat — denselben Inhalt in einer volleren, realeren, man könnte sagen, entwickelteren Form enthält, der bei der ersten, durch das *déjà vu* verhüllten Situation jene bewußtseinsunfähige Phantasie gebildet hat; denn in der zweiten Situation ist in einer Familie, die das damals zwölfjährige Kind besucht hat, ein Bruder wirklich dem Tode verfallen; einige Monate vorher war der eigene Bruder des Kindes in der Gefahr gewesen, zu sterben; allein sein Schicksal hatte sich nicht erfüllt. So ist die erste Situation nicht nur die Trägerin des Bewußtseinsunfähigen; sie verhält sich auch in einem gewissen Sinn zur zweiten Situation wie eine Verheißung zu einer Erfüllung.

Viel deutlicher noch ist dieses Verhältnis zwischen erster und zweiter Situation an den Beispielen von *Fausse reconnaissance*, die Freud unter dem Namen *déjà raconté* beschrieben hat; während einer Psychoanalyse hatte der Analysierte bereits die Absicht, eine Mitteilung zu machen; diese Mitteilung unterblieb; sie wird später der Gegenstand für ein Irrtümliches: „Das habe ich Ihnen aber schon erzählt". Das Beispiel Freuds enthält die vorbereitende Äußerung, die der Analysierte wirklich ein oder mehrere Male getan hatte; er ist durch den Widerstand abgehalten worden, seine Absicht auszuführen; so wird beim *déjà raconté* nach Freud die Erinnerung an die Intention mit der Erinnerung an die Ausführung derselben verwechselt.

Verfasser selbst hat, wie jeder, der sich mit Psychoanalyse beschäftigt, die Erscheinung des *déjà raconté* bei seinen Analysierten häufig beobachten können; daß die Erscheinung ihrem Typus nach wirklich dem *déjà vu, déjà entendu, déjà éprouvé, déjà senti* anzugliedern ist (im Sinne von Freud), wird wohl kaum von jemand bezweifelt werden. Wenn in den Beispielen, die Verfasser selbst vermerkt hat, ein Unterschied in der Erscheinungsweise bestanden hat zwischen dem spontan auftretenden *déjà vu* und dem *déjà raconté* im Verlauf einer Analyse, so lag er darin, daß bei diesem: „Das habe ich Ihnen aber schon erzählt“, jenes Gefühl der Trance, von dem eingangs die Rede war, nicht eingetreten zu sein schien; die zweite erwähnte Eigentümlichkeit, das Erlebthaben dessen, das eben erst in der Umwelt sich gestalten will, fällt ohnehin für die große Mehrzahl der Beispiele eines *déjà raconté* weg. Verfasser glaubt übrigens nicht, daß dieser Unterschied ein allgemein gültiger oder durchgreifender sei; doch scheint ihm, daß jene Trance um so stärker sich entwickle, je mehr die zweite Sensation, das Erlebthaben des noch nicht Erlebten, in den Vordergrund tritt. Daraus würde sich vielleicht die Möglichkeit ergeben, daß diese beiden Momente irgend etwas Zusammengehöriges enthalten, wenn dies auch nicht bewiesen werden kann.

Natürlich gibt es aber auch viele Beispiele von spontanem *déjà vu*, bei denen jenes „Entstehen“, jener *Status nascendi* des anscheinend schon Erlebten, nicht enthalten zu sein scheint. Ein Beispiel dieser Art, das der eigenen inneren Erfahrung des Verfassers entstammt, soll hier erwähnt werden, da Verfasser es häufig in seinen Vorlesungen verwertet hat und dabei regelmäßig die Reaktion des vollen Verständnisses und des Miterlebthabens an einer Anzahl von Zuhörenden zu bemerken in der Lage war. Verfasser hat im Alter von nicht ganz fünfzehn Jahren zum erstenmal Venedig gesehen und den zu erwartenden mächtigen Eindruck davon gehabt; es ist selbstverständlich, daß er vorher als Kind eine sehr große Anzahl von Bildern aller Art aus Venedig gesehen hatte und daß sie ihm gezeigt und erläutert worden sind; wenn er nun stundenlang bei den ersten Gondelfahrten die unmittelbare Gewißheit empfand, alles, was ihn hier umgab, schon einmal genau so gesehen zu haben, so verband sich bei ihm dieses Gefühl mit der ebenso lebhaft sich aufdrängenden Gewißheit, daß alles dies ganz anders, grundverschieden von dem aussehe, was er bisher an Bildern von Venedig zu Gesicht bekommen hatte; dieses innere Erleben, das Gefühl des gänzlich Neuen und doch schon einmal ganz genau so Gesehenen, war in eine stark traumhafte, einer Depersonalisation vollkommen gleichende Stimmung getaucht.

Dieses Beispiel wiederholt nur Altbekanntes, das sich oft und vielfach in der Literatur über die *Fausse reconnaissance* findet. Aber eine Besonderheit an ihm darf vielleicht doch beachtet werden. Sie liegt in dem sich aufdrängenden Gefühl, daß die früher gesehenen Bilder dem Eindruck der Wirklichkeit nicht entsprochen haben. Freud hat uns ja gelehrt und wir sind es in der Analyse gewohnt aufzuhorchen, wenn jemand sagt: „Das gehört nicht dazu"; es ist das ein untrügliches Zeichen in der Analyse, daß das, was angeblich nicht dazu gehört, den wesentlichen Einfall enthält (Freud).

So könnte es also auch mit den Bildern sein, die hier während des *déjà vu* einfallen und die übrigens, wie sich Verfasser auch heute noch deutlich zu erinnern meint, damals nicht sinnlich lebhaft vorschwebten, sondern nur wie ein Gedanke einfielen, keineswegs wie ein Bild. Sie könnten also irgend etwas enthalten, das trotz der gegenteiligen Aussage — oder vielmehr wegen ihr — mit bewußtseinsunfähigen ersten Situationen zusammenhängt, die diesem *déjà vu* zugrunde liegen mochten. Selbstverständlich muß dies eine bloße Vermutung bleiben.

Als Verfasser sich zwanzig Jahre später mit der experimentellen Untersuchung der Tagesreste von Träumen zu befassen begann, fiel ihm auf, daß nicht selten Anteile der visuellen Traumbilder eindeutig zurückgeführt werden konnten auf Gemälde, Ansichtskarten usw. Insbesondere war dies häufig mit Farben und Farbenstimmungen der Fall, die in den Traumbildern vorkamen. Auch dies ist im wesentlichen schon durch Freud gezeigt worden: in den Analysen Freuds finden sich auch Beispiele, die zeigen, daß jene Bildelemente im Erleben des Traumes oft nicht mehr den Größendimensionen entsprechen, die sie auf dem Bild und auf der Ansichtskarte hatten, sondern daß sie oftmals vergrößert erschienen sind bis zur Dimension der Wirklichkeit. Die Traumarbeit leistet also in solchen Beispielen etwas Ähnliches, wie es Andersen in seinem bekannten Traummärchen vom Ole Augenschließer dargestellt hat, da der kleine Hjalmar sich in das Bild gehoben fühlt, das über seinem Bette hängt und das eine Landschaft darstellt; er steigt in einen Nachen und das Schiff gleitet einen wirklichen Fluß entlang; wirkliche Bäume rauschen am Ufer und wirkliche Vögel singen dazu. Man kann diesen Teil des Andersenschen Märchens mit der sekundären Bearbeitung eines Traumes vergleichen, der visuelle, aus Gemälden geholte Elemente enthält, die aber von der Traumarbeit vergrößert worden sind, ähnlich wie ein Photograph das kleine Bild im Visitkartenformat zu einem lebensgroßen Porträt zu vergrößern versteht.

Die weiteren, durch lange Zeit fortgesetzten Untersuchungen, die Verfasser über die Herkunft der visuellen Elemente im Traum anstellte, zeigten denn auch an Beispielen, daß alle möglichen Zwischenstufen vorkamen auf dem Wege dieser, wenn man so sagen darf, angestrebten Verwandlung eines gesehenen Bildes in Wirklichkeit. So hat Verfasser beispielsweise bei einer männlichen Versuchsperson im tachistoskopisch provozierten Traum das lebensgroße, aber doch flächenhaft und schwarzweiß wie eine Zeichnung imponierende, nur bis zur Hüfte entwickelte Bild einer altägyptischen Prinzessin vermerken können, das sich später aus einer Jugendschrift, einem Lieblingsbuch aus der Kindheit der Versuchsperson, im Original demonstrieren ließ; dieses Original verhielt sich zu dem Traumbild tatsächlich so, wie eine Photographie im kleinsten Format zu ihrer Vergrößerung. Auch dieses Beispiel ist nur ein Sonderfall jenes zuerst von Freud an einem eigenen Traum festgestellten Mechanismus, der eine volle Formentreue der auftauchenden Kindheitssituationen im Traume zur Folge hat; es enthält aber außerdem die Tendenz, ein Bild in Wirklichkeit zu verwandeln; in diesem Fall war es eine Imago des infantilen Liebestriebes, die in diesem Traum eines neununddreißigjährigen Mannes zu einer den Kinderwunsch erfüllenden, aber nicht vollkommenen Belebung gelangt, eine verspätete Galathea des Bildhauers Pygmalion.

Verfasser wäre geneigt, in solchen bildverwirklichenden Leistungen der Traumarbeit etwas zu sehen, das sich auf Zwischenstufen eines Weges vollzieht, der im Unbewußten von der Impression vorbewußt gesehener Bilderanteile aus weiterwirkt und das Bild an die Wirklichkeit anzunähern trachtet, ähnlich wie sich nach Freud die Symptome der Neurose in ihrer weiteren zeitlichen Entwicklung einem Ziel zu nähern streben. Dann wäre aber vielleicht das früher erwähnte *déjà vu* beim ersten Anblick von Venedig eine Art von Bewußtwerden dieser sonst unbewußt bleibenden Wegstrecke zwischen Bild und Wirklichkeit; die noch ungeschaute Wirklichkeit wäre in den Bildern von Venedig enthalten gewesen, wie eine voller ausgereifte Situation in ihrem ersten Keim beim Freudschen *déjà raconté* enthalten ist. Ein gesehenes Bild dieser Art hätte gewirkt, wie wenn eine Intention unterbrochen gewesen wäre, die dahin zielte, das Bild so zu erblicken, als ob es nicht ein Bild wäre, sondern die wirkliche Stadt; die unterbrochene Einstellung erfüllt sich und die Identität verschiebt sich von dem Gemeinsamen auf das Neuerlebte, das ein virtueller Zielpunkt jener einst unterbrochenen Intention ist; so projiziert sie sich dabei in die Vergangenheit, auf einen fernen verflossenen Augenblick, dessen Erlebnis sich jetzt erst vollendet.

Daß der Augenblick einer unterbrochenen Intention sehr häufig den Vorkeim eines Traumes in sich enthält und die Auswahl der Tagesreste mitbestimmt, hat Verfasser in den zitierten Versuchen zeigen können; auch von dieser Seite her erscheint es als plausibel, daß Traum und *déjà vu* sehr häufig der gleichen Quelle entstammen; vielleicht ist aber dann das *déjà vu* nicht so sehr die Erinnerung an vergessenes Geträumtes, als es zusammen mit einer Anzahl vergessener Traumbilder in denselben Komplex gehört, in eine Gruppe von psychischen Erscheinungen, die von einem gemeinsamen Ausgangspunkt her entstanden sind.

Verfasser war darauf vorbereitet, bei den zitierten Versuchen auch Beispiele von *déjà vu* zu finden und sie mit Trauminhalten in Verbindung bringen zu können; er ist aber in dieser Beziehung von seinen damaligen Versuchen enttäuscht worden. Eine einzige Versuchsperson, ein verwundeter Offizier mit traumatischer Hysterie, zeigte bei der Exposition selbst eine Sensation, die einem *déjà vu* mindestens nahekam; sie hat sich aber nicht als traumbildend erwiesen. Der Versuch, der bisher unveröffentlicht geblieben ist, kann hier nicht vollständig mitgeteilt werden; nur einige Bruchstücke daraus sollen wiedergegeben werden, soweit sie den hier verfolgten Zusammenhang betreffen.

Exponiert (in einer Hundertstel-Sekunde) wurde ein farbiges Diapositiv, einen Hofraum in einer orientalischen Stadt darstellend; im Hintergrund war eine hohe Mauer; über sie hinaus ragte die Kuppel einer Moschee; ein schimmerndes Morgenlicht erfüllt das Bild. Die Versuchsperson zeigt im Gesicht eine gewisse Ergriffenheit und sagt: „Das Ganze ist selbst wie ein Traum." Später vergleicht Versuchsperson noch mehrmals den Eindruck mit einer Erinnerung: „Ich habe eher die Erinnerung, als ich sagen kann, was es wirklich ist." Nach einigen Zwischenäußerungen: „Es fängt schon an, zu arbeiten; wo kann ich das gesehen haben? Wo habe ich das früher gesehen?" Noch später: „Die ganze Sache ist wie ein Traum, an den ich mich nicht gut erinnern kann und in der Früh zerbrech' ich mir den Kopf, was hab' ich eigentlich geträumt? Ich bin mir natürlich klar darüber, daß es ein Bild war; aber es löst diesen Eindruck in mir aus."

Dann aber entwickelt Versuchsperson in einer Reihe von Einfällen und in einer Zeichnung so ziemlich das ganze Bild; nur im Vordergrund nahe der unteren Bildfläche blieb der Eindruck verschwommen. Es fällt ihr nur ein, daß sich dort etwas bewegt hat, in der Richtung von links nach rechts; was das aber war, was sich bewegt habe, sei „ganz ungewiß".

Am andern Morgen kommt die Versuchsperson sichtlich enttäuscht und berichtet gleich, daß die Nacht fast traumlos verlaufen ist. Sie habe „merkwürdig traumlos und ruhig geschlafen“. Im Einschlafen habe sie einen ganz kurzen Traum gehabt, dessen Erzählung nur einen Tagesrest aus dem Milieu ihrer gewohnten Beschäftigung bringt. Dann hatte sie noch im Erwachen einen ganz kurzen Traum.

Sie sei „in der Vorstellung erwacht, eine Herde zu sehen; das Läuten der Herdenglocken zu hören; ein rasselndes Glockengeläute“. Sie sei erwacht und der Wecker, der sie täglich weckt, habe weiter gerasselt.

Der Traum von der Herde, dessen Einzelheiten noch weiter entwickelt werden, ergänzt das exponierte Bild in der gewöhnlichen geometrisch getreuen Weise zur vollen Ganzheit. Trotz der Einstellung eines Erwartens, die Versuchsperson für die folgende Nacht vom Versuch her mitgebracht hatte, konnte vom Bild im Traum nicht mehr erscheinen als dieses Stückchen, da alles andere schon im Wachbewußtsein entwickelt gewesen war; *déjà vu* und Traumproduktion scheinen deshalb der Versuchsperson selbst in einem gewissen Gegensatz zueinander zu stehen. Für den hier verfolgten Zusammenhang bringt der Versuch nur das eine, daß der Vorgang der tachistoskopischen Exposition hier die Intention, das Bild zu erfassen, tatsächlich unterbrochen hat. Im vorigen ist die Vermutung geäußert worden, daß Gemälde Impressionen setzen können, die im Unbewußten wirken wie unterbrochene Intentionen zu einer Verwirklichung des Bildes. Hier hat eine unterbrochene Intention zum Erblicken eines Bildes tatsächlich jene Trance gebracht, die sonst das spontane *déjà vu* so oft begleitet.

Der Versuch enthält aber noch etwas, das eine gewisse Verwandtschaft zu den hier besprochenen Fragen hat. Der Traum der Versuchsperson, der das am Vortage exponiert gewesene Bild ergänzt, ist ein Wecktraum; wenn auch sein Inhalt dürftig ist und wie in einem Bild erlebt worden zu sein scheint, so enthält die Erzählung der Versuchsperson doch jenes Nacheinander, wie man es bei den komplizierter gestalteten Weckträumen viel deutlicher findet. Das Nacheinander dieser Traumerzählung lautet: Die sichtbare Herde; das gehörte Läuten der Herdenglocken; das rasselnde Glockengeläute; das Weiterrasseln des Weckers nach dem Erwachen. Ein analoges Nacheinander führt in anderen Träumen erst über eine Flut von romanhaften Begebenheiten zum Endziel des Eindruckes, der den Wecktraum veranlaßt und schließlich wirklich erweckt; so ist es in dem berühmten Guillotinentraum von Maury, den Freud zitiert[1],

1) Traumdeutung, Ges. Schriften, Bd. II, S. 29—31.

sowie in den Wecktraumbeispielen von Hildebrandt, an denen Freud das Verhältnis zwischen zugeführtem Reiz und Traummaterial erörtert. Derartige inhaltsreiche und komplizierte Weckträume sind es ja auch, die von alters her das Rätsel des Zeitsinnes im Traume so sehr in den Vordergrund gerückt haben; die geträumten Begebenheiten scheinen einen langen Zeitraum zu füllen und sind doch wohl in der minimalen Spanne Zeit erlebt worden, in der der Weckreiz nach seinem Einsetzen für das Wachbewußtsein unterschwellig geblieben war. Das Rätsel des Zeitsinnes im Traum soll hier nicht herausgegriffen werden, sondern nur die Tatsache, daß die Begebenheiten des Wecktraumes auch dann, wenn sie sehr inhaltsreich sind, auf den Weckreiz hin abzielen. In diesem bekannten Befund liegt etwas, das man die Entelechie des Wecktraumes nennen kann, da es eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweist mit der Zielstrebigkeit in der Entwicklung eines Organismus, die auch auf mancherlei Umwegen ein von vornherein wie gegeben erscheinendes Ziel zu erreichen trachtet. Man kann sich in Analogie mit einer Idee Ferenczis daran erinnern, daß das Licht der Sonne für die Organismenwelt schon eine lange Zeit vor seiner Wahrnehmung gegeben war, wie der Weckreiz schon eine gewisse, wenn auch noch so kurze Zeit angedauert hat, bevor er zur wachbewußten Wahrnehmung kam; dann wird man z. B. die Identität der Art, wie die Fische die Helligkeitsverteilung im Spektrum sehen, mit der Helligkeitsverteilung für das extrem dunkel adaptierte Menschenauge (C. Heß) und die Entwicklung des Apparates für das Helligkeitssehen bei den Landtieren (Johannes von Kries) zusammenstellen dürfen mit der Stufenfolge eines manifesten Trauminhaltes bei einem komplizierten Wecktraum.

Diese Entelechie des Wecktraums läßt das Bewußtsein des Schlafenden in einer ganz kurzen Spanne Zeit so vieles durchlaufen, daß damit lange Zeiträume ausgefüllt werden können; das Durchlaufen dieser Erlebnisse, wenn es auch vielleicht nur einem einzigen Augenblick entspricht, hat, bezogen auf den Weckreiz, die Richtung von der Vergangenheit gegen die Zukunft hin. Der Tatbestand, der im früheren aus den Erlebnissen beim *déjà vu* herausgegriffen worden ist, gleicht der Entelechie in der Entwicklung der Organismenwelt nicht weniger, als die Gesamtheit der manifesten Inhalte eines Wecktraumes; es war eine erste Situation in einem bewußtseinsunfähigen Zustand gegeben; ihr ist nach — anscheinend beliebig — langen Zeiträumen eine zweite Situation gefolgt, die eine Vollendung unterbrochener Intentionen aus der Zeit der ersten Situation enthalten hat. So gleicht die Entelechie des *déjà vu* der Art, wie in einer

Keimzelle oder im Laufe früherer Stadien einer embryonalen Entwicklung die Organe des zukünftigen gereiften Organismus enthalten sind. Im Erleben des *déjà vu* kommt scheinbar nur dieses Enthaltensein der späteren Situation in der früheren zu Bewußtsein; so kann man in einem gewissen Sinne sagen, daß sich im Erleben des *déjà vu* das Bewußtsein eine Art von Sinnesorgan für diese Entelechie auf einen kurzen Augenblick geschaffen hat.

Üxküll hat in einem wundervollen Kapitel über die Amöbe gezeigt, daß die Amöbe sich Organe bildet im Augenblick, wo sie ihrer bedarf und die Organe wieder verschwinden läßt, wenn die Situation sie nicht mehr erfordert. Wohl niemand, der dieses Kapitel gelesen hat, wird sich der Analogie erwehrt haben, daß das Protoplasma hier Organe entstehen und verschwinden läßt, wie das Unbewußte psychische Gebilde ins Feld des Bewußtseins entsendet und aus ihm wieder versinken läßt. So erschwert es den hier gezogenen Vergleich nicht, wenn jenes Sinnesorgan für die Entelechie im *déjà vu* nur für einen kurzen, traumhaft flüchtigen Augenblick fähig geblieben zu sein scheint zu bestehen. Ebensowenig stört es den Vergleich, daß es nur eine psychische Struktur ist, die ihm entspricht, nicht aber eine faßbare, körperlich geformte. Wir können trotzdem an dieser psychischen Struktur einiges von der Art erkennen, wie dieses flüchtig bestehende Sinnesorgan des Bewußtseins in einem kurzen Augenblick tätig zu sein vermochte.

Die Richtung der Entwicklungen im Wecktraum schien von der Vergangenheit der frühen Kindheitserinnerungen bis zur unmittelbaren Gegenwart des erweckenden Sinneseindruckes zu gehen; die Richtung der wahrgenommenen Entelechie des *déjà vu* führt den umgekehrten Weg vom gegenwärtig gegebenen Moment in die Vergangenheit. Es ist, wie wenn ein Projektionsapparat ein Bild auf die Wand entworfen hätte und die Wahrnehmung die Strahlenrichtung entlang rückläufig gegen den Brennpunkt hin bewegt werden würde. Im vorigen ist mit dem *déjà vu* eine verflossene Intention in Verbindung gebracht worden, die dahin gestrebt hatte, ein Bild in Wirklichkeit zu verwandeln; man kann diese Intention der Leistung des Malers gegenüberstellen, die eine Wirklichkeit in dieses Bild verwandelt hat; dann wäre jene unbewußt weiterwirkende Intention, die das Bild zu realisieren strebte, gewissermaßen entgegengesetzt gerichtet der Intention, die die Wirklichkeit in ein Bild verwandelt hat. Es würde sich ein ähnlicher Gegensatz ergeben, wie zwischen der Traumarbeit und der Deutungsarbeit im Sinne von Freud, die sich gegenseitig zu neutralisieren trachten.

Soweit diese Analogien eine Transformation zwischen Bild und Wirklichkeit enthalten, ist in ihnen leicht zu erkennen, daß der Wahrnehmungs-

vorgang im Bewußtsein, der mit dem *déjà vu* in Verbindung gebracht werden kann, mit nichts so einfach und leicht vergleichbar ist, als mit einer Inversion von Blickrichtungen. Vielleicht ist es also eine Inversion von Blickrichtungen des Bewußtseins, die in jenem flüchtigen Augenblick des *déjà vu* vorliegt.

Freud hat — in dieser Beziehung ähnlich wie Wundt — immer hervorgehoben, wie sehr ihm die Natur des Bewußtseins der Tätigkeit eines Sinnesorganes vergleichbar erscheint. In diese Anschauung fügt sich die hier gegebene Betrachtung von selbst ein; sie konnte im vorigen nur flüchtig skizziert werden; Verfasser könnte sie aber leicht an einem größeren Material physiologischer und pathologischer Beispiele von *déjà vu* weiter ausführen. Hier soll indessen nur noch eine Kleinigkeit aus der Pathologie flüchtig berührt werden. Bekannt ist die Häufigkeit des *déjà vu* in der epileptischen Aura und in epileptischen Dämmerzuständen. Bekannt ist auch, wie häufig Epileptiker ihre Anfälle kupieren können, wenn sie, wie es ihnen erscheint, mit der letzten äußersten Anstrengung des Willens intentionell eine Bewegung ausführen, die der ersten anfänglichen Krampfbewegung des beginnenden Anfalles antagonistisch ist. Intentionelle Bewegung und Krampfbewegung verhalten sich auch in diesem geläufigen Beispiel zueinander wie eine Inversion; es ist nur eine Analogie zu diesem Tatbestand, wenn man bei einer Erscheinung der psychischen Aura eine Inversion von Blickbewegungen des Bewußtseins als Grundlage für ein *déjà vu* annimmt.

Daß in den Eigenschaften des *déjà vu*, die hier flüchtig besprochen worden sind, manches anklingt, das an die ursprüngliche, metaphysische Deutung der Erscheinung als Erinnerung an eine Präexistenz gemahnt, ergibt sich von selbst; das *déjà vu* erscheint als Erinnerung an jene Präexistenz, die in der Entelechie einer Entwicklungsreihe enthalten ist. So erscheint die ursprüngliche, magische Deutung hier in einer Weise wieder, die einer biologischen Auffassung des Phänomens angenähert ist. Freud selbst zitiert nur jene metaphysische Deutung, die dem Pythagoras zugeschrieben wird; das Okkultistische, das sich an sie etwa anschließen ließe, kann in der Lehre vom *déjà vu* ebensowenig der Gegenstand einer analytischen Betrachtung sein, wie in der Lehre vom Traum. Die Entelechie des *déjà vu* verhält sich zur Idee einer Präexistenz ähnlich, wie die Wunscherfüllung des Traumes sich nach Freud zu der Weissagung durch Träume verhält.

Libido-Mneme, Mystizismus und Hellsichtigkeit bei einem Kinde

Von

Prof. M. Levi Bianchini

Direktor der Irrenanstalt von Teramo (Italien)

I

Ich werde einige autobiographische Fragmente eines als psychisch normal geltenden Menschen mitteilen, der sich in guter sozialer Stellung befindet und ein reifes Alter erreicht hat. Ich kenne ihn seit vielen Jahren näher: ich habe daher keinen triftigen Grund, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Man hat immer und allgemein den meisten Berichten in den Autobiographien bedeutender Persönlichkeiten Glauben geschenkt; ich wüßte nicht, warum man autobiographischen Berichten anderer Menschen, nur weil sie nicht berühmt sind, den Glauben verweigern sollte. Immerhin mag sich der Leser nach seinen persönlichen Eindrücken richten.

Der Erzähler der infantilen autobiographischen Erinnerungen, von denen hier die Rede sein wird, ist ein achtundvierzigjähriger, verheirateter Mann, mit Kindern; er ist von pyknischer Konstitution und gehört psycho-physiologisch ausgesprochen zum visuell auditiven Typus mit ausgeprägter Neigung zur Musik, zur Dichtkunst und zum Mystizismus.

II

Autobiographische Fragmente

1) Alter von zwölf bis dreizehn Monaten. Stillung

„Meine Geburt hat in normaler Weise stattgefunden. Nach örtlichem Brauche jener Zeit wurde ich auf dem Lande von einer Amme gestillt, und zwar bei einem von unseren Bauern, dessen Frau mich durch volle zwölf Monate säugte.

Als ich wieder meiner Mutter übergeben wurde, welche einen anderen Sohn geboren hatte, wurde ich von ihr noch wenige Tage gestillt und dann entwöhnt.

Als ich älter wurde, besuchte ich die Elementarschule, eine von Mönchen geleitete Anstalt, die Militärschule und wurde mit zwanzig Jahren Offizier. Von da an durchlief ich die militärische Laufbahn, erlangte einen höheren Rang und zog mich nach dem großen Kriege in den Ruhestand zurück.

Von meiner Stillung durch die Amme habe ich in meinem Gedächtnisse nichts behalten, während ich mich noch heute ganz genau und lebhaft an die mütterliche Stillung, die ich nur wenige Tage, von meinem zwölften bis zum dreizehnten Lebensmonate genossen habe, erinnern kann.

Ich erinnere mich deutlich an das Bild des Familienhauses, des Gartens, der Zimmer, der damaligen Hausgeräte: aber am allerdeutlichsten habe ich das Bild meiner Mutter zu eben jener Zeit vor Augen, wie sie sich das Mieder aufschnürte und mir die Brust zum Saugen reichte.

2) *Alter von achtzehn bis vierundzwanzig Monaten. Libido-Mneme*

Bereits entwöhnt, im Alter von kaum achtzehn Monaten (dieses Alter wurde ganz genau von meinem Vater berechnet, als ich ihm zwanzig Jahre später die Episode, über die ich jetzt berichten werde, erwähnte, an welche er sich, wie an viele andere Vorfälle des alltäglichen Lebens, nicht mehr erinnern konnte), wurde ich in Begleitung meiner Brüder von meinem Kindermädchen, namens R., im Arme zu einer Zirkusvorstellung getragen; dieses Mädchen verblieb noch viele Jahre in unserem Hause. Ich erinnere mich, daß im Laufe der Vorstellung eine Gauklerin mit stark ausgeschnittenem Korsette auftrat, welche einen vollen, fast entblößten Busen hatte und bei der Vorführung verschiedener Kunststücke (Spiele mit einem großen Holzfasse) sich in recht unverschämter Art bewegte. Ich fühlte das Verlangen, mich an ihre Brust zu heften und daran zu saugen. Ein solches Verlangen blieb so fest in meinem psychischen und allgemein körperlichen Vorstellungsempfinden fixiert, daß ich, seitdem ich frühzeitig, ungefähr im Alter von dreizehn Jahren, von meinem eigenen Kindermädchen in die göttlichen Geheimnisse der Venus eingeweiht wurde, mit Vorliebe während des Verkehrs die Brüste der Geliebten betastete, wie um einem ursprünglichen und stärkeren erotischen Reize zu gehorchen; und ich rief mir überhaupt in meinen erotischen Schwärmereien beständig die Zirkusepisode ins Gedächtnis zurück und färbte sie dabei mit einer bestimmten sexuellen Bedeutung.

Einmal erzählte ich im Familienkreise meinem Vater und meinen erstaunten Brüdern — ich war schon Kavallerieleutnant und vierundzwanzig Jahre alt — eine Menge Erlebnisse aus unserer ersten Kindheit, die sie bereits vergessen hatten, aber ungezwungen als vollkommen wahr anerkannten.

Unter anderem erzählte ich, wie ich zum erstenmal zum Mittagstisch mit meinen Brüdern zugelassen wurde; ich erinnerte mich an die Mutter, wie sie

die Speisen austeilte, wie sie bekleidet war, an ihre Ungeduldgesten, an ihre Verweise an die Kinder, und zwar mit erstaunlichen Details. Ich war damals kaum zwanzig Monate alt; wenige Jahre später verlor ich die Mutter.

Als ich zwei Jahre alt war, befand ich mich eines Tages im Garten, im Arme meines Kindermädchens, während mein Vater den Besuch eines ihm befreundeten Generals erhielt. Das Knäblein gefiel diesem Herrn so sehr wegen des Lichtes, das ihm in den Augen glänzte, daß er es am folgenden und noch an den anderen folgenden Tagen zu sich ins Haus einlud, damit es mit seinem eigenen, gleichaltrigen Töchterchen spiele. Ich erinnere mich, eine eigentümliche Gemütsbewegung empfunden zu haben, als ich mit dem Mädchen zusammentraf: als Beweis dafür gelte die Tatsache, daß ich jedesmal, wenn ich mein Haus verließ, um zu ihr zu gehen, das mächtige Bedürfnis verspürte, Blumen im Garten zu pflücken und sie ihr zu bringen. Übrigens erwachte in mir sehr frühzeitig die Liebe zu den Blumen *(amatores amant flores)*: so zwar, daß ich ganz spontan im Garten Blumen pflückte, um sie den Damen und Mädchen, die in unserem Hause verkehrten, darzubieten. Diese meine Neigung zeigte sich besonders lebhaft von meinem achten bis zum fünfzehnten Lebensjahre.

3) Alter von vier bis zehn Jahren. Mystizismus und Hellsichtigkeit. Ansätze von präpuberaler Sexualität

Als ich mich eines Tages, im Alter von vier Jahren, in einer von Blumen und Laub bedeckten Rotunde befand und nicht im entferntesten über die wirtschaftliche Lage meiner Familie (die damals günstig war, aber sich vierzehn Jahre später jäh verschlechterte) unterrichtet war, fühlte ich mich durch eine innere Macht, durch eine aus der Tiefe meiner Seele kommenden Eingebung bewogen, laut zu dem Höchsten zu beten, daß er sich mit Güte meiner Familie annähme an dem Tage, da alle Reichtümer verschwunden sein würden (und das tat ich auch und wurde von den Eltern gehört, die verwundert herbeikamen).

So auch, im Alter von kaum acht bis zehn Jahren, fühlte ich mich durch eine intuitive Betrachtung der leiblichen und geistigen Eigenschaften meiner Brüder, mit innerem Schmerz dazu gedrängt, mir selbst ihre Zukunft vorauszusagen: indem ich jedem einzelnen jenes Schicksal prognostizierte, das sich dann auch im wirklichen Leben einstellte. Schon in jenem Alter war ich körperlich vorzeitig entwickelt: hochgewachsen, stark und kräftig in den Spielen und war vergnügt wegen des Wohlstandes der Familie; dennoch fühlte ich einen Zwiespalt zwischen meinem physischen Leibe und meiner geistigen Tätigkeit, wodurch es in mir zu einem Zustande schmerzlicher Erwägungen und Unsicherheit kam.

Im Alter von sieben Jahren, als ich in der Turnhalle Stangenklettern übte und bis zu einer gewissen Höhe gelangt war, war ich gezwungen, herabzusteigen, weil ich beim Aufstieg in einen so lebhaften Orgasmus versetzt wurde, daß ich ihn nicht ertragen konnte. Obwohl dieser Orgasmus schmerzvoll war,

bereitete er mir gleichzeitig eine Lustempfindung von unzweifelhaft sexueller Natur, gegen welche sich der geistige Teil meines Wesens auflehnte. Unterdessen war ich im Hause aufgewachsen und erzogen worden; damals wurde ich in die von Mönchen geleitete Anstalt geschickt. Hier (ich war gerade acht Jahre alt geworden) lernte ich die religiösen Übungen und damit auch die Beichte kennen. Der Beichtvater der Anstalt ist noch am Leben und ist gesund. Er fragte mich öfters bei der Beichte: „ob ich mich berührte", auf welche Frage ich, oft mißgelaunt, wahrheitsgemäß mit „Nein" antwortete, um so mehr, als ich nicht genau deren Sinn verstand. Eines Tages vertraute ich einem älteren Kameraden — auch dieser lebt und ist gesund — die merkwürdige Frage an. Dieser antwortete mir: „Wie, kannst du es nicht machen?" und führte mich an einen einsamen Ort, wo er mir die Missetat von Onan zeigte, die natürlich nicht begangen wurde. In dieser ganzen Zeit und auch später entwickelte sich in mir, wie gesagt, in stärkerem Maße die Liebe zu den Blumen und das Begehren, sie einem Weibe zu verehren; dieser Wunsch war noch lebhafter als das verborgene und gebieterische Verlangen, das Weib zu berühren und zu küssen, als Vorbereitung zu ihrer Eroberung.

4) Alter von dreizehn Jahren. Zeit der Geschlechtsreife und der Sublimierung

Mit zwölf Jahren, sicher vor Beendigung meines dreizehnten Lebensjahres, war ich physisch bereits so stark entwickelt, daß mein Alter allgemein auf sechzehn Jahre geschätzt wurde: ich war kräftig herangewachsen, herkulisch gebaut, geschlechtsreif. Ich verspürte damals fast bewußt die Herrschaft der Sexualität bis in meine innersten Fasern: die männliche Potenz hatte sich mir im höchsten Grade enthüllt, ich fühlte mich zielbewußt zur Eroberung und zum Sexualakte hingetrieben. In meiner Seele entwickelten sich vollkommen jene unzähligen neuro-psychischen Allgemeingefühle des Vorspieles der Liebe, welche bis dahin unbestimmt waren: und zwar das Erzittern und der Blutandrang, die Wallungen und die Zuckungen, die Herzbeklemmung und die aufdämmernden Entbehrungsgefühle: während in der höchsten Lust der Sublimierung der stets reine und mystische Geist die fleischliche Versuchung von sich wies und bei den grünen Pflanzen Erquickung, in der symbolischen Reinheit der unschuldigen Blumen Zuflucht suchte.

Aber die Macht der Natur triumphierte rasch über die Widerstände des frühreifen, unschuldigen Jünglings. Eines Abends, nachdem ich in meinem Zimmer in das große Bett, wo ich mit meinem jüngeren Bruder zu schlafen pflegte, mich niederlegte, wartete ich, bis dieser fest eingeschlafen wäre. Da glitt ich still und verstohlen vom Bette herunter, durchquerte zwei Zimmer, deren Stille nur durch mein stürmisches Herzklopfen hätte unterbrochen werden können, erreichte das Bett des schlafenden Kindermädchens, das mich schon seit langem liebte: ich weckte es zitternd auf und besaß es dann ganz, in ungestümer Art, in vollkommenem Beischlafe. Seit dieser Zeit fuhr ich fort, den mir erschlossenen göttlichen Liebesakt zu pflegen, jedesmal, wenn sich mir dazu Gelegenheit bot, was oft der Fall war.

Im Alter von dreizehneinhalb Jahren erkrankte ich an Bauchtyphus mit hohem Fieber und Delirien. Unter dem Einflusse einer Fieberakme, während ich mich allein mit dem Kindermädchen befand, das bei mir wachte, führte ich den Beischlaf aus — den letzten mit ihm. Ich genas vom Typhus vollkommen. Mit fünfzehn Jahren trat ich in das Militärkolleg ein, mit siebzehn Jahren in die Militärschule. Vom letzten Beischlafe mit dem Kindermädchen bis zu meiner Ernennung zum Unterleutnant habe ich mich keinem Weibe genähert; als Offizier nahm ich den Sexualverkehr feurig wieder auf; mit sechsundzwanzig Jahren verheiratete ich mich und hatte Kinder. Nichts anderes, außer ein stets wachsender Mystizismus, kennzeichnet die fast banale Regelmäßigkeit meines übrigen individuellen und sozialen Lebens bis zum heutigen Tage.

III

In der Literatur findet man nicht selten Fälle von morphologischer Frühreife der Geschlechtsorgane; hingegen scheinen die Fälle von psychosexueller Frühreife viel seltener zu sein: aber meines Erachtens hängt dies damit zusammen, daß die morphologische Inspektion durch das Auge und der Forschung viel zugänglicher ist als die psychoanalytische Untersuchung.

Zu den augenfälligsten Fällen von frühreifer Männlichkeit muß jener von Visöky (1)[1] gerechnet werden; es handelt sich um ein Kind, das mit drei Jahren bereits ein Körpergewicht von 37 Kilogramm und eine Körperhöhe von 137 Zentimeter erreicht hatte; der Penis *(portio pendularis)* war 9—10 Zentimeter lang; das Volumen seiner Testikel betrug 4×2 Zentimeter; der *mons pubis* war behaart, seine Stimme hatte eine männliche Klangfarbe. Es bestanden aber weder Ejakulation, noch Onanie, noch sexuelle Aggressivität. Die Radiographie ergab keine sichtbaren Veränderungen des Türkensattels *(sella turcica)*. Visöky denkt an eine pluriglanduläre Entstehung dieser Erscheinungen (Zirbeldrüse, Nebenniere). Dieser Fall ist jenen Fällen von frühreifer Makrogenitosomie analog, die zuerst von Pellizzi (2) und später von vielen anderen Autoren beschrieben wurden: Bernhardt, Ziehen, Hudovernig und Popovich, Ongle, Oestreich und Slowyk, Frankl-Hochwart und Gutzeit usw., welche von Bandettini di Poggio zitiert werden (3); Zondek (4), Leroboullet (5), Nobécourt (6), Pende (7), Sézary (8) und jenen anderen, viel selteneren, primär testikulären und ovarialen Ursprunges (die Fälle von Sacchi, Riedel, Guibal, Sampson, Cushing, von Pende zitiert).

Im allgemeinen jedoch, wie stark auch bei solchen Individuen die primären und sekundären Geschlechtscharaktere morphologisch entwickelt sein

1) Ziffern in Klammern siehe Literaturverzeichnis am Schlusse dieses Artikels.

mögen, und damit auch der übrige Körper, so bleibt in der Regel die geistige Entwicklung und die psychosexuelle weit hinter der somatischen zurück. Deshalb behalten diese Individuen angesichts ihres frühreifen physischen Alters, ihr normales, d. h. infantiles psychische Alter: welches in vereinzelten Fällen „wenn unter gewissen Bedingungen die *Libido sexualis* auftritt, groteske und ungeschickte Posen annimmt“ (Zondek). Es scheint überdies nachgewiesen zu sein, daß die frühzeitige sexuelle Erregung mehr zu jener frühreifen Pubertät in Beziehung steht, deren Auftreten an die Funktion der Nebennierenrinde gebunden ist und, wie es bekannt ist, das weibliche Geschlecht bevorzugt. In anderen Fällen kann es wiederum in einem bestimmten Alter, bei solchen Makrosomikern, zu einem Stillstande der gesamten morphologischen (Linser, Haller, Klein, von Pende zitiert) und psychischen Entwicklung kommen (Imbezillität, Idiotie: Fälle von Moreau, Wood, Hofaker, von Pende zitiert). Wohlbekannt ist ebenfalls der von Wilsung (19) berichtete Fall, von einer gewissen Anna Nummenthaler, in Trachselwald bei Bern im Jahre 1751 geboren, welche mit zwei Jahren die Menstruation hatte, mit acht Jahren schwanger wurde und mit neun Jahren, nach Ablauf des normalen Termins, ein Mädchen gebar. Aber ohne auf die Suche nach Abarten und Sonderheiten zu gehen, kann ich berichten, mit eigenen Augen bei primitiven, noch heute lebenden Rassen von Zentralafrika, während meines Aufenthaltes auf dem Kassai und dem Sankuru, im Jahre 1901, achtjährige syphilitische Mädchen und zehnjährige Mütter gesehen zu haben: und daß im allgemeinen die Pubertätsreife des Weibes in diesen peritropikalen Gegenden um drei bis fünf Jahre und auch mehr der Pubertätsreife der Zivilvölker vorangeht.

Es scheint indes sicherer nachgewiesen zu sein, daß das „Sexualempfinden“, um einen Ausdruck von Havelock-Ellis (9) zu gebrauchen, unabhängig von der Genitalreife und außer dieser bestehen kann; es kann bei fehlenden oder verkümmerten Geschlechtsorganen (oder Teilen derselben) auftreten, es kann vor deren Reife vorhanden sein und nach deren chirurgischer Entfernung oder nach dem Erlöschen ihrer spezifischen physiologischen Funktion (hereditäre Fixierung) fortbestehen.

Die psychoanalytischen Untersuchungen von Freud (10) haben auf die Bildung und Entwicklung der präpuberalen Psychosexualität neues Licht geworfen und die von mir gesammelten autobiographischen Fragmente bieten, möchte ich sagen, einen weiteren, bescheidenen, bestätigenden Beitrag.

IV

Das Saugen an der Brust (erogene Zone *par excellence*) ist sowohl im unmittelbaren, als auch im teleologischen Sinne „die Befriedigung eines Triebes“ und folglich eine „Verwirklichung von Lust“. Ich selbst habe wiederholt auf die Identität von „Lust“ und „archaischem Triebe“ hingewiesen (Levi Bianchini, 11, 13) und folglich auch auf die Zweckmäßigkeit, die „Libido“ auch in dem allgemeineren Sinne von Besetzungsenergie („biologische Lust“, Jung, 12) aufzufassen. Wenn es einerseits unleugbar ist, daß die „Lust“ nicht nur „sexuell“ ist, so ist es ebenso wahr, daß in einer unendlichen Reihe von „Lustempfindungen“ die bewußten, aber vor allem die unbewußten Zusammenhänge der Lust mit der Sexualität, d. h. der „biologischen Libido“ mit der „Sexuallibido“, sehr alt und tiefgehend sind. Eine der breitesten und naheliegendsten Bestätigungen dafür finden wir in den Spielen (Groos, 14, 15), d. h. in Turnieren, in Wettspielen und Wettkämpfen (Bovet, 16), welche der primitive und moderne Mensch, in den mannigfaltigsten Arten (in Geschicklichkeiten, Turnen, Olympiaden, Sport, Fechten), aber mit eindeutigerem Ziele, in genau derselben Weise wie die Tiere, vereint mit Tanz und Gesang (Havelock-Ellis) zu sexuellen Zwecken pflegte, als Abkömmlinge der ersten „Psychoiden“ in der Richtung der Sexualität selbst. (Ich gebrauche den Ausdruck von Driesch, der von Bleuler (17) in die Psychiatrie eingeführt wurde, um die unklare psychologische Projektion der Funktionen der organischen Systeme auf die dynamische Tätigkeit der Zerebration zu bezeichnen.)

Vom kritischen und doktrinären Gesichtspunkte also, wie auch von dem der psychoanalytischen Praxis, ist eine frühreife Libido-Mneme nichts Neues: wie denn auch die „Fixierung“ an die Mutterbrust, als erogene Zone, nichts Neues ist, was beim Kinde einen sexuellen Partialtrieb bewirkt: ebenso deren Überdeterminierung und Überschätzung, als Element, das im Pubertätsalter und beim Erwachsenen die sexuelle Vorlust, sei sie vollkommen oder nicht, auslöst.

Die Libido-Mneme ist das Resultat von erotischen und sexuellen Eindrücken, sei es, daß sie vom somatischen (aktives oder passives: sadistische oder masochistische Orientierung usw.), oder vom visuellen Erleben des Subjektes (Schauspielen, welchen er beigewohnt hat; Schaulust usw.) herrühren. Ein von Freud (18) analysierter Patient, ein junger Neurotiker, mit schwerer erblicher Belastung (der Vater litt an periodischer Melancholie, ein Onkel väterlicherseits an Zwangsneurose, eine Schwester beging

Selbstmord infolge Dementia praecox?) berichtete in der psychoanalytischen Behandlung über einen Angsttraum, den er im Alter von vier Jahren hatte und an den er eine klare Erinnerung bewahrt hatte. Aus der Analyse ging hervor, daß er im Alter von eineinhalb Jahren (streng nachgewiesen) Zeuge einer vollständigen Sexualszene zwischen seinen Eltern *(coitus more ferarum)* war, als er an einem Sommernachmittage im ehelichen Schlafzimmer schlafen gelegt wurde. Diese Urszene (siehe Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 475) übte eine so nachhaltige Wirkung auf seine (natürlich unbewußte) Orientierung der Sexuallibido, daß er, nach Erreichung der Phase des Primates der Genitalzone (Pubertätsreife) den Sexualakt unter einer Bedingung (dessen Triebfeder dem Bewußtsein unbekannt war) ausüben mußte, die erst während der psychoanalytischen Behandlung bewußt gemacht und von ihm vollkommen angenommen wurde. Diese Bedingung war eben folgende: Die Reproduktion der Koitusstellung, die er zum ersten Male (Urszene) gesehen hatte. „Das Weib (sagt wörtlich Freud, S. 478) mußte jene Stellung einnehmen, die die Mutter in der Urszene eingenommen hatte. Schon vom Pubertätsalter an, bildeten große, vorspringende Nates für ihn den stärksten Reiz zum Begehren eines Weibes: ein, in anderer Weise als *more ferarum* ausgeübter Koitus, bereitete ihm fast gar keine Lust. Wir dürfen annehmen, daß eine solche sexuelle Bevorzugung der hinteren Teile ein allgemeiner Charakter der zur Zwangsneurose disponierter Subjekte sei, und nicht nur das Derivat eines bestimmten infantilen Eindruckes: man könnte in der Tat annehmen, daß diese zur anal-erotischen Veranlagung und zu jenen archaischen Zügen, die sie kennzeichnen, gehöre. Es wäre auch die Annahme am Platze, daß die Stellung *a posteriori, more ferarum,* die phylogenetisch ältere Form des Mechanismus der Koitusstellung gewesen sei.“

Und wenn übrigens die Vermutung logisch ist, daß in einem sehr frühreifen Alter die Fähigkeit des Gedächtnisses, Erinnerungen festzuhalten, sehr beschränkt ist (wiewohl dies nur zum Teil richtig ist, Stern, 22), daß das Engramm einer sexuellen Szene vom „Bewußtsein“ verschwinden, daß der Sinn der Szene nicht verstanden sein kann, so ist es ebenso durch die Technik und durch die Erfahrung der Psychoanalyse nachgewiesen, daß die Affektbesetzung an einem Vorstellungskomplex x gebunden ist und auch im zartesten Alter sich in das Unbewußte zurückziehen kann (charakteristisch dafür ist eben die höchste Empfindlichkeit und die Affekterregbarkeit: Delgado, 21), daß die Affektbesetzung lebhaft und dauernd auf die Traumarbeit, auf die Reaktivierung von affektbesetzten Situationen,

auf die Regression, auf die Gestaltung der Entwicklungsetappen der prägenitalen Sexualität und auf die Endgestaltung der Pubertätssexualität Einfluß nehmen kann.

In dieser Beziehung ist die Analyse eines von Schilder (32) berichteten Falles von Schizophrenie recht instruktiv, bei welcher im Grunde des autistischen Denkens des Subjektes, ein infantiler, bis zum Säuglingsalter regredierter Sadismus stand, der sich in der Folge auf die Elemente der schizophren gewordenen Zerebration verschoben hatte (Mutterbrust, Saugen und deren phantastische Entstellungen). (Mit diesem Gegenstande haben sich noch Stärcke, Federn, Abraham befaßt.)

So wie also die an die Urszene gebundene Affektbesetzung in dem von Freud berichteten Falle derart im Unbewußten verankert blieb, daß sie in der Folge, durch das ganze Leben das Engramm der physischen Situation, an die sie gebunden war, wiedererweckte und sie im Determinismus der postpuberalen psychosexuellen Mechanik aufdrängte, ebenso *a fortiori*, blieb dieselbe Besetzung, die an eine analoge Urszene gebunden, aber „psychologischer" war (Stillung an der Brust der Mutter und der Gauklerin), im Unbewußten unseres Subjektes fixiert. Mit dem Unterschiede jedoch (zu seinen Gunsten und zugunsten der Endgestaltung des Genitalprimates), daß die Urszene einen biologischen Grundakt vorstellte, das Saugen an der Brust. Dieser Akt ist übrigens auch beim Erwachsenen sehr allgemein fixiert: sowohl als verschobene Reaktivierung der archaischen Libido im aktiven Sinne, d. h. vom Standpunkte des Mannes (Verschiebung nach oben), als auch als Sexualanspruch von seiten des Weibes, welches schon in der prägenitalen Periode, später in der peripuberalen Periode (Entwicklung der Brüste) die Bedeutung dieser erstklassigen erogenen Zone kennen lernt (Mechanische Reibung in der Kindheit, Bäder, Streicheln, Kleidungsstücke, Menstrualturgor der Brüste und Erektion der Brustwarzen mit der entsprechenden starken Libido; halb unbewußte pseudohomosexuelle Praktiken mit gleichaltrigen Mädchen zur Zeit der Endgestaltung der Geschlechtsorgane usw.).

In einem anderen, von Freud (26) berichteten Falle, erzählte eine Patientin folgende infantile Erinnerungen:

Alter von sechs bis neun Monaten. Ich im Kinderwagen. Zu meiner Rechten zwei Pferde: eines von diesen ist braunfellig, es kommt mir sehr groß und stark vor. Es macht auf mich einen großen Eindruck und erweckt in mir die Empfindung, als ob es ein Mann wäre.

Alter von einem Jahre. Papa und ich im Volksgarten. Ein Aufseher reicht mir in die Hand einen kleinen Vogel. Seine Augen sind

so süß, daß ich fast das Gefühl habe, daß er ein menschliches Wesen wie ich sei.

Alter von vier Jahren. Wenn man ein Schwein schlachtet, so schreie ich um Hilfe und sage, man töte einen Mann. Ich weigere mich seit damals, Fleisch zu genießen: jedesmal, wenn ich Schweinefleisch sehe, muß ich erbrechen.

Alter von fünf Jahren. Die Mutter gebiert und ich höre sie schreien. Ich habe den Eindruck, als ob ein Tier und ein menschliches Wesen sich in Todesgefahr befänden: und dieser Eindruck war der gleiche wie der, den ich hatte, als man das Schwein schlachtete.

V

Was den Mystizismus unseres Erzählers anlangt, der in einem Alter, in dem er nicht zu erwarten wäre, auftrat, so wissen wir auch, daß er in der Form von Pietismus, Mitleid, Religiosität, auch bei nicht mystischen, aber einfach neurotischen Individuen vorkommt. Auch der Kranke von Freud (l. c. S. 450) gerade im Alter von vier Jahren, im Alter unseres Patienten also, „wurde eine Zeitlang sehr fromm (nachdem er an starken Tierphobien gelitten hatte und sich bei ihm, aus seiner ambivalenten Einstellung zum Vater heraus, deutliche zwangsneurotische Symptome gebildet hatten). Vor dem Einschlafen mußte er lange Zeit beten und sich unzählige Male die Brust bekreuzigen. Andere Male wiederum nahm er einen Sessel, stieg auf diesen und ging vor allen Heiligenbildern, die an den Wänden hingen, im Kreise herum und küßte andachtsvoll jedes einzelne von diesen . . . Andere Male wiederum mußte er ein merkwürdiges Zeremoniell ausüben, wenn er Bettlern, Krüppeln und alten Leuten, die bei ihm großes Mitleid erweckten, auf der Straße begegnete. Er mußte dann ‚geräuschvoll atmen', um nicht wie diese zu werden; oder, unter anderen Umständen, mußte er mit Gewalt den Atem anhalten . . ."

Noch häufiger finden wir einen frühreifen Mystizismus bei Kindern, die in der Folge in der Tat Bigotte, Fanatiker, große Mystiker, Heilige werden. Ein Beispiel dafür (neben vielen anderen) die heilige Katharina, die heilige Maria Maddalena de Pazzi (31) und vor allem das Leben der heiligen Teresa (20), deren Autobiographie eine unerschöpfliche Fundgrube von derartigen Beobachtungen ist (Levi Bianchini, 23). „Mit einem gleichalterigen Bruder (erzählt die Heilige im ersten Kapitel von ‚Su Vida', auf ihr Alter zwischen sechs und zehn Jahren Beziehung nehmend) vertiefte ich mich in die Lektüre des Lebens der Heiligen . . ., ich wünschte in

derselben Weise wie diese zu sterben . . . Wir gingen auf die Suche nach Mitteln, die uns die Erfüllung unserer Gelübde verschaffen könnten und machten Pläne, wie wir zu den Mauren hinübergehen und aus Gefälligkeit und um der göttlichen Barmherzigkeit willen flehen könnten, daß man uns köpfe . . ., es schien mir, daß mir der Herr, trotz meines zarten Alters, dazu den Mut geben würde . . ." *(y paréceme que nos daba al Senor ánimo en tan tierna edád . . .)*[1]

VI

Von ihren eigenen Voraussetzungen ausgehend (Sondierung des Unbewußten), hat die Psychoanalyse versucht, auch die Erscheinungen von Hellsichtigkeit sich zu erklären (Freud, 26, Hitschmann, 27, Stekel, 29), und zwar mit Hilfe viel einfacherer und mehr psychologischer Mechanismen, als es die geistreichen, aber immer unhaltbaren Hypothesen der Metapsychik sind. Die vorsichtigsten Forscher, wie z. B. Richet (24) beschränken sich in der Tat auf die Annahme, daß die Hellsichtigkeit zur ersten jener Gruppen metapsychischen Erscheinungen gehöre (Kryptästhesie, Telekinesie, Ektoplasmie), deren Existenz nunmehr unbestritten und deren Beweisführung unbestreitbar zu sein scheint, wie sehr auch Richet selbst, dem wir in dieser Beziehung die sicherlich unparteiischeste und strengste Arbeit verdanken, sich weigere, eine stichhaltige Erklärung dafür zu geben oder zu suchen. Der hervorragende Metapsychist schließt seine zwei ersten, der Kryptästhesie gewidmeten Bücher seines Werkes mit folgendem trostlosen Bekenntnis:

„*Il existe des faits avérés, indiscutables, de prémonition. L'explication viendra (ou ne viendra pas) plus tard. Les faits n'en sont pas moins là, authentiques, irrécusables. Il y a des prémonitions. Sont-elles dues à la force seule de l'intelligence humaine, ou à d'autres forces intelligentes agissant sur notre intelligence même? Il est impossible actuellement d'en décider. Contentons nous d'abord de rapporter exactement les faits . . .*"

Die Psychoanalyse ist nicht so pessimistisch: sie wagt es, einen Schritt weiter zu gehen und sucht die ideo-affektive Entstehung einiger erfolgten Weissagungen, welche unter der eigenen Beobachtung vorgefallen sind, in der dynamischen Tätigkeit des Unbewußten. Sie erhebt keinerlei Anspruch auf Verallgemeinerung, aber bietet, aus den

1) Über die enge Verwandtschaft zwischen Mystizismus und Neurose haben schließlich viele Autoren mehr oder weniger den Gegenstand betreffend geschrieben (Murisier, 25, Leuba, 28) und ich selbst habe in der oben zitierten Arbeit über die heilige Teresa (23) darauf hingewiesen.

eigenen persönlichen Deutungen der allgemeinen Erfahrung die Elemente, wie bescheiden diese auch sein mögen, und ladet in offener Weise ein, diese zu kontrollieren und darüber zu diskutieren.

Hitschmann (26) berichtet z. B. über eine eigenartige Episode von Hellsichtigkeit, welche er selber hatte, gelegentlich eines Ballonaufstieges zweier Brüder, die einen selbstkonstruierten, lenkbaren Luftballon bedienten. Es war an einem Sonntagnachmittag. Hitschmann, der den lebhaften Wunsch hatte, dem öffentlichen, seit einigen Tagen angekündigten Schauspiele beizuwohnen, befand sich in einem seelischen Zustande von einer gewissen Unzufriedenheit, weil eine höhere Macht sich der Erfüllung seines Wunsches widersetzte: diese höhere Macht bestand darin, daß sowohl er selbst, wie auch sein Bruder sich verpflichtet sahen, zu Hause zu bleiben und der alten Mutter Gesellschaft zu leisten — was an Feiertagen fast immer der Fall war. Also, bei Tische sitzend, und gerade um die Zeit, als der Aufstieg stattfand, bei welchem sich der Unglücksfall ereignete, wovon Hitschmann bald darauf auf der Straße die Bestätigung erhielt, hatte er den bestimmten Gedanken, „daß einer der Piloten aus dem Ballon herausgeschleudert werde“: welches Ereignis tatsächlich in derselben Stunde, in welcher Hitschmann den Gedanken gehabt hatte, vorgefallen war. Unter Ausschluß jedweder metapsychischer Hypothese gelangte Hitschmann, mittels der Autopsychoanalyse, zu einer Erklärung der hellseherischen Wahrnehmung, in einer sehr überzeugenden Art. Die Analyse wies, auf Grund des bewußten und wachen Gedankens nach, daß es sich um einen unbewußten Identifizierungsprozeß (brüderliche Eifersucht) und um den bewußten Wunsch, die eigene Unzufriedenheit im Schaden des Nächsten verwirklicht zu sehen, handelte.

Hitschmann berichtet ferner über eine Ankündigung vom Tode des Vaters, worüber der Dichter Dauthendey in seiner Autobiographie erzählt, und findet deren unbewußte Entstehung in einem deutlichen Ödipus-Komplex (ambivalente Einstellung zum Vater).

Durch Freuds (26) Mitteilung über die Beziehungen zwischen Traum und Hellsichtigkeit wird ein „psychodynamischer“ Weg (d. h. einfach psychologisch im biologischen Sinne des Wortes), welcher die Deutung der Kryptästhesie (wohlgemerkt ist auch das Unbewußte kryptoplastisch, d. h. es wirkt ohne das Wissen des Bewußtseins) eröffnet, der den sogenannten metapsychischen Deutungen ohne Zögern vorgezogen werden müßte, Deutungen, die eigentlich metaphysisch, oder, wie ich sagen möchte, ana-physisch, d. h. vollkommen beziehungslos zu den bisher bekannten energetischen

Gesetzen sind. Mit vollem Recht sagt Freud, daß wir in den Deutungsversuchen der Weissagung mittels der Dynamik des Unbewußten, nur verständliche Möglichkeiten an die Stelle des Unbekannten und Unverständlichen setzen. Und wenn auch die Telepathie nichts mit dem Wesen des Traumes zu tun hat, noch in keiner Weise unser analytisches Verständnis des Traumes selbst vertiefen kann, die Psychoanalyse kann dagegen einen neuen Antrieb zur Erforschung der Telepathie geben, indem sie einige unverständliche Elemente der telepathischen Erscheinungen, dank ihrer Deutungen, unserem Verständnisse näher bringt.

Auch bei den Fällen von Freud (26) handelt es sich um Weissagungen im Traume und im Wachzustande. Ein wiederverheirateter Witwer hat eine einzige, in Berlin verheiratete Tochter erster Ehe, welche ihrer baldigen Niederkunft entgegensieht. Er träumt eines Nachts, daß seine zweite Frau ihm Zwillinge gebiert. Tatsächlich, zwei Tage später, brachte ihm ein Telegramm seiner Tochter die Nachricht, daß sie Zwillinge geboren hatte, und zwar drei Wochen vor dem von der Familie (falsch?) berechneten Termin. Ein anderes Mal, fünfundzwanzig Jahre früher, er befand sich im jugendlichen Alter, wurde ihm eigenhändig vom Briefträger eine Postkarte überreicht und, ohne auf die Handschrift des Absenders zu schauen, hatte er ausgerufen: „Es ist die Anzeige vom Tode meines Bruders“: und das war tatsächlich der Fall gewesen. Der psychoanalytischen Erfahrung gelingt es nicht schwer, im ersten Falle die so allgemeine Gefühlsbindung des Ödipus-Komplexes zwischen Vater und Tochter, und den unbewußten Komplex: „Meine Tochter hätte meine zweite Frau werden sollen“ aufzudecken; so wie in der zweiten Weissagung das Element „brüderliche Eifersucht“ des Familienromans hervortritt analog dem von der Weissagung Hitschmanns.

Der zweite Fall von Freud betrifft eine sehr intelligente, siebenunddreißigjährige, neurotische Patientin, die älteste von zwölf Geschwistern, welche von einem Traume, der mit unbedeutenden Variationen in seinen Einzelheiten, aber im Kerne identisch, sich öfters wiederholte, seit mehr als zwanzig Jahren geplagt wurde (d. h. seit ihrem Pubertätsalter). Es ist ein sehr bekannter Geburtstraum: Land, Wasser, Baumstamm, ein Mann im Wasser, Rettung: d. h. Beischlaf, Schwangerschaft, Geburt. Auch dieser Traum stand im engen Zusammenhange mit dem Ödipus-Komplex (Vaterfixierung und Identifizierung mit der Mutter). Diese Frau hatte einen Bruder im Felde. Am 23. August des Jahres 1914, um 10 Uhr vormittags, hört sie den Bruder „Mutter, Mutter“ rufen. Auch die Mutter, welche

sie zwei Tage später sieht, ist stark beunruhigt, weil sie dieselben Worte im selben Moment gehört hatte. Einige Wochen später kommt die Nachricht, daß der Bruder, respektive der Sohn, tatsächlich in der Zeit der bewußten Halluzinationen der Schwester und der Mutter im Felde gefallen ist.

Bei einer anderen Gelegenheit, während ihres Aufenthaltes in einem Sanatorium, hörte sie einige Schläge am Bette einer Leidensgefährtin, welche deren Tod ankündigten. Sie hatte im gewöhnlichen Leben eine Freundin, welche ihr besonders lieb war, die an einen Witwer mit fünf Kindern verheiratet war. „Jedesmal, wenn sie zu ihr ins Haus kam, um sie zu besuchen, sah sie eine Frau im Zimmer erscheinen und wiederum verschwinden" (die erste Frau des Witwers).

In beiden Fällen ist es leicht, die Elemente des Familienkomplexes aufzudecken. Im ersten Falle vertritt die Patientin ihre Mutter, ist aber gleichzeitig die Rivalin des Bruders. Im zweiten Falle identifiziert sie sich mit der wiederverheirateten Freundin, mit dem Typ Gattin, also mit der Mutter (Gattin des Witwers, Gattin des Vaters).

Es resultiert also, daß alle analytisch gedeuteten Weissagungen einen engen Zusammenhang mit dem Ödipus-Komplex aufweisen, der, wie bekannt ist, der Zentralkern der psychosexuellen Entwicklung des Kindes bildet und der historische und archaische Orientierer der psychischen primitiven (individuellen und sozialen) Konstitution ist. (Totem und Tabu in den Clans der Stämme; Pubertäts-, Buße- und Eheriten.)

VII

Da ich die Person, die mir die autobiographischen Fragmente geliefert hat, nicht analysiert habe, kann ich natürlich keine psychoanalytisch dokumentierte Erklärung ihres Mystizismus und ihrer Hellsichtigkeit geben. Dem unvoreingenommenen Leser wird es jedoch nicht schwer fallen, aus den Vergleichen der Fälle von Freud, Hitschmann und des meinigen lehrreiche Schlüsse zu ziehen.

Literaturverzeichnis

1) Visöky: Evolutio virilis praecox. Casopic Lekaruv ceskyc 1921, p. 48.
2) Pellizzi: La sindrome epifisaria macrogenitosomia precoce. Riv. ital. di neurop. ecc. 1910, p. 193.
3) Bandettini di Poggio: Rapporti fra sistema nervoso e ghiandole a secrezione interna. Tip. Gioventù, Genova 1921.
4) Zondek: Krankheiten der endokrinen Drüsen. Springer, Berlin 1923.

5) Lereboullet ecc. Sympathique et glandes endocrines. Maloine, Paris 1921.
6) Nobécourt: Les syndromes endocriniens dans l'enfance et la jeunesse. Flammarion, Paris 1923.
7) Pende: Endocrinologia. 2/a ed. Vallardi, Milano.
8) Sézary: Pathologie de la glande pinéale in Nouveau Traité de Méd. Vol. VIII. Masson, Paris 1923.
9) Havelock-Ellis: Das Geschlechtsgefühl. 3. Aufl. Kabitzsch, Leipzig 1922.
10) Freud: Tre contributi alla teoria sessuale. Trad. Levi Bianchini, Bibl. Psicoanalitica Ital. Idelson, Napoli 1921.
11) Levi Bianchini: La dinamica dei psichismi secondo la psicoanalisi. Archivio generale di Neurologia, Psichiatria e Psicoanalisi 1922, p. 41.
12) Jung: Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie. Deuticke, Wien 1923.
13) Levi Bianchini: Gli istinti nel sistema dei psichismi umani. Ibid. 1923/24, p. 109.
14) Groos: Die Spiele der Tiere. Jena 1896.
15) — Die Spiele des Menschen. Jena 1899.
16) Bovet: L'instinct combatif. Delachaux et Niestlè, Neufchâtel 1917.
17) Bleuler: Psychisches in den Körperfunktionen und in der Entwicklung der Arten. Orell Füssli, Zürich 1924.
18) Freud: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 437
19) Wilsung: Das Schicksal der Söhne der minderjährigen Mütter. Deutsche Medizinische Wochenschrift 34, 1924.
20) Santa Teresa: Obras Escogidas. Libro de su Vida. Nelson, Londres 1912.
21) Delgado: Algunos aspectos de la psicologia del niño. Lima 1922.
22) Stern: Erinnerung, Aussage und Lüge in der ersten Kindheit. Barth, Leipzig 1922. Die Kindersprache. Ebenda 1922. Die Intelligenz der Kinder und Jugendlichen. Ebenda 1920.
23) Levi Bianchini: La simbolistica sessuale nel sogno mistico e profano. Archivio generale di Neurologia, Psichiatria e Psicoanalisi, Vol. VI, 1925, p. 5.
24) Richet: Traité de Métapsychique. 2° Ed. Alcan, Paris 1923.
25) Muriser: Les maladies du sentiment religieux. Alcan, Paris 1909.
26) Freud: Traum und Telepathie. Imago VIII, 1922. (Ges. Schriften, Bd. III.)
27) Hitschmann: Telepatia e Psicoanalisi. Archivio generale di Neurologia, Psichiatria e Psicoanalisi 1925.
28) Leuba: L'érotomanie des mystiques Chrétiens. Revue Philsophique, oct. 1903.
29) Stekel: Der telepathische Traum. Berlin (cit. nach Freud, Traum und Telepathie).
30) — Die Sprache des Traumes. Bergmann, München 1922.
31) Vaussard: Sainte Marie Madeleine de Pazzi. Lecoffre, Paris 1925.
32) Schilder: Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1925.

Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse

Von

Helene Deutsch

Wien

„Wenn das telepathische Phänomen aber nur eine Wahrnehmung des Unbewußten ist, dann liegt ja kein neues Problem vor. Die Anwendung der Gesetze des unbewußten Seelenlebens verstünde sich dann für die Telepathie von selbst." (Freud, *Ges. Schriften, III, 304.*)

Die moderne Wissenschaft bestreitet zwar nicht *a priori* die Tatsache der Existenz sogenannter „okkulter" Phänomene, aber sie begegnet denselben mit berechtigter Skepsis und verlangt Beweise und Erklärungen.

Der Hang zum Okkulten ist eine der Erscheinungsformen jener ewigen Sehnsucht des Menschen, die Grenze zwischen Ich und Welt zu sprengen, seine eigenen Gefühlserlebnisse in eine Einheit mit der Außenwelt zu bringen. Dies soll auf doppeltem Wege erreicht werden: einerseits werden die seelischen Gewalten nach außen projiziert, um in der Außenwelt als „überirdische" Kräfte zu erscheinen, anderseits wird durch die Beherrschung dieser überirdischen Mächte dem menschlichen Können selber ein mystisches, göttliches Vermögen zuerkannt.

So wird das Urgewaltige im Menschen, das außerhalb seines banalen Wissens und über seinem alltäglichen seelischen Vermögen Liegende geleugnet und als etwas überirdisch Göttliches bezeichnet. Dann wird es wiederum als das Übermenschliche im Menschen agnosziert. Durch Anerkennung überirdischer Kräfte in ihm selbst wird der Sterbliche auf Umwegen zu jener Gottheit, die er nach seinem Ebenbilde geschaffen hat.

Die Psychoanalyse, welche die große Macht des Unbewußten im seelischen Geschehen entdeckt hat, erforschte auch die Wege, auf denen der

Mensch allem, was aus seinem dunklen Innern kommt, auszuweichen versucht. So fand sie z. B., daß er sich dort, wo das Drängen der abgewehrten Mächte zu stark wird, ihrer durch Projektionen zu entlasten versucht. In diesen Abwehrvorgängen schafft der Mensch den Geisterglauben, bekennt sich zu animistischen Anschauungen, die er dann in „spiritistischen Erkenntnissen", „okkulten Phänomenen" usw. auffrischt.

Die Psychoanalyse dagegen verlegt alle rätselhaften Geschehnisse im Menschen in die seelische Urheimat seines Unbewußten, in jenen „mystischen" Ort, aus dem sie kommen. Sie verfolgt das individuelle Erlebnis in jenen Fällen, in denen es sich durch das bewußte Wollen nicht erklären läßt, solange, bis es ihr gelingt, im inneren Geschehen die Ursprungsstätte und somit die Lösung des Rätselhaften zu finden.

Eine psychologische Erscheinung zu erfassen und zu deuten, bedeutet für den Psychoanalytiker sie einer Zergliederung mittels der feinen analytischen Technik zu unterziehen. Somit wird nur ein geringer Anteil der „okkulten Phänomene" der direkten analytischen Beobachtung zugänglich sein. Besonders geeignet wird sich das „telepathische Phänomen" erweisen, wie es Freud definiert hat: „die Aufnahme eines seelischen Vorganges in einer Person durch eine andere auf anderem Wege als dem der Sinneswahrnehmung."[1] Der psychische Kontakt zwischen dem Analytiker und dem Analysierten während der Psychoanalyse ist ein so inniger, die sich hier abspielenden seelischen Vorgänge so mannigfaltig, daß man erwarten müßte, hier Bedingungen vorzufinden, die das Zustandekommen solcher Phänomene besonders begünstigen. Es könnte dann bei besonders genauer Beobachtung gelingen, einen vor unseren Augen entstehenden psychischen Vorgang als „telepathischen" zu erkennen und ihn mittels der analytischen Technik in der methodologisch ihr eigenen Weise aufzuklären. Der Wert so gewonnener Erkenntnisse wird vor allem darin zu suchen sein, daß es sich hier nicht um zusammenhanglose Vorgänge handeln wird, sondern um seelische Ereignisse, die in einen fortlaufenden Prozeß eingeschaltet waren und nur im Zusammenhang mit demselben vollinhaltlich verstanden werden können. Dieselben Ereignisse, aus der Ganzheit des Vorganges losgerissen, würden für den Außenstehenden den typisch „okkulten" Charakter tragen und durch die Unmöglichkeit ihrer Deutung auch den okkulten Charakter dieser Phänomene wahren. Erst die Möglichkeit der Einfügung in eine Kontinuität beraubt, wie es scheint, das „Okkulte" seines mystischen Charakters.

1) Die okkulte Bedeutung des Traumes. Ges. Schriften, Bd. III.

Aus derartigen analytischen Erfahrungen könnte man dann weiter schließen, daß die „Entlarvung“ okkulter Phänomene, d. h. die Zurückführung von Geheimnisvoll-Unverständlichem zum Einfach-Klaren auch außerhalb der analytischen Situation in derselben Weise erreicht werden kann: in der Angliederung an eine irgendwo unterbrochene Ereigniskette, in der Ausfüllung von Lücken, die im Ablauf der seelischen Vorgänge entstanden sind.

In der schon erwähnten kleinen Studie über „Die okkulte Bedeutung des Traumes“ sagt Freud: „Ich habe auch bei Versuchen im intimen Kreise wiederholt den Eindruck gewonnen, daß die Übertragung von stark affektiv betonten Erinnerungen unschwer gelingt. Getraut man sich, die Einfälle der Person, auf welche übertragen werden soll, einer analytischen Bearbeitung zu unterziehen, so kommen oft Übereinstimmungen zum Vorschein, die sonst unkenntlich geblieben wären. Aus manchen Erfahrungen bin ich geneigt, den Schluß zu ziehen, daß solche Übertragungen besonders gut in dem Momente zustande kommen, da eine Vorstellung aus dem Unbewußten auftaucht, theoretisch ausgedrückt, sobald sie aus dem ‚Primärvorgang‘ in den ‚Sekundärvorgang‘ übergeht.“

Nun ist die psychoanalytische Situation mit ihrer Technik der freien Assoziationen *par excellence* jene, in der die „affektiv betonten Erinnerungen“ sich stets *in statu nascendi* befinden, d. h. „aus dem Primärvorgang in den Sekundärvorgang übergehen“. Die Bedingungen, unter denen die zweite Person (auf die übertragen wird), den affektiven, aus dem *Ubw* hervordrängenden Vorstellungskomplex in sich aufnimmt, werden von Freud nicht weiter besprochen. Das oben Gesagte läßt vermuten, daß es sich bei diesem Vorgang um eine Reaktion im *Ubw* handelt, die sich erst durch freie Assoziationen verrät und ihren Inhalt und ihre Übereinstimmung mit dem Vorstellungsinhalte der Person, von der die Anregung ausgeht, erst bei der analytischen Bearbeitung kundgibt. Unter Voraussetzungen, die uns nicht klar geworden sind, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Prozeß der Übertragung — im psychoanalytischen Sinne — zusammenhängen, setzt sich sichtlich der reaktive Vorgang bei der Übertragungsperson ins Bewußtsein durch und wird zum Wahrnehmungsinhalte. Da die Sinneswahrnehmung, die sonst diesem Vorgang vorangeht, gefehlt hat, bekommt derselbe einen „okkulten“ Charakter. Man kann leicht vermuten, daß die Bedingung dieser Übertragung „affektivbetonter Erinnerungen“ in einer gewissen unbewußten Bereitschaft zur Aufnahme derselben liegt und daß erst die Erfüllung dieser Bedingung die betreffende Person als „Empfangsstation“ befähigt. Diese aus dem *Ubw* auftauchenden affektiv besetzten Vorstellungs-

inhalte müssen im *Ubw* des andern analoge gleichsinnige Inhalte mobilisieren, die sich dann als innere Wahrnehmung ins Bewußtsein durchsetzen. Nachträglich wird die Identität der Inhalte agnosziert und dadurch bekommt die innere Wahrnehmung den Charakter einer äußeren.

Die nähere Betrachtung der Vorgänge während einer Psychoanalyse läßt uns erkennen, daß die oben angenommenen Voraussetzungen zur Entstehung eines okkulten Phänomens in ihr weitgehend gegeben sind. Die folgenden Überlegungen sollen uns verständlich machen, an welcher Stelle der analytischen Arbeit das Auftreten des okkulten Phänomens verhindert wird.

Wir wissen, daß die Tätigkeit des Analytikers nach zwei Richtungen vor sich geht. Eine seiner Aufgaben — vielleicht die wichtigere — besteht darin, das Material, das ihm vom Patienten in seinem dunklen Selbstverrat und im Übertragungserlebnis geboten wird, passiv aufzunehmen. Die zweite Aufgabe ist die voll bewußte Erkenntnis des Empfangenen und die intellektuelle Verarbeitung des Materials.

In seinen technischen „Ratschlägen" sagt Freud: „Man halte alle bewußten Einwirkungen von seiner Merkfähigkeit ferne und überlasse sich völlig seinem unbewußten Gedächtnisse."[1] Der Analytiker „soll dem gebenden Unbewußten des Kranken sein eigenes Unbewußtes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analysierten einstellen, wie der Receiver des Telephons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen der Leitung wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewußte des Arztes befähigt, aus den mitgeteilten Abkömmlingen des Unbewußten dieses Unbewußte, wenn es die Einfälle des Kranken determiniert hat, wieder herzustellen".[2]

Dieser Vorgang im Analytiker, auf den wir im weiteren etwas näher eingehen wollen, stellt eben zwischen ihm und dem Analysierten den Kontakt außerhalb des Bewußtseinsapparates her, wenn auch die Anregung des Vorganges durch motorisch-sprachliche Entladung einerseits und Aufnahme durch das Hörorgan anderseits vor sich ging. Was aber zwischen dem ersten Sinnesanreiz und der nachträglichen intellektuellen Verarbeitung vor sich geht, ist ein „okkulter", außerhalb des Bewußtseins liegender Vorgang. Wir können von einer „unbewußten Wahrnehmung" durch den Analytiker sprechen, und die Fähigkeit, dieselbe zu entfalten und zu verwerten, scheint sich mit dem Begriff der „analytischen Intuition" zu decken. Diese „intuitive

1) Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 66.

2) A. a. O. S. 69.

Einfühlung“ in den Patienten ist beim Analytiker ein Wissen, das über das eigene Bewußtsein hinausragt und aus unbewußten Quellen strömt: erst nachträglich bändigt das bewußte Wissen die intuitiven Kräfte und macht sie zielhaft, verkettet das Empfangene in harmonisch gebundene Gedankenreihen, bemeistert das „Inspirative“, indem es dasselbe in die nüchterne Form der banalen Erkenntnis umsetzt. Durch diesen Prozeß verliert der Vorgang seinen okkulten Charakter. Der Begriff „unbewußte (bezw. analytische) Wahrnehmung“ bekommt hier, wie wir sehen werden, dieselbe psychologische Bedeutung wie die „innere Wahrnehmung“. Der affektive, aus dem *Ubw* kommende psychische Inhalt des Patienten wird nämlich zum Innenerlebnis des Analytikers und wird erst in der nachträglichen Gedankenarbeit als dem Patienten (also der Außenwelt) zugehörig erkannt. Die Analogie zum telepathischen Phänomen würde sich aus der Verarbeitung einer vom Objekte kommenden Botschaft zum eigenen Innenerlebnis und aus der Rückprojektion dieses Erlebnisses zur reizspendenden Ursprungsstelle ergeben. In der analytischen Arbeit geschieht diese „Rückprojektion“ auf dem Wege einer nachträglich bewußten, alle Lücken des Erlebnisses ausfüllenden, intellektuellen Tätigkeit; im okkulten Phänomen vollzieht sich die Rückprojektion unbewußt in dunklen, affektiven Vorgängen.

Daß das am Patienten unbewußt Wahrgenommene, zum eigenen Erlebnis des Analytikers geworden, dann als innere Wahrnehmung dem Bewußtsein mitgeteilt wird, ist nicht spezifisch für die „intuitive Einstellung“ des Analytikers in der Phase der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“,[1] sondern scheint das Wesen der Intuition überhaupt zu sein. Das intuitive Einfühlen ist ja die Gabe, das Objekt auf dem Wege der Identifizierung in sich selbst zu erleben, und zwar in jenen Anteilen des eigenen Ichs, an denen der Identifizierungsvorgang zustande gekommen ist. Diese intuitive Einstellung, d. h. der Identifizierungsvorgang in der Analyse, ist durch die Tatsache ermöglicht, daß die Seelenstruktur des Analytikers ein Produkt analoger Entwicklungswege ist, wie die des Patienten. Sein *Ubw* enthält ja dieselben infantilen Wunschregungen und das intuitive Aufnehmen stellt so eine Auffrischung von Erinnerungsspuren dar, die jene einmal überwundenen Tendenzen zurückgelassen haben. Dieser Prozeß der Wiederbelebung von Erinnerungsspuren eigener seelischer Inhalte gestaltet das Erlebnis am Patienten zur inneren Wahrnehmung des Analytikers.

1) Freud, a. a. O.

Somit wäre der psychische Vorgang der intuitiven Vorarbeit in der Analyse beim Analytiker und beim Analysierten in gewissem Sinne analog. Bei beiden kommt es zur Wiederbelebung gleichsinniger infantiler Strebungen: beim Analysierten durch die Übertragung, beim Analytiker durch Identifizierung. Diese unbewußte Beziehung des Analytikers zum Patienten können wir mit Recht „Gegenübertragung" nennen. Diese enthält jedoch nicht nur die Identifizierung mit bestimmten Anteilen des infantil besetzten Ichs des Patienten, sondern sie geht auch noch mit anderweitigen *ubw* Einstellungen einher, die ich „Komplementäreinstellungen" nennen möchte. Wir wissen doch, daß der Analysierte seine unbefriedigten infantil-libidinösen Wünsche dem Analytiker zuwendet. Als Objekt dieser Wünsche wird er mit jenen Objekten identifiziert, auf die sich einst dieselben bezogen haben. Die Aufgabe des Analytikers beruht nun auch darin, in der *ubw* Einstellung seine reale Persönlichkeit aufzugeben und gleichsinnig zu den Übertragungsphantasien des Patienten seine Identifizierung mit den Imagines desselben vorzunehmen. Ich nenne diesen Vorgang „Komplementäreinstellung" zum Unterschied von der Identifizierung mit dem infantilen Ich des Patienten. Beide zusammen bilden erst das Wesen der *ubw* „Gegenübertragung" und die Verwendung derselben und ihre zweckentsprechende Bewältigung gehören zu den wichtigsten Aufgaben des Analytikers. Diese *ubw* Gegenübertragung ist nicht zu verwechseln mit der grobaffektiven bewußten Beziehung zum Patienten.

Der Unterschied zwischen dem Analytiker und dem Analysierten liegt vor allem in der beim Analytiker geforderten Bewegungsfreiheit seiner *ubw* Regungen, während dieselben beim Patienten unter Verdrängungswiderstand stehen. Während der Patient in der Übertragung seine *ubw* Tendenzen zum wunscherfüllenden Agieren bringt, schiebt sich beim Analytiker zwischen das Wünschen und Handeln die sublimierende intellektuelle Verarbeitung ein. Der Patient strebt in der Psychoanalyse an, für seine *ubw* Wünsche eine Befriedigungssituation zu schaffen, — der Analytiker verzichtet zielbewußt auf jede Befriedigungsart am Patienten mit Ausnahme jener der sublimierenden Erkenntnis. Wir wissen, daß wenn eine *ubw* Strömung beim Analytiker unter einen Verdrängungswiderstand fällt, seine intuitive Leistung (also nach dem oben Gesagten seine *ubw* Identifizierung) an dieser Stelle verhindert wird. Ebenso entsteht ein psychischer Kurzschluß im Analytiker, wenn er kraft seiner *ubw* Tendenzen eine hergestellte Identifizierung nicht aufzugeben vermag. Besonders häufig entstehen solche störende Einflüsse im Analytiker durch die nicht genügende Bewältigung der Komplementär-

einstellung. Entweder will er seine bereits in der Realität — vielleicht mit einem großen Aufwand — erreichte Rolle zugunsten der Situation der Übertragung, auch im *Ubw* nicht aufgeben, — oder die Identifizierung mit einem bestimmten infantilen Objekte des Patienten behagt seinen *ubw* Wünschen so sehr, daß er die einmal angenommene Position nicht mehr verlassen will und dadurch die freie Beweglichkeit der Übertragungswelle stört.[1] Wissen wir doch, wie schon eine stärkere Inanspruchnahme des Analytikers durch eigene affektive aktuelle Erlebnisse den Fortschritt der Analyse erschwert. Um so mehr können wir annehmen, daß die *ubw* Verankerungen der freien Beweglichkeit der Libido (des Analytikers) in störenden Einflüssen zum Ausdruck kommen werden.

Dieser kurze Einblick in die psychoanalytische Situation sollte die oben vertretene Anschauung, diese Situation weise zum Teil einen okkulten Vorgang auf, rechtfertigen. Jeder, der sich einer Analyse unterzogen hat, wird sich an Momente erinnern, in denen er den Eindruck hatte, der Analytiker sei „ein Gedankenleser"; der Analytiker selbst weiß, daß ihm innerhalb seiner analytischen Tätigkeit keine Bewußtseinsqualität zur Verfügung stehe, die ihm die Leistung seiner *ubw* Aufnahmsfähigkeit ersetzen könnte.

*

Wenn es uns gelungen ist, zwischen der analytischen Intuition und einem telepathischen Vorgang eine Wesensverwandtschaft zu finden, so wird es uns leicht sein anzunehmen, daß diese Leistung der Intuition an Intensität die Grenzen, die der analytischen Verwendung gesetzt sind, zuweilen übersteigen kann. Unterliegt diese Leistung nicht der kritischen Verarbeitung des Intellektes wie in der Psychoanalyse, sondern bricht sie eruptiv aus tieferen Schichten in die Wahrnehmungssphäre durch, so bekommt sie dann den Charakter des „okkulten Phänomens". Das okkultistische Medium erlebt dann hellseherisch das, was der Analytiker in langsam vorsichtiger Deutungskunst des „okkulten" Sinnes beraubt hat.

---

1) Diese Vorgänge sind mir besonders klar geworden in den Kontrollstunden bei Schülern des Lehrinstituts. Häufig hört man da von weiblichen Analytikern die Mitteilung, Patient habe eine Vaterübertragung hergestellt, aus der er nicht herauskomme, oder auch umgekehrt, der männliche Analytiker erlebt auffallend häufig und hartnäckig seine Mutteridentifizierung in der Übertragung seiner Patienten. Es stellt sich dann heraus, daß der nicht vollkommen überwundene Männlichkeitskomplex auf seiten der Analytikerin, beziehungsweise die eigene passiv-feminine Strömung auf seiten des Analytikers die Schwierigkeit ergeben haben.

Wir haben bis jetzt die Reaktionen des *Ubw* des Analytikers auf die *ubw* Vorgänge des Patienten besprochen. Die umgekehrten Auswirkungen vom Analytiker auf den Patienten haben wir in gewissen störenden Einflüssen erkannt, wobei aber auch diese sich mehr im Analytiker selbst als im Patienten geltend machen, indem sie seine intuitive Leistung paralysieren und hemmen. Alle andern Einflüsse seines *Ubw* auf den Patienten entziehen sich der direkten Beobachtung des Analytikers. Würde es sich ermitteln lassen, daß ein Bewußtseinsinhalt des Analytikers — also etwas, was von ihm selbst kontrollierbar ist — im Ablauf der assoziativen Tätigkeit des Patienten zur Auswirkung gelangt, so würde somit der Beweis einer Übertragung im telepathischen Sinne erbracht sein, unter der Voraussetzung, daß ein Sinneseindruck des Patienten einwandfrei ausgeschlossen werden konnte.

Daß das Interesse des Analytikers für ein bestimmtes Problem plötzlich bei seinen Patienten das gesuchte Material erscheinen läßt, oder, daß seine innere, wie er meint, wohl verhüllte Ungeduld z. B. als Folge anderweitiger Inanspruchnahme — ein Stocken in der Analyse bei sämtlichen Patienten zur Folge hat usw., kann auf die Erwartungsvorstellungen des Analytikers im ersten Fall, auf die verschärfte Beobachtungsgabe der Patienten im zweiten Fall zurückzuführen sein. Ähnliche Beispiele ließen sich in Fülle aufzählen; man begnügt sich mit ihrer Zurückführung auf eine besondere Einstellung des Wahrnehmungsapparates.

In zwei Fällen habe ich nun Gelegenheit gehabt, das Zustandekommen eines Kontaktes zwischen meinem Bewußtseinsinhalte und dem *Ubw* des Patienten mit Umgehung der Sinnesorgane während der Psychoanalyse zu beobachten. Die analytische Verarbeitung des merkwürdigen psychologischen Phänomens hat ein Ergebnis gebracht, das mir charakteristisch und somit einer Mitteilung wert zu sein erscheint.

Während einer Psychoanalyse, die sich bereits auf mehrere Monate erstreckte, bringt mir ein Patient in seinem Bericht über die Ereignisse des letzten Tages die Nachricht, eine im Ausland lebende Bekannte von ihm habe sich verlobt. Dieses für den Patienten gleichgültige Ereignis hatte jedoch eine starke affektive Reaktion in mir selbst hervorgerufen. Der männliche Partner dieser Verlobung spielte nämlich im Schicksal einer mir nahestehenden Person eine wichtige Rolle. Mein Interesse hatte sich infolgedessen — unerlaubterweise — vom Patienten auf jene Angelegenheit verschoben; doch hatte ich selbstverständlich den Patienten darüber in keiner Weise in Kenntnis gesetzt. Jedenfalls gelang es mir vollkommen, einen diesbezüglichen Eindruck vom Bewußtsein des Patienten

fernzuhalten. Sonderbarerweise machte aber auch der Patient jene Angelegenheit meinem persönlichen Interesse entsprechend zum Zentrum seiner Analyse. Täglich erwartete ich gespannt diesbezügliche Nachrichten, täglich brachte mir der Patient das Gewünschte. Ich betone nochmals, daß die Bekannte meines Patienten weder vorher noch nachher irgend eine Rolle in seinem Leben gespielt hatte und daß der Verlobte ihm völlig unbekannt war. Wie als Resultat einer Aufforderung von mir entstand zwischen dem Patienten und jener Dame eine intensive Korrespondenz, in der er sich bald zu ihrem Vertrauten machte und so Kenntnis aller Details ihrer Liebesbeziehung erlangte. Die Analyse drohte zu scheitern; es blieb mir zu ihrer Rettung nichts anderes übrig, als meine Neugierde zu unterdrücken und den durch mich provozierten Stand der Analyse in gewohnter Weise anzugehen. Die Analyse ergab, daß der Patient jenes — ihm vorher noch gleichgültige — Mädchen zum Objekte seiner Liebesphantasien machte, daß er in heftiger Eifersucht den Rivalen haßte und daß sein Interesse aus seiner Einstellung des „geschädigten Dritten" stammte. Diese sonderbare Entstehung einer Liebe war selbstverständlich in engster Verbindung mit der Übertragung, wie übrigens jede während der Analyse entstehende „Verliebtheit". Das Mädchen wurde mit mir identifiziert, somit auch ihr Verlobter in eine erotische Beziehung zu mir gebracht. Der Patient brachte bald Erinnerungen an infantile Vorbilder dieser Situation. In seiner Kindheit hatte er jeden Mann, für den sich die Mutter in irgend einer Weise interessierte, für ihren ihm verhaßten Geliebten gehalten; auch jetzt übersetzte er mein Interesse in ein erotisches und versuchte — wie in jener Zeit die Mutter — jetzt meine Stellvertreterin (das Mädchen) für sich zu gewinnen.

Der erste Anlaß zu diesem, das Infantile wiederholendem Agieren ist dem Patienten vollkommen unbekannt geblieben. Für mich war es klar, daß mein eigenes intensives Interesse sich seinem lauernden *Ubw* mitteilte, dort durch eine Verknüpfung mit dem infantilen Material einer sekundären Bearbeitung unterlag und dann in das motorische Agieren im Sinne meiner Wünsche überging. Zwischen dem „telepathisch" entstandenen Prozeß: Wunsch auf meiner Seite — Erfüllung auf Seite des Patienten — war eine mühsame endopsychische Leistung des Patienten eingeschaltet, die das tragende Motiv des Phänomens darstellte und nur analytisch entwirrt werden konnte. Dieses Motiv lag in der analytischen Übertragung und in der Affinität meines bewußten Wunsches zu den *ubw* Erinnerungsspuren im Seelenleben des Patienten.

Der zweite Fall gestaltete sich folgendermaßen: Am Vortage meines achten Hochzeitstages beschäftigte mich intensiv der Gedanke an den bevorstehenden Anlaß. Ich dachte daran, daß wir diesen Tag irgendwie festlich begehen würden und stellte dabei fest, daß die ganztägige berufliche Inanspruchnahme erst in dieser letzten Arbeitsstunde die Erinnerung an meine persönliche Angelegenheit auftauchen ließ. Nach der analytischen Stunde hatte ich den Eindruck, daß diese Gedankengänge meine analytische Aufmerksamkeit sehr gestört hatten und war darauf vorbereitet, daß die auf jede derartige Benachteiligung sehr empfindliche Patientin mir am nächsten Tage den verdienten Vorwurf der Zerstreutheit nicht ersparen würde. Ich muß zunächst ausdrücklich betonen, daß in meinem Hause keinerlei besondere feierliche Stimmung den Gedenktag verriet, daß niemand in der Umgebung von der Bedeutung des Tages etwas wußte, und daß außerdem die Patientin, eine Ausländerin, keine gemeinsamen Bekannten mit mir hatte. Am nächsten Tage beginnt die Patientin ihre Stunde mit der Wiedergabe eines Traumes der letzten Nacht. Derselbe lautete: *In einer Familie wird der achte Hochzeitstag gefeiert. An einem runden Tische sitzt das Ehepaar; „sie“ ist sehr traurig, der Mann böse und gereizt. Die Patientin weiß im Traume, daß die Traurigkeit der Frau mit ihrer Kinderlosigkeit zusammenhängt; die Frau sei schon acht Jahre verheiratet und habe noch immer kein Kind, nun weiß sie, daß sie endgültig verzichten muß.* Die Analyse ergibt, daß das räumliche Milieu des Traumes einer Verdichtung zwischen meinem Arbeitszimmer und dem Wohnzimmer der Eltern der Patientin entsprach. Die Jubilarin des Traumes erweist sich in den Assoziationen als ein Produkt einer Identifizierungsreihe zwischen der Patientin selbst, ihrer Mutter und mir. Patientin ist drei Jahre verheiratet und sieht sich durch habituelles Abortieren in ihrem starken Kindeswunsch betrogen. Auch zur Zeit der Analyse hatte sie einmal abortiert und wir wußten bereits, daß die rein psychogen determinierte Kinderlosigkeit mit den Schicksalen ihres Ödipus-Komplexes zusammenhing. Sie war die Älteste von sechs Geschwistern, die in regelmäßiger Reihenfolge geboren wurden. Im achten Jahre ihrer Ehe hatte die Mutter der Patientin, von reicher Kinderschar umgeben, ihre Gebärtätigkeit beendigt. Die Kinderlosigkeit der Patientin entstand als eine neurotische Reaktion auf jene Schwangerschaften und Entbindungen der Mutter und die im Traum vollzogene Identifizierung zwischen ihr und der Mutter entsprach zwei Wunschregungen: die Mutter sollte vom Vater keine Kinder bekommen, sie selbst aber wollte sich in dieser Funktion an die Stelle der Mutter setzen. Daß ich in die Identifi-

zierungsreihe einbezogen wurde, ergab sich aus der typischen Konstellation der Übertragungssituation. Der Traum war organisch in dieselbe eingeordnet. Ist es aber ein Zufall, daß sie ihn gerade an meinem achten Hochzeitstage träumte? Und daß mein Bewußtseinsinhalt in der dem Traum vorausgehenden analytischen Stunde sich im manifesten Trauminhalt kundgab? Ich habe den Eindruck, daß unter ähnlichen Bedingungen der analytischen Übertragung und der Identifizierung wie im ersten Fall auch hier eine Relation zwischen meinen bewußten Gedanken und dem *Ubw* der Patientin hergestellt war. Auch hier verhielt sich das *Ubw* wie ein empfindsamer Resonanzboden für jene seelische Inhalte des anderen, die in engster Beziehung zu stark affektiven *ubw* Regungen des Aufnehmenden standen. Diese durch etwas Bestimmtes determinierte Bereitschaft des Seelenapparates bedingt auch hier die Fähigkeit derselben, Eindrücke auf anderem Wege als durch Vermittlung der bewußten Wahrnehmung zu empfangen.

*

Es scheint sich aus diesen direkt beobachteten Vorgängen zu ergeben, daß es Erregungen gibt, die keine Sinnesempfindungen hervorrufen und doch im Psychischen eine solche Reaktion erzeugen, als würden sie physisch-körperlich gewirkt haben. Dem analytisch Erfahrenen ist es klar, daß ein bewußt aufgenommener Eindruck in obigen zwei Fällen dieselben Auswirkungen im *Ubw* gehabt hätte wie hier beim Fehlen dieser Voraussetzung. Wissen wir doch, wie jede Geste des Analytikers gierig durch die *ubw* Übertragungstendenzen aufgenommen wird und in charakteristischer Weise — genau wie hier — in Phantasien und Träumen verarbeitet erscheint. In beiden Fällen war das Resultat so, als ob das System *Bw* durchsichtig geworden wäre und der Vorgang in der Außenwelt, der durch den Wahrnehmungsapparat nicht aufgenommen werden konnte, sich unmittelbar den tieferen Schichten mitgeteilt hätte. In beiden Fällen konnten wir in der psychischen Reaktion infantil affektive Momente nachweisen, die durch „etwas" Aktuelles, dem *Bw* nicht Zugängliches mobilisiert und in einer ganz bestimmten Weise verarbeitet wurden. Im ersten Fall handelt es sich um die Erweckung einer infantilen Eifersucht in der Übertragung, im zweiten um die Versagung eines infantilen Wunsches. Diese Vorgänge wurden von außen durch provozierende Momente, die erst in den tieferen Schichten des Seelenlebens zur Auswirkung gelangten, mobilisiert. Erst als das unbewußt Wahrgenommene durch die Verknüpfung mit *ubw* Wunsch-

regungen die entsprechende Intensität erreicht hatte, konnte es sich ins *Bw* durchsetzen. Der Zusammenhang mit der Einwirkung von außen mußte verloren gehen, weil die Voraussetzung des Sinneseindruckes fehlte.

Wir haben schon oft gesehen, wie Sinneseindrücke nicht direkt zur *bw* Wahrnehmung wurden, aber dann, in Phantasien und Träumen wiedergekehrt, so ihre Wirkung bewiesen.[1] Es ist bekannt, daß wir unter der Herrschaft der Affekte die im *Bw* wurzelnden Fähigkeiten verstärken oder verlieren können. Ja, wir können aus einer affektiven Einstellung etwas unserer Wahrnehmung voll Zugängliches negieren (negative Halluzination), aber unser *Ubw*, beziehungsweise *Vbw* kann es akzeptieren und mit Umgehung des *Bw* im geeigneten Momente verwerten. Dabei handelt es sich jedoch immer um Eindrücke, die an sich die Fähigkeit haben, *bw* aufgenommen zu werden. In unseren zwei Fällen hatte der von mir auf die Patienten übertragene Inhalt die Möglichkeit einer Wirkung auf die Sinnesorgane nicht besessen. Wenn wir annehmen, daß sich mein Bewußtseinsinhalt doch in irgend eine motorische Erregung umsetzte — und diese Annahme scheint mir berechtigt — so war die Intensität derselben so gering, daß sie für menschliche Sinnesqualitäten als Reiz nicht ausreichen konnte. Sicher hatte der psychische Vorgang in mir den Wert einer Aktion bekommen, aber der Charakter dieser Aktion war ein derartiger, daß dieselbe der Sinneswahrnehmung unzugänglich blieb.

Erst wenn diese von der Außenwelt kommende Botschaft in einer tieferen Schichte des Seelenapparates auf Strebungen stößt, zu denen sie in einer verwandtschaftlichen Beziehung im Sinne der Wunscherfüllung oder anderer emotioneller Motive steht, kommt es zu einer assoziativen Verbindung und Verstärkung beider Einflüsse. Sie setzen sich dann (wie im Traum und in anderweitigen uns bekannten Vorgängen) als Bewußtseinsinhalt durch, und der analytischen Assoziationstechnik gelingt es, das Bindeglied zwischen dem Anlaß und der Reaktion herzustellen. Dieses Bindeglied ist wie in unseren Fällen in einem komplizierten endopsychischen Vorgang zu suchen. In demselben kommt es zu einer Assimilation der Wahrnehmung mit eigenen seelischen Elementen und die Empfangsfähigkeit dieser Elemente bedingt die Möglichkeit einer „*ubw* Wahrnehmung", indem etwas, was dem Wahrnehmungsapparat nicht zugänglich erscheint, doch in das psychische Gefüge aufgenommen werden kann. Die äußere Wahrnehmung konnte nicht zustande

1) Pötzl: Experimentell erregte Traumbilder in ihren Beziehungen zum indirekten Sehen. (Zeitschr. f. d. Ges. Neur. u. Psych. Bd. 37, 1917.)

kommen, die Einwirkung von außen hatte sich aber unter den oben beschriebenen Bedingungen zu einer „inneren Wahrnehmung“ gestaltet, und als solche dem wahrnehmenden Ich mitgeteilt. Diese Umwandlung einer von außen kommenden Botschaft in innere Wahrnehmung erfolgt auf dem Wege der Identität seelischer Inhalte zwischen Subjekt und Objekt. In der Beschreibung der analytischen Situation haben wir dieselbe in den Anteilen des *Ubw* beim Analytiker und des *Ubw* des Patienten gefunden und diese Identität „analytische Intuition“ genannt. In den beobachteten zwei Fällen hatte sich die Identifizierung zwischen meinem *Bw* und der *ubw* Einstellung der Patienten hergestellt. Auch hier wird die Umwandlung in „innere Wahrnehmung“ einem intuitiven Vorgang entsprochen haben.

Der bewußte, vom Patienten mitgeteilte Inhalt ist in beiden Fällen bereits einer sekundären Bearbeitung unterlegen und seine ursprüngliche Herkunft von der Außenwelt kann somit nicht mehr agnosziert werden. Das „Telepathische“ des Vorganges konnte sich nur mir verraten.

Wir können uns vorstellen, daß unter Umständen die Herstellung der Identitäten, beziehungsweise die Umwandlung der äußeren Botschaft in „innere“ Wahrnehmung ohne weitergehende inhaltliche Veränderung vor sich gehen kann, so daß das *Bw* die Nachricht zwar von tieferen Schichten des Seelischen empfängt, ihr Inhalt aber vollkommen mit dem der reizspendenden Außenwelt gleich ist.

Wird diese Gleichheit durch den Wahrnehmungsapparat agnosziert, und zwar dadurch, daß die von innen kommende Wahrnehmung wieder in die Außenwelt projiziert wird, so bekommt der Vorgang den Charakter des „okkulten Phänomens“. Er unterscheidet sich von dem Projektionsvorgang in der Halluzination schlechtweg dadurch, daß sein Inhalt sich mit der im Projektionsfeld befindlichen Realität deckt. Das aufnehmende Medium weiß nichts von den komplizierten inneren Vorgängen, die vorausgegangen sind, es glaubt an den Realitätswert seiner Projektion wie der Psychotische an den seiner Halluzination. Der Unterschied liegt darin, daß ihm auch die umgebende Außenwelt diesen Wert zuerkennt. Fallen doch die Realität und der durch sie konstellierte Inhalt des Projizierten aufeinander.

Diese letzte Vermutung müßte erst durch die analytische Erfahrung bestätigt werden. Was die letztere uns jedoch bereits klar aufzudecken scheint, ist die Tatsache, daß die „okkulten Phänomene“ den Ausdruck einer besonders verstärkten Intuition darstellen, die ihrerseits auf einem *ubw* affektiven Identifizierungsvorgang beruht.

*

Haben die beiden obigen Fälle uns den Weg gezeigt, auf dem ein „Phänomen“ entstehen kann, so trägt ein anderer von mir beobachteter Fall einen mehr imponierenden „okkulten“ Charakter.

Durch Freiwerden libidinöser Kräfte verliebt sich während der analytischen Behandlung eine bis dahin gehemmte Patientin sehr intensiv in ein sichtlich ungeeignetes Objekt. Die starke, an der Liebesunfähigkeit des Partners scheiternde leidenschaftliche Beziehung wird durch die kontinuierlichen Versagungen in einen Identifizierungsvorgang zurückgedrängt. Ich konnte beobachten, wie Patientin ihre affektive und intellektuelle Persönlichkeit immer mehr zugunsten dieser Identifizierung aufgab. Man kann direkt behaupten, daß sie die Gedanken ihres Objektes dachte, seine Gefühle empfand und sich so zum Teil für die mangelnde Erwiderung ihrer Gefühle entschädigte. Im Momente des plötzlich erfolgten Abbruches der Beziehungen — von seiten des Objektes — verstärkte sich dieser Identifizierungsvorgang außerordentlich. Sie mobilisierte nun alle ihre seelischen Kräfte, um das Objekt, wenn nicht real, so doch durch Identifizierung in sich zu behalten. Das ermöglichte ihr eine Art Zusammenbleibens mit dem Verlorenen, und sie ergänzte den Introjektionsvorgang durch eine reale Brücke, die sie zwischen sich und jenem Manne aufbaute. Sie blieb nämlich durch ein diskretes, aber konsequentes Aushorchen aller Ereignisse seines Lebens immer über dieselben orientiert, sie verfolgte ihn in solcher Weise auf Schritt und Tritt, jedoch ohne sich ihm aufzudrängen. Sie entwickelte direkt eine Virtuosität in der Ergänzung von vernommenen Einzelheiten über das Leben des Betreffenden zu einer kontinuierlichen Ganzheit. Daß eine bis dahin nicht sexuelle Beziehung des Betreffenden zu einer anderen einen erotischen Charakter anzunehmen begann, wußte sie — wie mir scheint — früher als er selbst. Wurde doch jede Geste von ihm in ihr selbst über sein eigenes Empfindungsvermögen hinaus „nachgefühlt“.

Eines Abends saß sie in einem Zustande unendlicher Verzweiflung, von der Welt abgeschlossen, von einem einzigen Gefühle gänzlich beherrscht, zu Hause. Die letzten erspähten Spuren führten nämlich zu einer geplanten Begegnung des Herrn X. mit seiner Bekannten. Patientin verfolgte ihn gedanklich, ließ ihn in ihrer Phantasie unter einem Vorwande die Mutter der betreffenden Dame vom Hause wegschicken und malte sich aus, welche Art der Werbung seinem sexuellen Angriffe vorausgehen werde. Zu einer bestimmten Stunde, die sie genau angeben konnte, erlebte sie halluzinatorisch die Liebessituation der beiden. Der sukzessive Aufbau der ganzen Situation bis zum Kulminationspunkt vollzog sich halb-

bewußt und wurde uns erst in der nachfolgenden analytischen Stunde ganz klar.

Durch die Angaben der Patientin fasziniert, versuchte ich der Sache nachzugehen. Die Bekanntschaft mit der Rivalin meiner Patientin ermöglichte mir die nachträgliche Bestätigung der vollen Übereinstimmung der realen Begebenheiten mit den inneren Erlebnissen der Patientin. Die ganze kombinierende *vbw* Gedankenkette stellte sich als richtig heraus, das halluzinierte Ereignis hatte tatsächlich in der von der Patientin angegebenen Stunde vollkommen identisch stattgefunden. Patientin wußte selbst, daß die Halluzination ihrem inneren, herausprojizierten Wissen entsprach. Dieses „Wissen" war hier im Gegensatz zu sonstigen Halluzinationen kein *ubw* Vorgang, sondern eine das Normale übersteigende, von libidinösen Kräften gespeiste kombinatorische Leistung der Patientin, die ihre „übersinnliche" Gabe aus dem restlos auch die bewußten Denkvorgänge beherrschenden Identifizierungsvorgang schöpfte.

Auch was diesem „telepathischen" Erlebnis folgte, erweist sich für unser Thema beachtenswert. Von diesem Tage an gab Patientin die Verfolgung des Herrn X. auf. Hatte sie doch die telepathische Beziehung in sich entdeckt und meinte sich mit dem Objekte verbunden zu wissen. Sie brachte jetzt eine ganze Reihe telepathischer Träume, die ihr die Ereignisse des Lebens des Herrn X. mitteilten, in die Analyse. Meine Erkundigungen konnten feststellen, daß ihr telepathisches Wissen hier versagte. Aber die Analyse ergab, daß die auf das aktuelle Objekt bezogenen Begebenheiten in allen Einzelheiten ihre infantilen Erfahrungen am Bruder darstellten, daß das telepathisch im Traum Wahrgenommene wohl einer Realität entsprach, aber einer in den Erinnerungsresten des *Ubw* aufgehobenen und jetzt mobilisierten Realität. Die letzte Enttäuschung am Geliebten hatte die regressiven Vorgänge hervorgerufen und ließ am aktuellen Objekte das erleben, was sich am infantilen abgespielt hatte. Die zeitliche Verlegung von der Vergangenheit in die Gegenwart, ebenso wie die vom alten Objekt auf das neue gab den Träumen den telepathischen Charakter.

Wenn wir an die Kontinuität und Kausalität im psychischen Leben glauben und dem Wiederholungszwange in uns die ihm gebührende Macht zusprechen, so werden wir auch die seelische „Vorbestimmung" akzeptieren müssen und in der konstruierenden Kraft derselben auch eine der Quellen prophetischer Eingebungen erblicken. Ich glaube, daß auch die letzte Patientin selbst ihre Liebesenttäuschung durch die Wahl des Objektes pro-

vozierte und so das am Bruder Erfahrene auch in ihrem „okkulten Wissen“ *ubw* in Verwendung brachte.

Jedenfalls scheinen die analytischen Erfahrungen zu bestätigen, daß die „okkulten“ Mächte in der Tiefe des Seelischen zu suchen sind und daß es auch hier der Psychoanalyse bestimmt ist, Klärung zu schaffen, wie sie es bei anderweitigen „geheimnisvollen“ Vorgängen der menschlichen Seele bereits getan hat.

Zur Psychoanalyse des Spuks[1]

Von

Alfred Winterstein

Wien

„Eben diese Unwissenheit macht auch, daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammengenommen aber einigen Glauben beizumessen."

Kant.

Persönliche Erfahrungen und angeborene Neigung, zwischen gegensätzlichen geistigen Betätigungen regelmäßig abzuwechseln, haben mich auch zur Beschäftigung mit dem wissenschaftlich noch kaum fundierten Okkultismus[2] geführt. Immer schwebte mir hiebei aber als letztes Ziel eine höhere, einheitliche Auffassung vor, in die sich diese Gegensätze eines Tages völlig auflösen würden. Mochte eine solche Zielvorstellung vielleicht auch nur eine subjektive Wunschphantasie sein, so war sie als methodisches Prinzip zweifellos berechtigt.

---

1) *Was bisher von Vertretern der Psychoanalyse über „okkulte" Erscheinungen veröffentlicht worden ist, beschränkte sich darauf, konkrete Fälle dadurch unserem heutigen wissenschaftlichen Verständnis zugänglich zu machen, daß unbewußte Elemente auf seiten der die Erscheinung beobachtenden und berichtenden Personen zur Deutung der Phänomene aufgedeckt wurden. Die Frage der Wirklichkeit der Phänomene wurde dabei nicht prinzipiell behandelt, die Möglichkeit ihrer Existenz weder bejaht noch verneint. Die folgende Abhandlung, die die Psychoanalyse zur Motivierung einer Abart okkulter Erscheinungen heranzieht, gibt nur die wissenschaftliche Überzeugung des Verfassers wieder, nicht etwa ein sicheres Ergebnis der Psychoanalyse. Wir betonen dies nur deshalb, weil in dem heute oft mit vielem Affekt geführten Streite die Gefahr naheliegt, daß die Parteien sich irrtümlich auf die Psychoanalyse berufen und sie in den Kampf um eine Frage, mit der sie nichts zu tun hat, hineinziehen könnten.* Die Redaktion.

2) Ich kenne die Einwände gegen diese Bezeichnung, die auch keinerlei historische Berechtigung besitzt, will aber mit ihr nur auf einen geläufigen Vorstellungskomplex hinweisen.

Unter den Erscheinungen des Okkultismus hat mich in letzter Zeit namentlich das Tatsachengebiet des Spuks[1] gefesselt, das von der Forschung bisher auffallend vernachlässigt wurde, obwohl sich gerade hier bedeutsame Ausblicke ins Unbetretene eröffnen dürften. Wer vollends von der Beschäftigung mit der Psychoanalyse herkam, war von gewissen Beobachtungen überrascht, die den Gedanken nahelegten, psychoanalytische Erkenntnisse versuchsweise auf die Phänomenologie des Spuks zu übertragen, „nur aus wissenschaftlicher Neugierde, oder wenn man will, als *advocatus diaboli*, der sich darum doch nicht dem Teufel selbst verschreibt".[2] Soll man es Zufall nennen, daß mir kürzlich ein Buch[3] in die Hände fiel, das, wiewohl von einem Nicht-Psychoanalytiker verfaßt, eine psychoanalytische Entdeckung Freuds in geistreicher Weise für die Erklärung der Spukkundgebungen nutzbar zu machen sucht? Diese Arbeit gab mir den Mut, den psychoanalytischen Gedankengang weiter zu verfolgen. Doch bevor ich Näheres darüber mitteile, möchte ich, um dem Leser statt einer trockenen Definition eine lebendige Anschauung des Spuks zu vermitteln, einige Spukfälle berichten.[4] Ich schicke noch voraus, daß man einen „medialen" (durch Medien verursachten) und einen „ortsgebundenen" Spuk unterscheidet. Da das Vorhandensein eines Mediums (eventuell eines entfernten) auch in Fällen von „ortsgebundenem" Spuk nicht immer gänzlich ausgeschlossen werden kann, läßt sich natürlich eine strenge Scheidung zwischen beiden Arten praktisch nicht aufrechterhalten.

1) Ich spreche im folgenden bloß von Verstorbenenspuk, obwohl Spukerscheinungen auch bei der Telepathie zwischen Lebenden auftreten.

2) Freud: Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 231.

3) Johannes Illig: Ewiges Schweigen? Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart 1925.

4) Reiches Material bei E. Bozzano: Les Phénomènes de Hantise. (Traduit de l'italien par C. de Vesme.) Paris 1920. Das Buch von Dr. Max Kemmerich: Gespenster und Spuk, Ludwigshafen 1921, entnimmt dem Werk von Bozzano viele Beispiele. Bozzano unterscheidet einen Spuk im engeren Sinne vom „Poltergeist". Bei jenem handelt es sich um elektive und kollektive veredike Gesichts- und Gehörshalluzinationen (immaterieller Spuk), es kommen aber auch objektive Erscheinungen vor. Der Gespenster- und Gehörspuk dauert in der Regel viele Jahre, ja manchmal Jahrhunderte und ist fast stets an Örtlichkeiten gebunden. Beim „Poltergeist" (materieller Spuk) handelt es sich hingegen um physikalische und mediumistische Phänomene, die stets objektiv sind und in der Regel nur sehr kurz dauern. Sie unterscheiden sich auch noch vom Spuk im engeren Sinne dadurch, daß oft ein Medium vorhanden ist, Phantome fast nie erscheinen und ein Todesfall den Phänomenen nur selten vorhergeht. Der konkrete Fall weist meistens subjektive und objektive Elemente auf.

Fall 1

Der amerikanische Diplomat Robert Dale Owen erzählt in seinem Buch „The Debatable Land" (p. 226, zitiert nach Bozzano, p. 154 f.) folgendes und bemerkt, daß er den Fall im Winter 1869/70 von einer der beteiligten Personen erfahren habe:

„Eine junge, gebildete Dame meiner Bekanntschaft, die einer der ältesten Familien New Yorks angehört und die ich Miß V.. nennen werde, hatte vor einigen Jahren vierzehn Tage bei einer Tante verbracht, die Eigentümerin eines sehr großen und alten Hauses an den Ufern des Hudson war. Dieses Haus stand wie viele europäische Schlösser im Rufe, daß es dort spuke. Man sprach davon in der Familie so wenig als möglich, das betreffende Zimmer wurde aber nur in Ausnahmsfällen benützt. Während des Aufenthaltes der Miß V.. kamen so viele Gäste, daß kein Fremdenzimmer mehr zur Verfügung stand und die Tante ihre Nichte fragte, ob sie sich getraue, für zwei, drei Tage ihr eigenes Zimmer mit dem Spukzimmer zu vertauschen, auf die Gefahr hin, von einem Gespenst besucht zu werden. Miß V.. stimmte ohne weiteres zu und bemerkte, daß Besuche aus dem Jenseits sie nicht sehr beunruhigten.

Miß V.. legte sich also nachts in dem Spukzimmer zu Bett und schlief ohne die geringste Befangenheit ein. Sie erwachte um Mitternacht und erblickte die Gestalt einer schon ältlichen Frau, die im Zimmer hin und her ging, als Kammerzofe gekleidet, sehr sauber, aber ein wenig altmodisch. Anfangs erschrak sie durchaus nicht, da sie glaubte, es sei eine Dienerin des Hauses, die gekommen sei, etwas zu suchen; als sie jedoch nachdachte, erinnerte sie sich, daß sie die Türe mit dem Schlüssel zugesperrt hatte. Dieser Gedanke ließ sie zusammenschaudern, aber ihr Entsetzen wuchs noch, als sie sah, wie die Gestalt auf das Bett zukam und sich über sie beugte, vergeblich bemüht zu sprechen. Von Grauen gepackt, verbarg Miß V.. ihr Gesicht in den Leintüchern. Als sie einen Augenblick später wieder hinblickte, war das Phantom verschwunden. Nun sprang sie aus dem Bett und lief zur Türe: sie fand sie verschlossen, der Schlüssel steckte innen. —

Einige Monate später war sie bei einer Freundin zu Besuch, die sich spiritistischen Versuchen hingab und zahlreiche mediumistische Mitteilungen erhielt. Miß V.., die vom Spiritismus reden hörte, ohne je etwas gesehen zu haben, nahm aus Neugier an den Sitzungen teil. Da manifestierte sich eines Abends eine angebliche mediumistische Persönlichkeit mit der Behauptung, sie sei eine gewisse Sarah Clarke, ein Name, den die zwei Damen nicht kannten. Diese Persönlichkeit erzählte, sie sei vor Jahren Kammerfrau bei der Tante der Miß V.. gewesen; sie habe, als Miß V.. bei der Tante zu Besuch weilte, vergeblich versucht, mit ihr zu sprechen, in der Absicht, Diebstähle zum Schaden der Tante zu beichten[1] und deren Verzeihung zu erbitten. Sie fügte hinzu, daß der Wunsch, ihren Fehltritt zu gestehen, so stark in ihr sei, daß er sie gegen ihren Willen zwinge, in dem Zimmer zu spuken, das sie bei Lebzeiten bewohnt habe.[1] Hierauf setzte sie aus-

1) Von mir gesperrt.

einander, daß sie zu ihren Lebzeiten sich hatte verleiten lassen, eine silberne Zuckerdose und andere Gegenstände, die sie aufzählte, zu entwenden. Zuletzt sagte sie, daß sie Miß V.. ewig dankbar wäre, wenn sie ihre Botschaft der Tante mit dem Ausdruck ihrer tiefen Reue und der Bitte um Verzeihung übermitteln wollte.

Bei der nächsten Gelegenheit fragte Miß V.. ihre Tante, ob sie nicht zufällig eine gewisse Sarah Clarke gekannt habe. ‚Gewiß,' antwortete sie, ‚das war eine Kammerfrau, die wir vor dreißig oder vierzig Jahren hatten.' ‚Welchen Charakter hatte sie?' ‚Sie war gut, fleißig und treu.' ‚Hast du, während sie bei euch in Stellung war, niemals das Fehlen von sibernem Tafelgerät festgestellt?' Nach kurzem Nachdenken rief die alte Dame aus: ‚Ja, ich erinnere mich jetzt; damals verschwanden auf geheimnisvolle Weise eine silberne Zuckerdose und andere Gegenstände dieser Art. Warum?' ‚Ist dein Verdacht niemals auf die Kammerfrau Sarah Clarke gefallen?' ‚Niemals. Es ist wahr, daß sie freien Zugang zu den verschwundenen Gegenständen hatte; aber wir kannten sie alle als sehr anständig und über jeden Verdacht erhaben.' Jetzt entschloß sich Miß V.., ihrer Tante die mediumistische Botschaft mitzuteilen, und man stellte nun fest, daß die Liste der gestohlenen Gegenstände, wie sie von dem angeblichen Geist der Sarah Clarke mitgeteilt worden war, mit den tatsächlich im Hause der Tante verschwundenen übereinstimmte. Als die alte Dame dies erfuhr, beschränkte sie sich darauf zu sagen: ‚Wenn Sarah Clarke wirklich die Gegenstände gestohlen hat, so verzeihe ich ihr aus ganzem Herzen.'

Der bemerkenswerteste Umstand bei dieser Geschichte ist, daß seit jenem Tage die Kundgebungen im Spukzimmer aufhörten und Sarah Clarke niemand mehr erschien.[1] Ich wiederhole, daß ich für die Wahrheit des Berichtes bürge, da ich die zwei Zeuginnen persönlich kenne."

Fall 2

Der folgende Fall wird in dem obenerwähnten Werke von Illig (S. 214 f.) berichtet.

„Im Frühjahr 1912 starb ein Bauer R. in R. Er hatte die Gewohnheit, Geld zu verstecken, um ohne Kenntnis seiner Familie über Geld zu verfügen. Es kam darüber öfters zur Aussprache zwischen ihm und seiner Frau. Noch auf dem Sterbebette fragte ihn seine Frau nach verstecktem Geld. Er verweigerte aber die Auskunft. Als sie ihn beim Herannahen des Todes nochmals fragte, konnte er keine Antwort mehr geben. Nach ungefähr sechs Wochen war die Witwe des Verstorbenen einmal bis in die Abenddämmerung hinein im Feld. Da hörte sie einen Laut, wie wenn jemand geworfen hätte, und gleich darauf Tritte. Sie sah aber nichts. Zur gleichen Zeit war eine Tochter im Stall beschäftigt und hatte plötzlich die Empfindung, wie wenn etwas um sie wäre. Sie bekam einen Schauder, sah und hörte aber nichts. Von dieser Zeit an entstand eine lebhafte Spukerei im Haus, die über ein Jahr anhielt. Eine auswärts wohnende Tochter schlief einmal, als sie auf Besuch nach Haus

1) Von mir gesperrt.

gekommen war, in dem Sterbezimmer des Vaters. Da hörte sie in der Nacht stundenlang Tritte im Zimmer, ganz ähnlich denen ihres Vaters. Dazwischen hinein vernahm sie ein Stöhnen und Klagen, wie das ihres Vaters zur Zeit seiner Krankheit. Sie fürchtete sich infolge dieser Vorgänge, daß sie nicht mehr im elterlichen Hause zu halten war und abreiste. Auch die Mutter hörte oftmals diese Tritte im Haus. Einmal wurde sie sogar gekniffen, wie es ihr Mann bei Lebzeiten in Gewohnheit hatte.[1] Das Öffnen und Schließen von Türen gehörte zu den Alltäglichkeiten. Eine zweite Tochter war einst an einem Kirchweihtag auf Besuch gekommen und beteiligte sich an einer geselligen Unterhaltung in einem Gasthaus. Als sie nach Mitternacht nach Hause kam, wollte sie sich von dem auf dem Tisch stehenden Kuchen noch ein Stück abschneiden. Wie sie das Messer in die Hand nahm, erfolgte von unsichtbarer Hand ein so heftiger Schlag auf den Tisch, daß der Kuchen in die Höhe flog. Dieser Vorgang ereignete sich bei heller Beleuchtung. Die im Nebenzimmer wachende Mutter hörte den Schlag auch. Ein Bruder hörte sehr oft die Türen auf- und zugehen, sowie laute Getöse, wie wenn ein voller Sack oder ein ähnlicher schwerer Gegenstand auf den Boden gefallen wäre. Da er keine Ursache dieses Lärmes zu entdecken vermochte, begann er oftmals zu fluchen. Aber je mehr er fluchte, desto größer wurde der Lärm.[1] Nach Verfluß eines Jahres fand die Mutter in einem Loch in der Zimmerdecke einen Geldbetrag, den der Verstorbene versteckt hatte. Nach dieser Zeit trat Ruhe ein.[1]

Mehrere Jahre hernach stürzte ihr vorhin erwähnter Sohn von einer Leiter ab und fand dabei den Tod. Bald nach dieser Zeit fing der Spuk von neuem an, diesmal aber weit schlimmer als nach dem Tod des Vaters. Auch war er insofern von dem bereits erloschenen Spuk gänzlich verschieden, als er den verstorbenen Sohn in jeder Weise nachahmte.[1] Es polterte, pochte und klapperte zuweilen im Haus und namentlich in der Werkstatt, daß man meinte, der Tote wäre noch am Leben und mitten in seiner Arbeit — er war Zimmermann. Man glaubte zuweilen sogar die Art der einzelnen Beschäftigung zu erkennen. Besonders auffällig war das, wenn im Spuk Bretter geworfen oder bearbeitet wurden."

Fall 3

Enthalten in Cesare Lombrosos „Hypnotischen und spiritistischen Forschungen" (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, S. 316):

„In der Kirche S. Giovanni in Modica erschien der Geist einer Wäscherin, die im Streit eine Bekannte tödlich verwundet hatte. Die Wäscherin starb ganz plötzlich bei der Arbeit. Ihr Geist begibt sich jede Nacht an den Ort, wo sie starb. Dort fängt sie zu waschen an.[1] Am Morgen verschwindet sie beim ersten Hahnenschrei über dem Kirchdach."

Fall 4

Auch bei Lombroso (S. 330), der ihn der Zeitschrift „Luce e Ombra" (November 1905) entnimmt:

---

1) Von mir gesperrt.

„. . . In einer Sitzung mit einem anderen Medium erklärte die Mutter (des Berichterstatters, des Grafen Galateri), daß sie an der Türe des Spukhauses in Annecy eine Militärperson mit einem Holzbein sähe. Dieser Soldat habe ihr anvertraut, daß er in den Napoleonischen Schlachten Tote geplündert habe, auf diese Weise reich geworden sei und mit dem so erworbenen Gelde dieses Landhaus gekauft habe. Der Rest des Schatzes liege im Keller versteckt. Jetzt bereue er seine Taten und wolle die Gräfin durch die Geräusche veranlassen, das Geld hervorzuholen und an Arme zu verteilen.[1]

Zwei Jahre danach erfuhr die Gräfin, als sie in die Nähe ihres alten Landsitzes zurückkehrte, daß die neuen Besitzer wegen der andauernden Geräusche das Haus zu jedem Preis veräußern wollten. Denn auch die Beschwörungsformeln eines Priesters hatten nichts geholfen. Sie bat, sich nur zwei Tage in dem Haus aufhalten zu dürfen, grub im Keller nach und fand dort ein Gefäß mit mehreren Tausend Francs in Gold. Sie verteilte dieses Geld unter die Armen und seit jener Zeit hörten die spiritistischen Phänomene auf."[1]

Fall 5

Das folgende Bruchstück stammt aus einem längeren Bericht über Spukvorgänge, die seit dem Frühjahr 1916 von einem Bekannten Illigs beobachtet wurden (a. a. O. S. 228):

„Heute, im Frühjahr 1924, ist in dem Hause noch keine Änderung eingetreten. Die spukhaften Erscheinungen setzen zuweilen aus und zeigen sich dann wieder um so stärker. Fast alles, was man wahrnimmt, erinnert an die verstorbene Frau.[1] Besonders auffällig sind die Beobachtungen an ihrem einstigen Schreibtisch. Hier vernimmt man selbst am Tag zuweilen Geräusche, wie wenn daran gearbeitet würde. Man hört mit Papier und Feder hantieren, Bücher und andere Gegenstände hinwerfen, den Stuhl rücken und was dergleichen mehr ist . . . Die zweite Frau hörte sehr häufig in einem Schrank ein metallenes Klingen und Klappern, wie wenn drinnen Geld gezählt würde, und es war doch gar kein Geld drinnen. Da fragte sie ihren Mann: ‚Du, sag' einmal, habt ihr denn früher in diesem Schrank euer Geld aufbewahrt?' Dieser bejahte es und fügte hinzu, daß das Aufbewahren des Geldes zu den Obliegenheiten seiner Frau gehört habe."

Fall 6

Berichtet in den „Blättern aus Prevorst", Vierte Sammlung vom Jahre 1833 (bei Illig, S. 157):

„Ein epileptischer Hausknecht namens Bengt, der stolz darauf war, von seinem Herrn niemals gescholten worden zu sein, bekam von diesem einmal eine Ohrfeige; er ging auf die Bühne[2] und erhängte sich. Bald darauf hörte man nachts oben poltern, wie es polterte, wenn Bengt seinen

1) Von mir gesperrt.
2) Raum unter dem Dach.

Anfall hatte und dabei die Treppen herunterkollerte.[1] In der ersten Zeit entsprachen die Zwischenräume zwischen dem Poltern der Zeit zwischen seinen Anfällen.[1] Später wurde das Poltern seltener, und nach ungefähr sieben[1] Jahren hörte es auf."

Fall 7

Wurde Illig im Jahre 1922 von einer intelligenten Frau aus einer württembergischen Landgemeinde berichtet (S. 157):

„Die Berichterstatterin hatte eine Base in N. Bei dieser im gleichen Haus wohnte eine nahe Verwandte, eine etwa fünfzig Jahre alte Frau F., welche infolge eines Schlaganfalls umfiel und die Treppe hinunterkollerte. Sie blieb tot auf der Stelle liegen, ohne zuvor das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Einige Tage darauf hörten nun die Hausbewohner ein heftiges Poltern, das sich längere Zeit wiederholte. Daneben gewahrten sie auf der Treppe, über welche die Frau hinuntergekollert war, öfters eine Kugel in der Größe einer Billardkugel. Sie schwebte über die Treppe herunter und platzte auf dem Boden mit einem lauten Knall,[1] worauf nichts mehr zu sehen war. Auch Fratzengesichter und Hände zeigten sich an den Wänden. Entsprechend ihrem Glauben ließen die Verwandten für die Verstorbene mehrere Messen lesen, worauf der Spuk verschwand."

Ich rate nun dem Leser, vorläufig alle Einwände gegen die Realität der erzählten Spukfälle zurückzustellen und mit mir die charakteristischen Züge der einzelnen Beispiele zu betrachten. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß nur der Raummangel mir verbietet, zahlreiche Beispiele dieser Art zu bringen, die durch ihre Häufung mit besserem Erfolg um Glauben werben würden als die wenigen von mir berichteten Fälle.

Im ersten Fall sehen wir, wie der Wunsch der verstorbenen Kammerzofe, ihren Fehltritt zu gestehen, so stark in ihr war, daß er sie gegen ihren Willen zwang, in dem Zimmer zu spuken. Die Gegenprobe für die Triebkraft dieses Wunsches dürfen wir in der Tatsache erblicken, daß der Spuk, nachdem die Kammerfrau den Diebstahl gebeichtet und die Verzeihung ihrer früheren Herrin erlangt hatte, sofort aufhörte. Vielleicht ist es auch gestattet, darauf hinzuweisen, daß das geschäftige Hin- und Hergehen des Phantoms im Zimmer eine Lebensgewohnheit des verstorbenen Kammermädchens zu wiederholen scheint, ein Zug, der in anderen Beispielen noch bedeutsamer hervortritt und auf den wir zurückkommen werden.

Fall 2 erinnert in manchem an den eben besprochenen. Auch hier handelt es sich um ein Geheimnis, das ins Grab mitgenommen wird und den Verstorbenen nötigt, sich so lange spukhaft zu äußern, bis das Ge-

1) Von mir gesperrt.

heimnis entdeckt ist. Da die Frau wußte, daß ihr Mann Geld versteckt hatte, wurde der Spuk nach volkstümlichem Glauben von der Familie mit dieser Tatsache in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Daß die Angehörigen mit dieser Annahme nicht fehlgingen, wird durch das Aufhören des Spuks, nachdem der Geldbetrag gefunden wurde, bestätigt. Ich glaube, man darf also auch vom Spuk wie von einer psychogenen Erkrankung sagen: Was sein Erfolg ist, ist seine Absicht. Man gewinnt beim Studium des Spuks nämlich immer wieder den Eindruck, als ob er eine Absicht mit freilich unzulänglichen Mitteln[1] verfolgte; dies würde eher dafür sprechen, daß eine Art von Intelligenz die Kundgebungen bewirkt und es sich nicht um bloße Automatismen handelt. Auch der im Fall 2 erwähnte Zug, daß der Spuklärm immer größer wurde, je mehr der Sohn des Bauern fluchte, deutet in dieselbe Richtung. Ist in dem an den Tod des Bauern anschließenden Spuk eine Nachahmung seiner Lebensgewohnheiten nur schattenhaft zu erkennen, so ist es für den Spuk nach dem gewaltsamen Tode des Sohnes geradezu charakteristisch, daß er dessen Tätigkeit bei Lebzeiten mit allen ihren Eigentümlichkeiten nachäfft.[2] Auch im Fall 3, der nur kurz wiedergegeben wird und an einen Zusammenhang zwischen der Gewalttat der Wäscherin und dem späteren Spuk denken läßt, wiederholt dieser die Lebensgewohnheiten der verstorbenen Person. Fall 4 erinnert wieder an Fall 2. Der tote Soldat fühlt noch immer sein Gewissen durch den Besitz des unrechtmäßig erworbenen Geldes bedrückt und spukt in der ausgesprochenen Absicht, die Bewohner des Hauses zu veranlassen, daß sie das Geld hervorholen und an die Armen verteilen. Auch hier hört mit der Erfüllung des Wunsches des Verstorbenen der Spuk auf. Im Fall 5 kopieren die Spukerscheinungen die Lebensgewohnheiten der verstorbenen Frau (ähnlich wie Fall 2 und Fall 3); im Fall 6 wird der epileptische Anfall und im Fall 7 die Todeskatastrophe spukhaft wiederholt.[3]

---

1) So wird fast nie im Rahmen der Spukkundgebungen das Motiv direkt angegeben. Im Fall 1 (vermutlich auch im Fall 4) erfolgt die Mitteilung bei einer mediumistischen Sitzung. Es tritt also offenbar hier ein Ausdrucksmittel (Medium) hinzu, das erst eine intelligente Äußerung ermöglicht.

2) Es hat den Anschein, als ob dieser Wiederholungszwang von Triebregungen ausginge, die die Wiederherstellung eines durch die Vernichtung des Lebens gestörten Gleichgewichtszustandes anstreben. Vgl. dagegen Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 385.

3) Der Sturz der Frau wird im Fall 7 nur symbolisch wiederholt (durch herabschwebende und platzende Kugeln). — Oder handelt es sich um eine Vorstufe der Materialisation (das den Okkultisten geläufige sogenannte Kugelphänomen)? Bereits

Zur Erklärung des scheinbar automatischen Wiederholens spukhafter Darstellungen, das den Charakter des Dämonischen, Unheimlichen noch verstärkt, hat bereits Illig[1] den neurotischen Wiederholungszwang herangezogen, dessen Wirksamkeit Freud in seiner Schrift „Jenseits des Lustprinzips“ nachgewiesen hat. Gewisse Spukfälle zeigen, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, eine weitgehende Analogie mit dem Traumleben der traumatischen Neurose, andere wieder mit der neurotischen Reproduktion während der Analyse. Um das Verständnis zu erleichtern, kann man nun nicht umhin, zur Hypothese zu greifen, daß auch im Sterben so wie beim Einschlafen oder bei der Herstellung der analytischen Situation das verdrängte Unbewußte zur Herrschaft gelangt, nur daß dieses Unbewußte im Spuk und in den Symptomhandlungen des neurotischen Patienten agiert, zum Unterschiede vom bloß halluzinatorischen Traumleben der traumatischen Neurose, das den Kranken immer wieder in die Situation seines Unfalles zurückführt.[2] Zu der ersten Kategorie von Spukkundgebungen gehören jene Fälle, die durch einen gewaltsamen Tod, sei es Ermordung oder Selbstmord,[3] oder durch ein anderes Schreckerlebnis unmittelbar vor dem Tode verursacht scheinen. Man könnte hier vielleicht auch an einen Gedanken Freuds anknüpfen, daß jeder Organismus nur auf seine Weise sterben will,[4] und im Spuk eine Reaktion der tiefsten biologischen Mächte gegen dieses Trauma des Todes erblicken. Ich verweise auf Fall 5 (der plötzliche Tod des Sohnes), Fall 6 und Fall 7, wobei es zunächst unklar bleibt, warum im Spuk einmal die Lebensgewohnheiten der verstorbenen Person nachgeahmt werden, ein anderes Mal die Todeskatastrophe selbst mimisch wiederholt wird.[5] Bei der zweiten Gruppe von Spukfällen ist man versucht, an eine Verursachung durch einen vom Ich bei Lebzeiten nicht bewältigten psychischen Inhalt oder durch einen unerledigten moralischen

---

Plato spricht im Symposion von der Kugelgestalt des geschlechtlich gedoppelten Urwesens — man weiß nicht, ob aus Erfahrung oder Intuition. (Hinweis bei Illig, a. a. O. S. 186.)

1) Illig, a. a. O. S. 276 f. u. passim.

2) Die Periodizität vieler Spukfälle läßt sich wahrscheinlich durch Fixierung an den Moment des „Traumas“ erklären.

3) Dem Volksglauben ist der Zusammenhang des Spukes mit gewaltsamer Todesart geläufig.

4) Freud: Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 217.

5) Besonders interessant ist im Falle 6 die sieben Jahre dauernde Wiederholung des epileptischen Anfalls. Vielleicht greift das Unbewußte gerade zu dieser Äußerung, weil sie in der Linie des geringsten Widerstandes liegt.

Konflikt zu denken.[1] Der Wiederholungszwang läßt unter gewissen uns nicht näher bekannten Bedingungen die verpönten Regungen nach dem Tode zu spukhafter Darstellung gelangen; in ihr ist aber immer gleichzeitig auch eine Wirkung des Schuldgefühls (Strafbedürfnisses) zu erkennen, so daß man den Spuk wie das neurotische Symptom als ein Produkt des Geständniszwanges[2] bezeichnen könnte. Der Spuk hört in dem Augenblick auf, wo der Inhalt des unbewußten Geständnisses von den Lebenden durchschaut wird, also im Fall 2, sobald die Witwe das vom Verstorbenen seiner Familie vorenthaltene, versteckte Geld aufgefunden hatte. In einzelnen Fällen (1 und 4) scheint der Verstorbene mit Hilfe eines Mediums sogar imstande zu sein, ein direktes Geständnis (Verwandlung der Wiederholung in Erinnerung) abzulegen; die vollständige Befriedigung des Strafbedürfnisses (Verzeihung seitens der geschädigten Person, Verteilung des Geldes unter die Armen) bringt dann den Heilungsprozeß zum Abschluß und macht den Spukphänomenen ein Ende. Man darf also vielleicht nach dem Gesagten mit aller gebotenen Vorsicht die Vermutung aussprechen, daß sich in gewissen, wahrscheinlich sehr seltenen Fällen die Tätigkeit der menschlichen Persönlichkeit noch einige Zeit nach dem Aufhören der Lebenserscheinungen fortzusetzen vermag. Die Spukphänomene mit ihrer monotonen, automatischen Wiederholung einer und derselben Handlung erwecken aber den Eindruck, daß es sich hiebei nicht um das Überleben der ganzen Psyche handelt, sondern nur eines autonom gewordenen Vorstellungskomplexes, einer fixen Idee,[3] einer Zwangsvorstellung, die zur fortwährenden Abfuhr und Realisierung durch die Spukerscheinungen (bisweilen bloß symbolisch) drängt. Daß in so vielen Berichten Geld eine Rolle spielt und die spukende Intelligenz sich häufig auf boshafte, quälende Weise bis zur hartnäckigen Verfolgung einer bestimmten Person manifestiert, ließe sich auf analerotische und sadistische[4] Regungen zurückführen, die ja bekanntlich die prägenitale Organisation der Zwangsneurotiker und die postgenitale alternder Menschen, namentlich Frauen, kennzeichnen. Ich getraue mich jedoch nicht zu entscheiden, ob diese

1) In sehr vielen Fällen fand ich die durch einen begangenen Mord bewirkte seelische Erschütterung als Ursache.

2) Vgl. Th. Reik: Geständniszwang und Strafbedürfnis. Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XVIII.

3) Schon du Prel spricht von posthumen Monoideismen.

4) Über den Sadismus als verschobenen Todestrieb siehe Freud: Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 227.

Regression des Sexuallebens mit der (manchmal geradezu vererblichen) Fähigkeit zu spukhafter Äußerung nach dem Tode in einem tieferen Zusammenhange steht.

Wir glauben, in der Phänomenologie des Spuks die Auswirkung ganz bestimmter der Psychoanalyse geläufiger seelischer Mechanismen aufgezeigt zu haben, und wollen nun darlegen, was uns zu der Auffassung berechtigt, daß es sich hier um psychisch bedingte, reale Vorgänge handelt, die, so rätselhaft sie uns auch heute noch erscheinen mögen, eines Tages sicherlich ihren Platz im Gefüge der bioanalytischen Wissenschaft[1] vom Leben finden werden. Daß die Spukphänomene sich so abspielen, als ob ihnen psychische Mechanismen zugrunde lägen, wäre an sich vom Standpunkte der Psychoanalyse aus natürlich noch kein Grund, ihnen objektive Realität zuzuerkennen (mit demselben Rechte müßte man ja dann die Phantasiegestalten der Dichter für wirklich Lebende halten), man würde vielmehr zunächst annehmen, daß die Erscheinung durch neurotische Projektion unbewußter Regungen des Beobachters entstanden ist, also eine subjektive Halluzination darstellt. Diese Deutung empfiehlt sich dort als die wahrscheinlichere, wo nichts anderes als das Zeugnis einer einzelnen Person vorliegt. Werden aber derartige Phänomene von verschiedenen Personen unabhängig voneinander durch lange Zeiträume wahrgenommen oder geht das Anmelden eines Sterbenden in länger dauernden Verstorbenenspuk unmittelbar über,[2] gelangen durch die Spukkundgebungen Tatsachen und Ereignisse zur Kenntnis der Beobachter, von denen diese unmöglich etwas wissen konnten (eventuell nachträgliche Bestätigung durch Dokumente, Funde u. ä.), entsprechen die (materiellen) Spukerscheinungen einer mit einem Toten zu dessen Lebzeiten getroffenen Verabredung oder hören die Spukvorgänge nach Erfüllung des Wunsches eines Toten auf und stehen sie auch noch mit mediumistischen Experimenten in Zusammenhang:[3] in allen diesen Fällen scheint mir die Projektionstheorie völlig zu versagen und die Auffassung des Verstorbenenspuks als eines äußeren, vom Beobachter unabhängigen Vorgangs unabweislich zu sein. Vielleicht würden wir uns gegen diese Annahme weniger heftig sträuben, wenn wir nicht, im Banne der Todesfurcht, den Tod als unüberschreitbare Lebensgrenze betrachteten. Ist aber vom wissenschaftlichen

---

1) Vgl. S. Ferenczi: Versuche einer Genitaltheorie. Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. 15, S. 111 ff.

2) Diese — allerdings seltenen — Fälle gehören zu den überzeugendsten. Vgl. hiezu Rud. Lambert: Spuk, Gespenster- und Apportphänomene. Berlin 1923.

3) Es handelt sich hier nur um eine demonstrative, nicht taxative Aufzählung.

Standpunkte nicht Ferenczis[1] Anschauung vorzuziehen, „daß es eine vollkommene Entmischung der Lebens- und Todestriebe überhaupt nicht gibt, daß es selbst in der sogenannten ‚toten' Materie, also im Anorganischen, noch Lebenskeime gibt und damit auch Regressionstendenzen zu jener höheren Komplikation, aus deren Zerfall sie entstanden sind"?

Nicht als Beweis für die objektive Realität des Spuks, wohl aber dafür, daß schon vor aller Wissenschaft große Dichter intuitiv dessen psychischen Mechanismus erkannt haben, möchte ich noch zwei Beispiele aus Shakespeare anführen, die den von uns erwähnten beiden Gattungen von Spuk entsprechen. Ich brauche wohl nicht neuerlich hervorzuheben, daß mit diesen zwei Gattungen nicht alle Arten von Spuk erschöpft sind und daß die einzelnen Spukfälle auch nicht immer eindeutig in eine der Kategorien eingereiht werden können. Ein Fall von Spuk nach gewaltsamem Tode liegt im „Hamlet" vor, wo Hamlets Vater vier Nächte hindurch auf der Terrasse des Schlosses in Helsingör und dann noch einmal am hellichten Tag im Zimmer der Königin (dort freilich bezeichnenderweise nur Hamlet sichtbar) erscheint. Er läßt selbst erraten, warum er spukt:

„So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Um Leben, Krone, Weib mit eins beraubt,
In meiner Sünden Blüte hingerafft,
Ohne Nachtmahl, ohne Beichte, ohne Ölung;
Die Rechnung nicht geschlossen, ins Gericht
Mit aller Schuld auf meinem Haupt gesandt."
(Akt I, Szene 5.)

Dadurch, daß der Geist die Sorge um sein Seelenheil in den Vordergrund stellt, nähert sich der Fall mit anderen dieser Art der zweiten Gattung von Spukkundgebungen, die durch einen moralischen Konflikt verursacht zu sein scheinen. Der Spuk hört auf, nachdem der Geist mit Hamlet in Verbindung getreten ist und die Überzeugung erlangt hat, daß dieser ihn rächen wird.

Bei dem zweiten Beispiel, das schon Illig[2] herangezogen hat, handelt es sich eigentlich nicht um einen Verstorbenenspuk,[3] aber die Äußerungen sind so identisch mit dem Bild eines Spuks, daß man an ihnen, — an dem Gehaben der nachtwandlerischen Lady Macbeth, — gerade weil wir hier

1) Ferenczi, a. a. O. S. 127.
2) Illig, a. a. O. S. 286 f.
3) Wie bei der Erscheinung von Banquos Geist in „Macbeth".

den seelischen Zusammenhang mit Hilfe der Kunst eines großen Dichters durchschauen, besser als irgendwo anders den psychischen Mechanismus des Spuks studieren können. In der ersten Szene des fünften Aufzuges beobachten der Arzt und die Kammerfrau das seltsame Benehmen der Lady Macbeth, das sich nach der Erzählung der Kammerfrau Nacht für Nacht wiederholt: in tiefem Schlafe steht sie aus ihrem Bette auf, macht sich an ihrem Schreibtische[1] zu schaffen, reibt sich immer wieder die Hände, als ob sie sie wüsche, um die Blutspur zu entfernen, seufzt ob der Ergebnislosigkeit ihres Bemühens. Erinnert das Verhalten der Somnambulen nicht Zug für Zug, in seiner Zwangsläufigkeit und Monotonie, in seiner Fixierung an die Eindrücke der einen Schreckensnacht, an die Berichte über Geistererscheinungen, die jahre- und jahrzehntelang klagend und stöhnend in verrufenen Häusern oder Schlössern umgehen und gewisse uns unverständliche oder sinnlos dünkende Handlungen in öder Gleichförmigkeit wiederholen? Lady Macbeth hat sich mit Blutschuld beladen,[2] aber die Seele dieser ehrgeizigen Frau ist der grausen Tat doch nicht gewachsen gewesen, ihre gewaltsam ins Unbewußte verdrängte Weiblichkeit beschwört den Konflikt herauf und treibt sie in die psychische Erkrankung, die sich in den geschilderten Zwangssymptomen äußert. Das Reiben der Hände („Alle Wohlgerüche Arabiens machen nicht süßduftend diese kleine Hand") ist ja schon öfters von psychoanalytischer Seite mit dem Wasch- und Reinlichkeitszwang der Zwangsneurotiker verglichen worden. Der Arzt bei Shakespeare weiß genau, daß die Kranke nur durch ein Geständnis vor sich und vor anderen geheilt werden kann.

„Die kranke Seele will ins taube Kissen
Entladen ihr Geheimnis. Sie bedarf
Des Beicht'gers mehr noch als des Arztes."

Und als Macbeth den Arzt fragt, ob er sie nicht mit seinen Mitteln kurieren könne, antwortet dieser kopfschüttelnd: „Da muß der Kranke selbst das Mittel finden."

Fassen wir Macbeth und seine Frau, dem Winke Jekels' und Freuds folgend, als eine einzige psychische Individualität auf und nehmen wir an,

1) Vgl. hiezu Fall 5.

2) Mit Recht hat Jekels in einer unveröffentlichten Studie über den „Kaufmann von Venedig" auf eine Eigentümlichkeit des Dramatikers Shakespeare aufmerksam gemacht, der häufig einen Charakter in zwei Personen zerlegt; jede von diesen ist nur zum Teil begreiflich, solange man sie nicht mit der anderen wiederum zur Einheit zusammensetzt. Dies gilt auch von Macbeth und der Lady. (Vgl. auch Freud: Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit. Ges. Schriften, Bd. X.)

es handelte sich nicht um eine Schöpfung dichterischer Phantasie, sondern um einen wirklichen Menschen. Dann ließe sich aus einer psychologischen Gesetzmäßigkeit heraus wohl begreifen, wenn dieser Verbrecher nach seinem überdies auch noch gewaltsamen[1] Tode spukte. Macbeth hat den Schlaf gemordet, „den Tod im Leben jedes Tags“, darum darf er selbst keine Ruhe finden.

Wollte man mich aber zum Schlusse fragen, warum es denn nicht viel mehr Spukfälle gebe, da ja doch die aufgezählten Voraussetzungen sehr häufig anzutreffen seien, so müßte ich erwidern: Ich weiß es nicht, ich bilde mir ja nicht ein, alle Ursachen zu kennen. Offenbar gehört noch etwas Weiteres dazu, vielleicht erraten wir es, wenn wir von einer (wie Illig meint, bisweilen vererblichen) psychischen Disposition zum Spuk reden. Über das Wesen dieses „konstitutionellen Momentes“ werden hoffentlich spätere Forschungen, zu denen diese bescheidene Arbeit anregen möchte, Licht verbreiten.

---

1) Macbeth wird von Macduff im Zweikampf getötet und von Lady Macbeth heißt es: „... der Teufelsfürstin, die, wie man spricht, mit eigner, wilder Hand ihr Leben nahm.“ (V. Akt, 7. Szene.)

Drei psychoanalytische Notizen

Von

Theodor Reik

Wien

Die drei kleinen Abschnitte, die hier folgen, dürfen — streng genommen — keinen Raum in ausgeführter wissenschaftlicher Arbeit beanspruchen. Allein gelegentlich muß man wohl auch den Mut aufbringen, anspruchslosere Skizzen statt eines fertigen Bildes zu zeigen („das sind die Kleinen von den Meinen") und wird doch nicht fürchten müssen, eine allzustrenge Kritik des Beschauers herauszufordern. Der Zeichner dieser drei Skizzen wenigstens würde sehr zufrieden sein, wenn sie, dem freudigen Anlaß des Tages entsprechend, einem vertrauten Antlitz ein flüchtiges Lächeln abgewinnen könnten.

I

Die Grußverlegenheit

Es ist sicher nur eine Frage der Zeit, daß eine Person, die unserem Kreise angehört, uns eine analytische Untersuchung über die Psychologie des Grußes vorlegen wird. Ich bin nun besorgt, dieser künftige Forscher könnte über dem ausgebreiteten ethnologisch und psychologisch gleich interessanten Material eine Kleinigkeit übersehen, die doch nicht unwichtig ist: die Grußverlegenheit. Freud hat bereits auf die Grußschwierigkeiten der Zwangsneurotiker hingewiesen und dabei insbesondere jene Schwierigkeiten hervorgehoben, die sich auf das Hutabnehmen beziehen.[1] Die Grußverlegenheit ist aber eine allgemeinere Erscheinung; sie soll hier jene Verlegenheit bezeichnen, die viele Personen verspüren, wenn sie eine andere treffen und begrüßen sollen. Es handelt sich hier nicht nur um die Frage, ob sie grüßen sollen, sondern auch um die fast schwieriger zu beantwortende, wie dies zu geschehen hat. Bei einem Patienten wurde das Problem, wie

1) Freud: Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom. Ges. Schriften. Bd. V.

tief der Hut gezogen werden solle und wie eine Verbeugung ausfallen solle, ohne zu vertraulich oder zu demütig zu sein, zum Gegenstand zahlreicher Grübeleien. Eine Unsicherheit im Gruß selbst wird sich als Zeichen der Ambivalenz insbesondere beim Zwangsneurotiker bemerkbar machen. Derselbe Patient, von dem berichtet wurde, konnte lange bei dem üblichen Händedruck meine Hand nicht finden, immer wieder griff er daneben, berührte den Ärmel meines Rockes usw. Es ergab sich so für die beiderseitigen Hände eine eigenartige Situation: sie konnten zusammen nicht kommen. Inhalt und Form des Grußes sind mannigfachen, individuellen Schwierigkeiten und Unsicherheiten ausgesetzt, auch wenn die Beziehungen zwischen den Personen — oberflächlich betrachtet — durchaus geregelt und in gesicherten Bahnen zu verlaufen scheinen. Es ist dann so, als würden sich die unbewußten Regungen gerade auf dieses isolierte Detail des persönlichen Verkehres beschränkt haben, wie wenn hier die Einfallspforte des Verdrängten wäre. Einer meiner Patienten hatte die Gewohnheit, Leute, die er kannte, und denen er bewußt keineswegs grollte, für lange Zeit unbewußt zu übersehen, um sie nachher wieder freundlich zu grüßen. Es war, wie wenn sie einige Zeit in Ungnade gefallen wären, um sich später wieder seiner Gunst zu erfreuen; erst die Analyse konnte diese anscheinend so grundlosen Periodizitäten aufklären. Derselbe Patient hatte sich auch ein zweizeitiges Grußzeremoniell zurechtgemacht, das ihn zwang, erst an dem zu Grüßenden vorbeizugehen und ihn dann, sich umdrehend, zu grüßen, als erkenne er ihn erst jetzt: eine Analogie zu einer auch sonst gelegentlich vorkommenden Erscheinung. Hatte er jemanden mündlich zu begrüßen, so verspürte er eine gelinde Verlegenheit, als müsse er sich irgendwie schämen. Dieses Gefühl kam auch im Stottern bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck. Es war klar, daß er den Gruß regressiv wieder sexualisiert hatte. Es kam vor, daß er einen gleichgültigen Bekannten, den er getroffen hatte, ängstlich im Gespräche festhielt, nicht weil er den Abschiedsschmerz, weil er die Grußschwierigkeiten beim Abschied fürchtete. Alles weist darauf hin, daß uns der Gruß unbewußt doch mehr bedeuten muß, als wir wahr haben möchten. Ärgern wir uns nicht, wenn uns jemand salopp grüßt, obwohl wir uns doch vorsagen, daß uns Hekuba dagegen eine Staatsaktion bedeutet? Verspüren wir nicht ein brennendes Gefühl der Scham, wenn es uns gelegentlich geschieht, daß uns eine besonders geachtete, ältere Person zuerst grüßt; so, als hätten wir ein unentschuldbares Versäumnis begangen — obwohl wir doch bereit sind, zu beschwören, wir haben sie früher nicht bemerkt? Sehen wir nun von patho-

logischen Vergrößerungen und Vergröberungen ab, so muß man doch sagen, daß die Grußverlegenheit auch innerhalb der Breite des Normalen in geringerem Grade auftritt. Man wird um eine Erklärung nicht verlegen sein. Es handelt sich darum, daß sexuelle und aggressive Tendenzen unbewußter Art in dieser Verlegenheit störend in die gesellschaftlichen Konventionen eingreifen. Die ersteren sind ohneweiters klar, wenn wir uns des Jünglings erinnern, der errötend „ihren" Spuren folgt, der in die Lage kommt, die scheu Geliebte zu begrüßen, oder des Mädchens, das den Gruß des Anbeters zu erwidern hat. Die feindlichen Impulse, die sich in der Grußverlegenheit melden, führen zu mannigfachen Hemmungen und Abänderungen des Grußes sowie zu Fehlhandlungen innerhalb des Grüßens. Schließlich können sie es zustande bringen, daß der Gruß selbst unterbleibt.

Es scheint uns auf den ersten Blick, als ob der Gruß als ein an sich unwichtiges Detail des gesellschaftlichen Verkehres für uns unbewußt einen Affektwert besitze, den wir ihm bewußt nicht zuschreiben. Aber diese Verschiebung auf ein Detail wäre unmöglich, wenn das Detail nicht einmal wirklich eine gewisse Bedeutung gehabt hätte. Es erscheint uns dann die Funktion des Grußes in verändertem Lichte: es ist so, als würde er sich aus einer ursprünglich undifferenzierten, triebhaften Form der ersten Annäherung, in der Feindseligkeit oder Liebesbereitschaft zum Ausdruck kamen, erst langsam zu seiner jetzigen freundlicheren Bedeutung entwickelt haben. Er hat dann allmählich die Funktion übernommen, eine Art Versicherung dafür zu geben, daß man auf die Befriedigung feindlicher Gelüste verzichtet habe, und ist endlich zu einer konventionellen Gebärde erstarrt. *Homo homini lupus* — das Vorstadium des Grußes, das etwa Hunde zeigen, die sich vorsichtig einander annähern, um sich zu beschnuppern, ist zum Teil noch im Nasengruß mancher Völker zu erkennen. Diese Herkunft des Grußes aus der Hemmung und Verdrängung feindlicher und sexueller Impulse läßt es verständlich erscheinen, daß er in der Regression zum Objekt mannigfacher Unsicherheiten und Verlegenheiten werden kann, in denen klar wird, daß jene verdrängten Gefühle und Wünsche nicht ausgestorben sind. Sie kehren etwa im kühlen oder hochmütigen Gruß aus der Mitte des Verdrängenden wieder. Nestroy läßt eine seiner Personen sagen: „Wie schön is das, wenn man jemand die Hand in die Hand legen muß, dem man's am liebsten ins G'sicht legen möcht'."

Die Rolle der unbewußten Feindseligkeit und des Mißtrauens geht noch über den Gruß hinaus und beherrscht die anderen Initialzeremonielle des gesellschaftlichen Verkehres, als wären diese Abwehrmaßregel, Sicherheits-

maßnahmen gegen die von allen Seiten lauernden Gefahren der Feindschaft aller gegen alle. Das Vorstellen, das sich als Form des Bekanntwerdens in unserer Gesellschaftsschichte eingebürgert hat, ist sicherlich eine solche Art unbewußter Garantie, die ja, wie bekannt, nicht immer ausreicht. Auch hier werden Verlegenheiten zum Zeichen der Hemmungen und Unsicherheiten, die aus derselben Quelle stammen.

Die Gesellschaft hat sich diese Abwehrmaßregeln, die den individuellen der Zwangsneurotiker analog und psychisch wie diese aufgebaut sind, geschaffen und bedarf ihrer, weil sie so viele Unsicherheiten beherrschen muß. Manchmal zeigt uns ein Vorfall, daß sie noch unsicherer wird, wenn sie der gewohnten Zeremonielle entraten muß. Es sieht dann so aus, als fühle sie sich, dieser Sicherungen beraubt, für kurze Zeit so angstvoll und hilflos wie Zwangsneurotiker, die sich unter dem Drucke einer äußeren Notwendigkeit die Einhaltung eines Zeremoniells versagen müssen. Bekannt und oft angeführt ist die Situation, in der Livingstone und Stanley einander zum erstenmal trafen. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten und langem Umherirren hatte Stanley endlich den verloren geglaubten Livingstone mitten im Urwald Afrikas gefunden. Als die beiden Engländer einander unter so romantischen Umständen ansichtig wurden, blieben sie einen Augenblick lang wie festgebannt an der Stelle. Es war ein Augenblick voll Unsicherheit und Verlegenheit. Sie waren einander nicht vorgestellt.

II

Der latente Sinn der elliptischen Entstellung

Die Auslassungstechnik der Zwangsgedanken sowie des Witzes wurde von Freud zum ersten Male klargelegt und in ihren Zielen verständlich gemacht. Die Auslassung will den wirklichen Wortlaut der Zwangsidee entstellen und so gegen das Verständnis schützen. Als Beispiel sei die Zwangsidee eines Patienten angeführt, der sich mit Aufwand großer psychischer Energie gegen blasphemische Gedanken zur Wehr setzte: Wenn ich einen Schuhriemen einschnüre, verfluche ich Gott. Da sich dieser Gedanke schließlich auf alle Schuhriemen verschob, sah er sich genötigt, mit offenen Schuhriemen auf der Straße zu gehen. Die Einsetzung der übersprungenen, in der Analyse erschlossenen gedanklichen Zwischenglieder ist zum Verständnis der Zwangsidee notwendig. Die Bedeutung des Einschnürens der Schuhriemen in die Ösen als Sexualsymbol für den Geschlechtsverkehr sowie der

Mechanismus der Verschiebung auf ein Kleines liefern die erforderliche Aufklärung. Der ergänzte Gedankengang lautet: wenn ich einen Geschlechtsverkehr ausführen will, stört mich der Gedanke an den Vater, so daß ich ihn verfluchen will und dieser Fluch könnte in Erfüllung gehen. Diese Zwangsidee, auf Gott als den Störer der Sexualität verschoben, gibt das Wesentliche der Lösung.[1]

Wir stellen dieser Zwangsidee einen Witz zur Seite, dessen Technik ebenfalls die der Auslassung ist. Der Wiener Athlet und Ringkämpfer Jagendorfer erzählt seinen Freunden beim abendlichen Stammtisch folgendes Erlebnis des Tages: „Denkt's euch, wie ich heut' in mein Kaffeehaus komm' und meine Billardpartie spielen will, ist mein Queue nicht da. Ich such' überall und find' es nicht. Da seh' ich einen Herrn am anderen Billardtisch spielen und seh', daß er mit meinem Queue spielt. Ich geh' also hin und sag' ihm: ‚Herr, das ist mein Queue.' Sagt er: ‚Nein, das ist meines.' Sag ich: ‚Herr, geben S' das Queue her, wenn ich Ihnen schon sag, es ist mein Queue'. Er aber gibt nicht nach und sagt immer wieder, daß es seines ist. Wie's ihn dann mit Essig g'wasch'n haben, seh' ich erst, daß es wirklich nicht mein Queue war." Es ist die Frage berechtigt, ob hier überhaupt ein Witz vorliegt. Handelt es sich nicht vielmehr um eine komische Geschichte? Sehen wir näher zu: der erste Eindruck könnte ein komischer sein; wir lachen über den ungeschlachten Riesen, der wegen einer solchen Bagatelle einen — noch dazu unschuldigen — Nebenmenschen zu Boden schlägt. Wir würden sicher nicht so handeln; es ergibt sich hier jener Fall des Komischen, der entsteht, wenn wir den Aufwand — in unserem Fall den körperlichen und affektiven — anderer Personen mit dem vergleichen, den wir in gleicher Situation zeigen würden. Es wäre also der allzugroße Aufwand, der uns lachen macht.[2] Es ist so, wie wenn wir uns sagen würden: was für ein Tölpel! konnte er nicht sorgsamer überprüfen, wessen Billardqueue es war? Wir merken aber bei dieser Erklärung, wie wenig komisch das eigentlich ist; wir müßten eigentlich über diesen Mangel an seelischem Gleichmaß und diese Brutalität entrüstet sein. Versuchen wir eine andere Fassung der Erzählung etwa: „Wie ich ihm dann einen Faustschlag versetzt habe, so daß er ohnmächtig wurde, sehe

1) Der Vater hatte zur Pubertätszeit des Sohnes die Onanie energisch und unter starken Drohungen verboten. Gleichzeitig hatten andere Personen, die ihm nahe standen, die Onanie als Sünde und Verbrechen gegen Gott hingestellt.

2) Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. Schriften. Bd. IX, S. 222 f.

ich erst . . .“, so bemerken wir, daß vielleicht noch immer ein Stück Komik übrigbleibt, aber es ist nichts mehr da, was uns berechtigen würde, hier einen Witz zu finden. Wir sehen also: einer der Fälle, in denen das Komische dem Witz als Fassade dient. Das Witzige hängt gerade an dem Moment der Auslassung dieses Satzes und an der Ausdrucksweise des folgenden, der eine Anspielung auf das Ausgelassene enthält. Diese Fortsetzung zeigt ebenso wie das Überspringen, daß das Niederschlagen dem Athleten so selbstverständlich erscheint, daß er es gar nicht erwähnen braucht; sogar das „Mitessigwaschen“ erwähnt er nur so nebenbei, als Zeitbestimmung. Wir erkennen jetzt, daß es diese Technik war, die auch für das Komische entscheidend war: gerade diese Unbekümmertheit und Selbstverständlichkeit der Aggression, sowie ihr selbstverständlicher, in unseren Augen übertriebener Erfolg wirken zusammen, um unsere Entrüstung über eine solche Brutalität ersparen zu helfen und uns lachen zu machen. Daß der Athlet dann seinen Irrtum einsieht, hat die verstärkende Wirkung, daß es uns das Übereilte und Unzweckmäßige seiner Aktion zeigt; wir lachen über ihn, wie wir über die unzweckmäßigen und übermäßigen Bewegungen von Kindern lachen.[1]

Wir haben nicht vergessen, daß das Komische hier den Witz verdeckt. Das Komische wirkt sich darin aus, daß wir über den Athleten lachen; das Witzige in der Erzählung wird die Wirkung haben, daß wir mit ihm lachen. Wir lachen nämlich über seinen Bericht auch, weil er, durch die Vorlust verdeckt, tiefere, unbewußte Regungen in uns freigemacht hat. Wir fühlen: eigentlich sind diese selben gewaltsamen und gewalttätigen Regungen in uns allen; auch wir wären fähig, wenn uns nicht die Kulturhemmungen hinderten und wenn wir über die Körperkräfte eines Athleten verfügten, einen niederzuschlagen, wenn wir überzeugt sind, er wolle uns unser gutes Recht streitig machen. Unsere aggressiven und sadistischen Impulse erfahren eine plötzliche Aufhebung der Hemmung, wenn wir uns mit dem Athleten identifizieren. Wir lachen also aus erspartem Hemmungsaufwand.

Doch wir wollten uns ja nicht mit der Psychogenese der Witzwirkung, sondern mit der speziellen Technik der Auslassung beschäftigen. Die latente Bedeutung der Auslassung oder der elliptischen Technik scheint mir nun zu sein, daß mit diesem technischen Mittel auch ein spezifischer Inhalt verbunden ist, der eben auf das Wegschaffen, Aus-dem-Wege-Räumen eines Objektes hinzielt. Es ist also so, als ob durch die Auslassung unbewußt eine Tendenz zum Ausdruck käme, welche die Person eliminiert, vernichtet oder

1) Freud: Der Witz usw. Ges. Schriften. Bd. IX, S. 221.

tötet. Die Auslassung als technisches Element entspricht inhaltlich einer siegreichen seelischen Strebung zur radikalen Entfernung eines gehaßten Objektes (oder einer gehaßten Institution, die durch eine Person verkörpert wird). Um diese Beziehung zwischen einer typischen Technik und einem latenten Inhalt klarzumachen, müssen wir wohl weiter ausgreifen. Es ist in der analytischen Literatur noch keineswegs gebührend hervorgehoben worden, wie oft und wie erfolgreich die Form eines seelischen Phänomens dazu verwendet wird, seinen geheimen Inhalt darzustellen. Wie uns Freud gezeigt hat, bedient sich der Träumer oft einer ähnlichen Technik, wenn er seinen Traum erzählt und ein Stück von dessen latenter Bedeutung in einer Glosse, einem Urteil, oder einer Bemerkung darüber unterbringt. Oft ist in einem solchen beiläufig bemerkten Formelement gerade das Wesentliche des Trauminhaltes enthalten. In derselben Art dient die Vorstellungsmimik dazu, den Inhalt des Vorgestellten darzustellen, wie es Freud in seinen Ausführungen über den „Ausdruck des Vorstellungsinhaltes“ geschildert hat.[1]

Wir meinen also, eine unterirdische Beziehung zwischen der elliptischen Entstellungstechnik in den Zwangsgedanken und im Witz und dem spezifischen Inhalt des Ausgefallenen gefunden zu haben: die Auslassung stellte sich als Ausdruck der unterdrückten Tendenz zur völligen Vernichtung, Ausrottung des Objektes dar. („Nicht gedacht soll seiner werden.“) Wir können nicht sagen, ob diese Beziehung eine konstante oder nur in einigen Fällen nachweisbare ist. Prüfen wir unsere Hypothese an den uns zunächst zur Verfügung stehenden Beispielen: in der elliptischen Zwangsidee meines Patienten ist diese Annullierungstendenz ohneweiters klar; das Ziel seiner Wünsche ist eben, den Vater völlig auszuschalten. Ebensowenig ist die Vernichtungsabsicht in der Geschichte von Jagendorfer zu verkennen. Man könnte diesen Witz in eine Reihe stellen mit jenen komischen Übertreibungen und Renommierereien, in denen die Gassenjungen unserer angeblich von alter Kultur erfüllten Stadt die gewaltige Wirkung ihrer Affektäußerungen darstellen. Ich hörte einmal, wie ein halbwüchsiger Fleischhauerjunge in einem Wortstreite einem anderen zurief: „Wenn ich dich nur anrühr', paßt' ja in kein Sarg mehr hinein!“ Hier ist also nicht nur eine Beschädigung von der Kraftäußerung zu erwarten, sondern eine so weitgehende Deformation, — noch dazu durch bloße Berührung — daß kein Sarg mehr den formlos gewordenen Leichnam des Gegners aufnehmen könnte. Auch hier ist eine Auslassung konstatierbar, aber entsprechend dem ungehemmteren

1) Freud: Der Witz. Ges. Schriften. Bd. IX, S. 220,

Charakter des Milieu ist der Inhalt des Ausgelassenen als gewaltsame Tötung aus dem folgenden Satze leicht erratbar. Wir werden durch die Kontrastierung dieses Beispieles mit anderen darauf aufmerksam, daß, was hier im Nachsatz so unzweideutig hervortritt, anderswo nur angedeutet erscheint, daß sich der Inhalt des Ausgelassenen in der folgenden Satzfügung nur als Anspielung oder in abgeschwächter Form findet. Wirklich können wir diese Spur in dem der Auslassung folgenden Satz unserer Beispiele verfolgen; in der Zwangsidee des Patienten lautet dieser: muß ich Gott verfluchen. In der Erzählung des Athleten tritt die Wirkung des Schlages, also der aggressiven Tendenzen in dem Nebensatz „wie sie ihn dann mit Essig g'wasch'n hab'n" hervor. Es ist so, als ob sich das Ausgefallene gleich im folgenden Satze eine abgemilderte und abgeschwächte Vertretung, einen Ersatz gesichert hätte, der freilich den ursprünglichen krassen Inhalt des Ausgefallenen nur ahnen läßt. Wir sind uns der Unzulänglichkeit unserer Worte bewußt, wenn wir die psychologische Sachlage folgendermaßen beschreiben: der bewußtseinsfähige (vorbewußte) Inhalt der Auslassung geht soweit, als der Vorstellungsumfang der Ersatzbildung (des folgenden Satzes, der folgenden Anspielung) reicht; der unbewußte Inhalt wird durch das Ausmaß der Auslassung selbst bestimmt. Die Ersatzbildung oder Anspielung dient so nur als Wegweiser, nicht als zureichende Auskunft. Wir werden etwa durch den folgenden Satz darauf aufmerksam, daß das Ausgefallene von aggressivem, feindlichem Charakter war, daß es sich um den Ausdruck von Zorn oder Haß handelt, aber die Intensität dieses Hasses, das Ausmaß dieser Wut bleibt unbewußt, ebenso das Triebziel, eben die Vernichtung oder Tötung des Objektes. Gerade die analytische Erforschung der Zwangsneurose bringt hier die beste Analogie: wir hören oft von Patienten, sie seien bei einem bestimmten Anlaß oder gegenüber einer bestimmten Person ärgerlich oder böse geworden, aber die Tiefe ihrer Affekte, der Charakter sinnloser Wut, der zu stärksten Todeswünschen gegen gehaßte Personen führt, blieb ihrem Bewußtsein entzogen. Auch die Unbestimmtheit des Nachsatzes der Zwangsidee (als Beispiel das bei Freud angeführte:[1] „Wenn ich die Dame heirate, geschieht dem Vater

1) Freud: Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose (Ges. Schriften. Bd. VIII). Gerade die Analyse dieses Falles zeigt, daß der Inhalt der elliptischen Entstellung unbewußte Todeswünsche gegen den Vater sind, die sich kraft der Allmacht der Gedanken verwirklichen könnten. Der von Freud angeführte Witz „Wenn der X. das hört, bekommt er wieder eine Ohrfeige" scheint nicht auf solchen Inhalt des Ausgefallenen schließen zu lassen. Die Fortsetzung der im Nachsatz angedeuteten Aggressionstendenz ins Unbewußte würde aber dieselben Vernichtungstendenzen gegen die verspottete Person zeigen. Freud weist übrigens selbst darauf hin, daß neben

ein Unglück"), die ihr Pendant manchmal in der Anspielung im Witz findet („wie's ihn dann mit Essig g'wasch'n hab'n"), zeugt von der Bemühung, den wirklichen Inhalt der Zwangsidee, des Witzes — nämlich den Tod — der bewußten Vorstellung fernzuhalten. Die Ersatzbildung bringt also das Ausgelassene in außerordentlich abgeschwächtem, bewußtseinsfähigem Ausmaße wieder. In einzelnen Beispielen greift sie, wenn kein Zweifel mehr am Inhalt des Ausgefallenen bestehen kann, sogar zu heuchlerischen oder ironischen Verteidigungen wie in jenem furchtbaren Worte: „Die einzige Entschuldigung für Gott ist, daß er nicht existiert."

Es steht also so, daß die geheime Bedeutung der elliptischen Technik der Ausdruck heftiger Vernichtungstendenzen, unbewußter Todeswünsche ist, die man nicht laut sagen kann, ohne auf Entrüstung und Ablehnung seitens der Umwelt zu stoßen. In jenen Beispielen, in denen das sexuell Anstößige ausgelassen wird, brauchen so intensive Destruktionstendenzen unbewußter Art keineswegs zu fehlen; die Triebstrebungen sind dort konstitutionell durch sadistische, gegen das Objekt gerichtete Tendenzen verstärkt, wie dies manchmal in der Zote zum Ausdruck kommt.

Wir könnten die Auslassung im Witz und im Zwangsgedanken jenen Ausdrucksvermeidungen gleichsetzen, die selbst zum Ausdruck des unterdrückten Inhaltes werden. Die Abmilderungen oder Anspielungen des folgenden Satzes, die den Charakter der Ersatzbildung haben, wären dann jenen Euphemismen zu vergleichen, die wir manchmal anwenden („dahinscheiden", „uns verlassen" usw. für sterben). Der Vergleich geht freilich nicht über eine gewisse Grenze hinaus, denn der Ausfall in den Zwangsideen oder im Witz drückt wirklich einen unbewußten Todeswunsch aus. Die Auslassung ist nur eine verhülltere Form eines Optativs: oh, wäre er weg, möge er sterben, verschwinden!

---

den formellen auch inhaltliche Übereinstimmungen zwischen der Zwangsidee und diesem Witz bestehen.

Wie Freud zeigt, ist auch die Auslassung, die er einer Verdichtung ohne Ersatzbildung vergleicht, eine Art der Anspielung. „Eigentlich wird bei jeder Anspielung etwas ausgelassen, nämlich die zur Anspielung hinführenden Gedankenwege. Es kommt nur darauf an, ob die Lücke das Augenfälligere ist oder der die Lücke teilweise ausfüllende Ersatz in dem Wortlaut der Anspielung. So kämen wir über eine Reihe von Beispielen von der krassen Auslassung zur eigentlichen Anspielung zurück." (Freud, Der Witz. Ges. Schriften. Bd. IX, S. 83.)

Um hier der krassen Auslassung einen Witz mit Anspielung gegenüberzustellen, sei auf eine Szene in einem Lustspiele von Maurice Donnay verwiesen. Dort flüchtet eine Dame vor den Nachstellungen eines Don Juan in die Wohnung eines Freundes ihres Mannes. Der Herr beruhigt die Erschreckte mit den Worten: *„Si vous êtez chez moi, vous n'avez rien a craindre — des autres."*

Vielleicht darf uns das erste Beispiel, das wir gewählt haben, jene blasphemische Zwangsidee, den Mut geben, eine Vermutung darüber zu äußern, wie es überhaupt zu solcher Auslassungstechnik gekommen ist. In den Denkmälern des antiken Orients sowie im Sprachgebrauch bestimmter semitischer Völker finden wir Ausdrücke wie: X. Y. (Name) mit dem Zusatz: Tanit, Allah usw. vernichte ihn, möge seinen Namen zerstören! Es sind also Namen, die von einem Fluch gefolgt sind. Es wäre aus dem Verdrängungsfortschritt der Jahrhunderte zu verstehen, daß solche Flüche nach Erwähnung von Personen unterdrückt worden wären, und sich an deren Stelle eine Ersatzbildung eingestellt hätte.[1] Diese so unterdrückte, schließlich verdrängte Regung hätte sich gerade des Ausfalles bedient, um zum Ausdruck zu kommen. Es wäre so, wie wenn ein Soldat der eigenen Armee zum Feinde überliefe, um gegen die früheren Kameraden zu kämpfen. Die Auslassung als Mittel der Unterdrückung wäre schließlich Ausdrucksmittel des Unterdrückten geworden. Die Verdrängung jener gewalttätigen Impulse, die auf Tötung und Vernichtung des gehaßten Objektes abzielen, ist also die Vorbedingung der Auslassung, die so zu einem psychischen Kompromißausdruck der verdrängten und der verdrängenden Regungen würde. Sie ist aber auch dafür verantwortlich, daß es zum Kurzschluß des Witzes und zu dem anscheinenden Widersinn der Zwangsidee kam. Wie in der Psychologie der Traumvorgänge wird hier die Absurdität zum Zeichen des Spottes und Hohnes, des Protestes gegen die verdrängenden Mächte.

Wir wollen nur noch ein Beispiel elliptischer Witztechnik anführen: der geniale Wiener Schauspieler Girardi antwortete einmal einem Kollegen, der ihn um Geld bat, mit den anscheinend ganz unsinnigen Worten: „Wissen S' was, lieber Freund? Sei'n wir lieber gleich bös'." Das scheint auf den ersten Blick Unsinn, auf den zweiten verrät es die besondere Welterfahrung des Schauspielers. Das heißt doch: Wenn ich Ihnen jetzt Geld borge, werde ich es sehr widerwillig tun und Ihnen deshalb alles Böse wünschen. Mein Ärger wird sich noch steigern, wenn Sie mir — wie vorauszusehen — das Geld nicht zurückgeben werden. Dieses Gefühl kann aber unmöglich nach außenhin spurlos bleiben; es wird sich irgendwie ein Ventil verschaffen und wir werden Feinde werden. Man könnte diese psychologische Reihe noch nach anderer Richtung hin fortführen: auch der Bittsteller ist durch die Demütigung, daß er um Geld bitten muß, bereits

---

1) Als Übergangsstadium wäre etwa an Formel wie: er, dessen Name nicht genannt werden soll, zu denken.

unbewußt feindlich gegen den vom Geschick begünstigteren Kollegen eingestellt und dieses Gefühl wird durch das reaktive Schuldgefühl, wenn er das Geld nicht zurückgeben kann, noch vertieft werden.[1] Also auch von seiner Seite ist der Ausgang der Beziehungen nicht zweifelhaft. Der freundliche Rat, doch gleich böse zu sein, scheint so nicht nur die Geldausgabe, sondern auch eine Reihe peinlicher Zwischenbegebenheiten und Zwischengefühle ersparen zu wollen.

Hier ist freilich der unbewußte Todeswunsch nicht zum Ausdruck gekommen — nur die elliptische Form zeugt von seiner Existenz — aber der Rat des Schauspielers verrät uns, daß die Zumutung, Geld zu borgen, auf dessen Rückzahlung er nicht rechnen konnte, in ihm starke feindselige Gefühle gegen den Bittsteller ausgelöst hat. Die unbewußte Fortsetzung dieser Affekte aber führt zu Todeswünschen. Und wirklich: böse sein, das heißt doch: für einander nicht mehr dasein. Sagen wir nicht von einem erbitterten Feinde: „Er existiert nicht mehr für mich" oder „Er ist für mich gestorben"?

So wird in der Technik des Witzes und in der Formulierung der Zwangsideen klar, daß wir uns noch durch die Auslassung, die es verschweigen sollte, unbewußt zu unseren mörderischen Gedanken bekennen.

III

Den Gesprächspartner verloren

Ein Patient, dessen zahlreiche Fehlhandlungen in der Analyse eine Deutung gefunden hatten, die er selbst, obwohl manchmal widerwillig, anerkennen mußte, erklärte eines Tages, gestern sei ihm etwas passiert, was die Analyse sicherlich nicht aufklären könne. Man tut gut daran, sich solchen „Aufforderungen zum Tanz" gegenüber recht reserviert zu verhalten. Manchmal dienen sie als wohlfeile Vehikel des Widerstandes dazu, den Analytiker in die Enge zu treiben, ihn zu *„corner"*. Im vorliegenden Falle aber handelt es sich um eine typische Fehlhandlung, die gewiß schon jedem von uns in irgendeiner Form begegnet ist. Mein Patient ging mit einer bekannten Dame, in ein Gespräch vertieft, die Straße entlang. Plötzlich fand er sich an der Seite einer ihm völlig fremden Dame, die er nie gesehen hatte und der er eben etwas eifrig erklärte. Es war offenbar, daß er seine Dame „verloren" und mit der Fremden das Gespräch so fortgesetzt

---

1) Über die Mechanismen des unbewußten, reaktiven Schuldgefühls vergleiche mein Buch „Geständniszwang und Strafbedürfnis" (Internat. PsA. Bibl., Bd. XVIII), 1925.

hatte, als wäre es die Bekannte gewesen. (Man möchte sich darüber verwundern, warum dieses keineswegs seltene komische Quiproquo in der analytischen Literatur über Fehlleistungen noch keine Erwähnung gefunden hat.) Bereits die nächsten Assoziationen brachten die Lösung des Rätsels. Der Herr hatte sich mit dem Mädchen, das wir Sophie nennen wollen, während des gemeinsamen Spazierganges über bestimmte Verhältnisse in Amerika unterhalten. Dabei war man auf eine gemeinsame Bekannte zu sprechen gekommen — Mabel sei hier ihr Name — die, Amerikanerin wie Sophie, seitens der Freundin einer erbitterten Kritik unterzogen wurde. Der Patient war ungalant genug, dieser Kritik, die sich auf die „*superficiality*" Mabels bezog, eifrig beizustimmen. Gerade in diesem Augenblick fügte es sich, daß das Paar getrennt wurde. Es war ein Augenblick der Harmonie der Seelen. Dürfen wir in Umkehrung des bekannten Spruches annehmen, daß hier Gott getrennt hatte, was die Menschen zusammenfügen wollten?

Es ist zum Verständnis notwendig zu wissen, daß Sophie dem Patienten in letzter Zeit schlecht verheimlichte Zeichen ihrer Zuneigung gegeben hatte, während sich Mabel ihm gegenüber demonstrativ abweisend verhalten hatte. Mabel ist viel jünger und hübscher als die Freundin, in Wahrheit aber viel oberflächlicher und weit koketter als Sophie. (So erwies sich späterhin das abweisende Verhalten dem Patienten gegenüber als äußerst geschickter, taktischer Zug im Dienste der Anziehung.) Erinnern wir uns, daß die Fehlhandlung gerade in jenem Augenblicke geschah, als der Herr sich anschickte, zusammen mit Sophie Mabel zu kritisieren, so wird ihre Analyse uns nicht mehr sehr schwierig erscheinen. Das „Verlieren" ist zweifellos ebenso durch eine unbewußte Absicht bestimmt wie das Weitersprechen mit einer fremden Dame. Es war, wie wenn der Patient damit sagen wollte: „Ach was, oberflächlich oder nicht, Mabel ist anziehender als Sie und ich würde jetzt lieber mit ihr spazieren gehen und mich mit ihr unterhalten als mit Ihnen." Die fremde Dame war in diesem Falle eine Stellvertreterin Mabels. Hält man an dem psychischen Determinismus fest und setzt man wie bei einer gelösten Gleichung Mabel für die fremde Dame ein, so muß man sagen, es sei so, wie wenn der Patient — in jener Fortsetzung des Gespräches mit der fremden Dame — es vorgezogen hätte, seine Meinung über Mabel dieser selbst zu sagen. Tatsächlich hatte sich der Patient einige Tage vorher über eine Äußerung Mabels geärgert und sich vorgenommen: „*to give her a piece of my mind*". Trotz solcher kritischen Einstellung konnte er es nicht vor sich ableugnen, daß in letzter Zeit seine Gedanken lebhaft mit ihr beschäftigt waren und sich dabei überraschenderweise sexuelle Phantasien mit ihr ein-

gestellt hatten. Die sexuelle Anziehung, die der Herr Mabel gegenüber empfand, hatte sich gerade in dem Augenblick einen Ausdruck verschafft, als er eben im Begriffe war, abfällig über sie zu urteilen. Anderseits hatte sich seine Abneigung gegen Sophie gerade dann durchgesetzt, als er ihr rückhaltlos zustimmen wollte. Das „Verlieren" heißt hier wirklich: die Person aus den Augen verlieren, sie verschwinden machen. In mehreren Fällen dieser Art, die ich analysieren konnte, verhielt es sich so, daß eine unbewußte Regung des Ärgers oder des Unwillens, manchmal auch nur der Langeweile in solchem Verlieren Ausdruck fand.[1] Die Komplikation des Weiterredens mit einer fremden Person, die man für die bekannte hält, welche man weiter an seiner Seite glaubt, läßt nur die Deutung zu: Ich habe genug von dir, ich möchte jetzt meine Gesellschaft wechseln, selbst eine völlig fremde Person würde ich vorziehen. In einem Falle wurde eine Fehlhandlung dieser Art zu einer schönen, nachträglichen Bestätigung. Eine Patientin hatte vormittags in der Analysestunde erbittert widersprochen, als ich ihr durch die Analyse einiger ihrer Phantasien zu zeigen versuchte, daß ihr untadeliges Leben sich sehr wohl mit unbewußten Prostitutionsphantasien vertrage. Am nächsten Tage erzählte sie in der Analysestunde, sie habe gestern, als sie mit ihrem Onkel in der Stadt war, den alten Herrn plötzlich im Menschengewühl verloren. Sie sei dessen erst gewahr geworden, als sie sich ertappte, daß sie ein Gespräch mit einem ihr völlig fremden Herrn zu ihrer Linken führe. Sie sei in peinlichster Verlegenheit gewesen; was sich der fremde Herr wohl von ihr gedacht habe?

Die beiden typischen Beispiele geben gewiß kein angemessenes Bild von der Abänderbarkeit der Bedingungen des Vorfalles, der sich häufig ereignet. Wir wollen nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß die fremde Dame, der fremde Herr in den angeführten Beispielen eine bestimmte „Schicksalsrolle" zu spielen haben. Sie, beziehungsweise er, wird wirklich „angesprochen". Es ist nicht zu verkennen, daß der Zusammenhang dazu zwingt, in den handelnden Personen unseres Beispieles auch unbewußte Gedankenzüge zu rekonstruieren, die dem Kulturniveau ihres bewußten Lebens energisch widersprechen und die sie als zynisch sicherlich mit Entrüstung zurück-

1) Ein zwangsneurotischer Patient hatte den starken Eindruck, als wäre der Stuhl, auf dem eben eine mit ihm im Gespräch befindliche Person saß, plötzlich leer, die Person verschwunden. Sein Sträuben gegen diese „negative Halluzination", durch die er sich der betreffenden Person entledigte, kam dadurch zum Ausdruck, daß er weiter sprach, obwohl er fühlte, daß er „ins Leere redete". In milderen Fällen sah er an Stelle des Gesprächspartners eine „leblose Puppe" (Kritik!).

weisen würden. Gegenüber der hochentwickelten Differenzierung der Objektwahl, die unser bewußtes Leben beherrscht, scheint sich in jenen Fehlhandlungen eine primitivere Anschauung durchzusetzen, die vom spezifischen Liebesobjekt absieht und grob realistisch nur die Triebbefriedigung an sich, „ohne Ansehen der Person“ gelten läßt.[1] Es ist so, als wolle sie sagen: „Ach was, es ist ja nicht wichtig, mit wem man — redet; es ist die eine wie die andere!“

1) Es ist betonenswert, daß der Herr in unserem ersten Beispiel Sophie bewußt große Achtung entgegenbrachte und sich von Mabels Leichtfertigkeit abgestoßen fühlte; dennoch bekam er die Übermacht der äußeren Reize Mabels zu verspüren. Ein Herr aus dem „Simplizissimus“ weist solche Überbewertung der weiblichen Oberflächeneigenschaften mit heuchlerischer moralischer Entrüstung zurück: „Es kommt bei den Frauen nicht so sehr auf das Äußere an; auch die Dessous sind wichtig.“

INHALT DIESES HEFTES

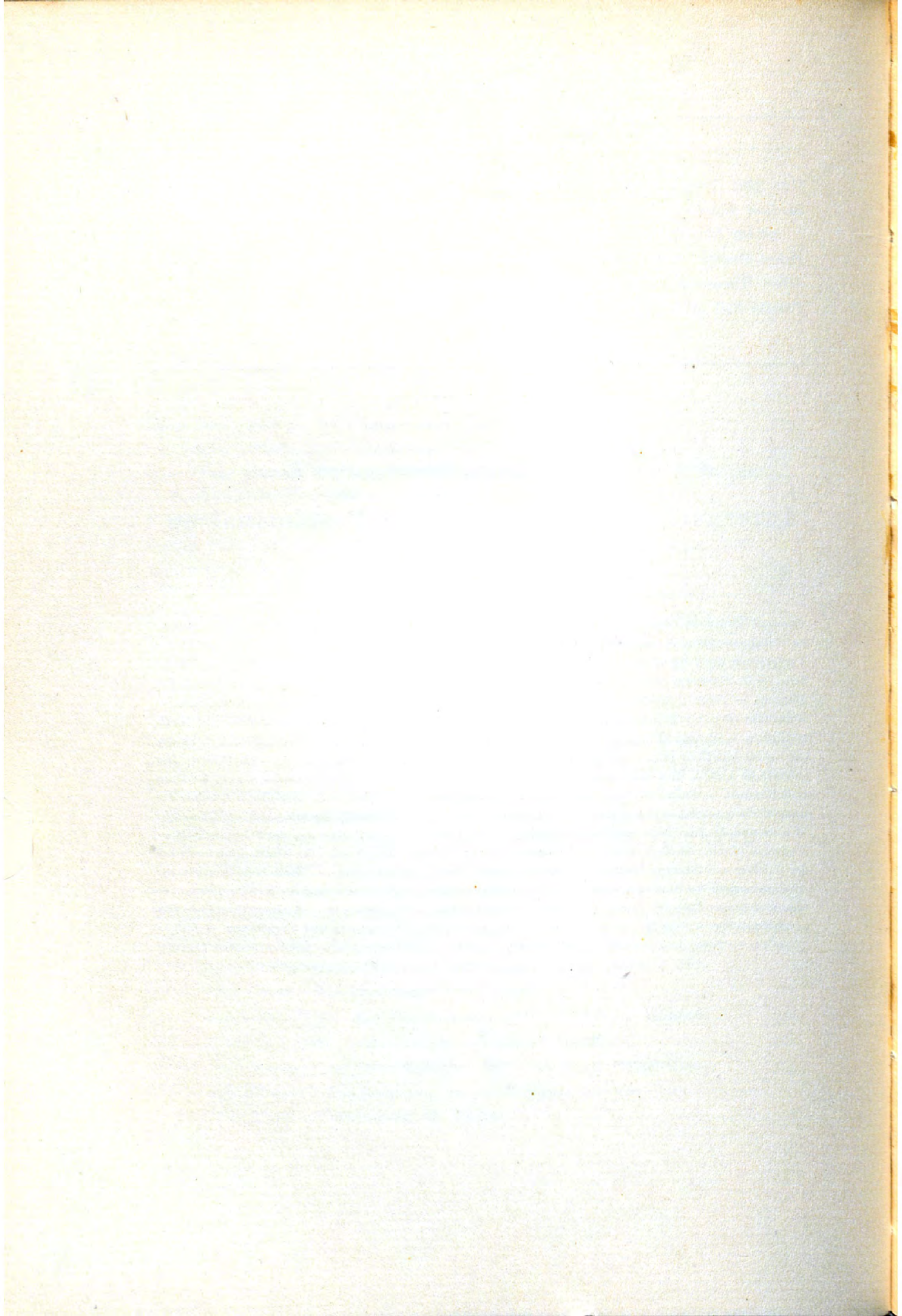
Gleichzeitig erscheint zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Bd. XII, Heft 3, mit folgendem Inhalte:

Ferenczi (Budapest): Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds. — *Ferenczi* (Budapest): Das Problem der Unlustbejahung. — *Jones* (London): Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs. — *Federn* (Wien): Einige Variationen des Ichgefühls. — *Odier* (Genf): Vom Über-Ich. — *J. Glover* (London): Der Begriff des Ichs. — *G. Jelgersma* (Leiden): Die Projektion. — *Wälder* (Wien): Schizophrenes und schöpferisches Denken. — *Fenichel* (Berlin): Identifizierung. — *E. Glover* (London): Probleme der Charakterologie. — *Alexander* (Berlin): Neurose und Gesamtpersönlichkeit. — *Nunberg* (Wien): Schuldgefühl und Strafbedürfnis. — *Horney* (Berlin): Flucht aus der Weiblichkeit. — *Müller-Braunschweig* (Berlin): Genese des weiblichen Über-Ichs. — *Landauer* (Frankfurt): Kindliche Bewegungsunruhe. — *Hoffer* (Wien): Die männliche Latenz und ihre spezifische Erkrankung. — *Blum* (Bern): Zur Psychologie vom Studium und Examen. — *Sadger* (Wien): Zum Verständnis des Sadomasochismus. — *Reich* (Wien): Quellen der neurotischen Angst. — *Coriat* (Boston): Ein Typus von analerotischem Widerstand. — *Wulff* (Moskau): Widerstand des Ich-Ideals und Realanpassung. — *Jokl* (Wien): Die Mobilisierung des Schuldgefühls. — *Laforgue* (Paris): Skotomisation in der Schizophrenie. — *Clark* (New York): Die Phantasiemethode bei der Analyse narzißtischer Neurosen. — *Weiß* (Triest): Der Vergiftungswahn. — *Kielholz* (Königsfelden): Analyseversuch bei Delirium tremens. — *F. Deutsch* (Wien): Der gesunde und der kranke Körper. — *Groddeck* (Baden-Baden): Traumarbeit und Symptomarbeit des Organischen. — *Rickman* (London): Ein psychologischer Faktor in der Ätiologie von Descensus uteri, Dammbruch und Vaginismus. — *Jelliffe* (New York): Psychoanalyse und organische Störung, Myopie als Paradigma. — *Simmel* (Berlin): Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf. — *Radó* (Berlin): Über Rauschgifte.

*



IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Herausgegeben von Sigm. Freud

Abonnement 1926 (Bd. XII, 4 Hefte im Gesamtumfang von 5–600 Seiten) M 20·–
Preis dieses Doppelheftes M 15·–
(Von diesem Heft sind einige Exempl. in Ganzleder handgebunden worden u. zum Preise von M 35·– erhältlich)

Alle redaktionellen und geschäftlichen Zuschriften erbeten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII, Andreasgasse 3

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII, Andreasgasse 3
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I, Riemergasse 1
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhne, Wien V, Arbeitergasse 1–7

IMAGO, XII. (1926), Heft 2/3